

Michael Wilkens

**Am schönsten sind nach alledem  
die Entwürfe des Esels**

Aufsätze und Reden zu  
Architektur und Städtebau 1973–2003

Dem unermüdlichen Anreger und Mitstreiter  
Nikola Dischkoff

Umschlagbild: Neubebauung an der Webergasse  
im Andreasviertel, Erfurt (Baufrösche 1993)

Kassel, Juli 2005

Herausgeber: Universität Kassel  
Fachbereich Architektur, Stadtplanung, Landschaftsplanung  
ISBN 3-89117-148-X  
Bezugsadresse: Infosystem Planung, Universität Kassel  
Henschelstr. 2, 34109 Kassel  
T 0561 804-2016 | Fax 0561 804-2232  
info-isp@uni-kassel.de | www.isp.uni-kassel.de

Layout: Helmut Aebischer  
Druck: Bräuning+Rudert oHG

## Inhalt

### **I Form und Gebrauch**

- I.1 Von der ernsten Architektur zur „lebendigen“  
Bauplanung (1975) **6**
- I.2 Die Angst vor den (altbewährten) Formen (1973) **25**
- I.3 Vom oft verkannten Wert einer  
Entwurfsmenge (1977) **64**
- I.4 An die bofphilen Postmodernen ... **78**  
Prof. G. oder die „Repressive Toleranz“ (1984) **81**
- I.5 Plädoyer für die Fortsetzung der Moderne  
mit anderen Mitteln (1984) **83**
- I.6 An OMU (1986) **95**
- I.7 Härings Begriff der Leistungsform (1980) **97**
- I.8 Funktionalismus vom Boden her:  
Leberecht Migge (1981) **102**
- I.9 Adolf Loos und die Wiener Secession (2000) **125**
- I.10 Formsinn statt Star(r)sinn (2004) **149**

### **II Hausbau, Wohnbau, Quartiersbau**

- II.1 Hausbau ist ein Drama (Baufrösche 1987) **164**
- II.2 Das „Unauffälligkeitsmanifest“ (1985) **166**
- II.3 Während des Count-Downs (1981) **174**
- II.4 Stand der Technik – Stillstand der Technik (1992) **177**
- II.5 Architektur einsparende Energiesparlügen (1994) **194**
- II.6 Wie man vom Konzept zur Werkplanung  
kommt (1994) **206**

- II.7 Architekten auf dem krummen Eselspfad (1994) 213
- II.8 Gute Nachbarschaft braucht Zäune (1997) 219
- II.9 7 Regeln für die Planung von Wohngebieten (1991) 243
- II.10 Wohnen, wohnen, nichts als wohnen! (2001) 245

### **III Stadt, Stadtzentrum und Erinnerung**

- III.1 Stadtplanung: einfach! Konzepte:  
gewöhnlich! (1978) 252
- III.2 Die 10 Binsenweisheiten der 'einfachen'  
Stadtplanung (1978) 267
- III.3 Stadtarchitektur (1994) 270
- III.4 Zusammenstoß der Paläste (1997) 289
- III.5 Die Spreeinsel – ein architektonisches  
Spiegelkabinett (1997) 295
- III.6 Die Reichstagsrede zum Reichstagsumbau (1991) 302
- III.7 Rekonstruktion – Dekonstruktion.  
Stadtplanung nach dem Städtebau (1995) 310
- III.8 Neu und ganz unmodern:  
die Unterneustadt in Kassel (2002) 319
- III.9 Wo bleiben die Gärten? (1996) 327
- III.10 Für eine soziale Gartenpolitik (2004) 330

Schlussbemerkung 336

Quellen 338

I

## Form und Gebrauch

I.1

## Von der ernsten Architektur zur "lebendigen" Bauplanung

1975

*Heinrich Klotz: Die Architektur ist selten ironisch gewesen. Sie ist ernst, weil sie die bestehende Gesellschaft bestätigt. Charles Moore: Das ist eines der großen Paradoxe: Die Kunst scheint in ihrem Wesen revolutionär zu sein, doch gleichzeitig ist die Architektur eine etablierte Kunst. Ich finde das sehr irritierend. Jene Architekten, die den Status quo am deutlichsten bestätigen, sind auch die, welche am lautesten beteuern, daß sie Kunst machen. Ich begreife nicht so recht, wie das möglich sein soll.*

(Aus: Architektur im Widerspruch, H. Klotz, J. Cook, Zürich 1974)

Seitdem es Architekten "von Beruf" gibt, haben sie den Anspruch erhoben, Künstler zu sein. Ist dieser Anspruch noch aufrecht zu erhalten? Wenn ja, was besagt er, und wenn nein, was ist dann "ästhetische Praxis" und wie ist sie im Studium vermittelbar?

### 1. Das Dilemma der Kunst

Was ist Kunst? Was sie sicher nicht ist (war): Bestätigung des Status quo, der alten Werte und Bindungen, der etablierten Mächte. So gesehen, war das, was wir allgemein Kunst nennen, vor der

Emanzipation der Person bzw. des freien Bürgertums etwas qualitativ anderes: Es war Kult statt Kunst, Nachvollzug des überlieferten "göttlichen Modells"(Tsonis) statt aufmüpfige Erfindung und Agitation. Es war – Architektur, denn es widerspiegelte die hierarchische Ordnung der Welt und die Gemeinschaft der Dinge in ihr. Nachher aber, nach der Befreiung der Person aus der mittelalterlichen Hausgemeinschaft, gab es dann diese vielen Künste, die im Kern ja gerade *gegen* Architektur gerichtet waren, das Besondere gegen das Allgemeine, das Teil gegen das Ganze usw. setzten. Von ihrem Beginn an ist diese Künstler-Kunst die Propagierung aufmüpfiger Querköpfigkeit gewesen, Ausdruck dafür, daß die Werte und Ziele in einer arbeitsteiligen Gesellschaft nicht mehr von oben kommen, sondern politisch erkämpft werden müssen. Ihre stolz signierten Erzeugnisse waren deshalb – im Gegensatz zu denen der sakralen (verbergenden) Kunst – auf Publikum angewiesen, mussten schon deshalb aus den Verankerungen in Architektur befreit und "ausstellbar" (Benjamin) gemacht werden. (In den gebogenen und gebrochenen Linien barocker Bauten wird dieses Ringen der Künste mit der Architektur spürbar: zurück bleibt schließlich ein präuder Klassizismus). Jedenfalls kann man von heute aus erkennen, wie diese Auflösung der Architektur einen geschäftigen Kunstbetrieb zeitigt, der seinerseits die Widerspiegelung der arbeitsteiligen Warenproduktion und Warenmärkte in den Städten ist. Der Künstler wird zum vitalen Prototyp des freien Unternehmers. Nun konnte das alles nur solange eine gegen das Bestehende gerichtete Herausforderung sein, wie dieses "freie Unternehmertum" selbst sich noch nicht voll entfaltet hatte. Jedenfalls gerät die

Kunst in der 2.Hälfte des vorigen (19.) Jahrhunderts in eine Identitätskrise („l'art pour l'art", Nietzsche: "Bildungsphilister!"), die schon früh die ideologische Krise des Mittelstandes und damit auch Elemente des späteren Faschismus vorwegnimmt. Kolossale Verdrängungsfantasien von Götterdämmerung und neo-archaischem Gesamtkunstwerk führen schließlich zur Gründung der pan-germanischen Bayreuther Festspiele und – ein halbes Jahrhundert später und nach der ideologischen Entdeckung des Jungen und Echten (Jugendstil) – zur Gründung eines „Bauhauses", unter dessen Dach die Künste wieder zur Architektur zurückfinden sollen. Gropius auf der Gründungsversammlung 1919: „Wollen, erdenken, erschaffen wir gemeinsam den neuen Bau der Zukunft, der alles in einer Gestalt sein wird: Architektur und Plastik und Malerei, der aus Millionen Händen der Handwerker einst gen Himmel steigen wird als kristallenes Sinnbild eines neuen, kommenden Glaubens!"

Nach dem unvermeidlichen Einsturz dieses Zukunftbaus und der Restauration industriekapitalistischer Verhältnisse in neoliberaler Form gibt es aus dem Dilemma der Kunst keinen anderen Ausweg mehr als den, den eine antibürgerliche Subkultur mit Jazz und Beat schon lange gewiesen hat: Improvisation! Aufhebung der „Arbeitsteilung" zwischen Künstler und Nichtkünstler! Sinnlichkeit statt Sublimierung! Verständlichkeit! Aufgeben des Anspruchs, Einmaliges und Unnachahmliches zu machen! Rückkehr zum „ungebildeten" (unverbildeten?) Publikum.

## 2. Das doppelte Dilemma der Architektur

Nach alledem ist für eine Architektur, die heute noch Kunst sein will, das Dilemma ein doppeltes: denn nicht nur ist die Kunst ein spezieller, historischer Ausdruck einer revolutionär-bürgerlichen, aber eben bürgerlichen Haltung, mehr noch ist „Baukunst“ ihrer praktischen Form nach als Medium für subversive Inhalte ungeeignet. Zu diesem Ergebnis kommt auch Tsonis<sup>1</sup>: Da in Architektur die Organisation der Macht sich materialisiere, müssten die „freien Alternativen“ eher scheitern, „wenn sie aufhören, kritische Demonstrationen zu sein und zu utopischen Entwürfen werden, die tatsächlich gebaut werden sollen, zu Produkten eben, die auf ihre Herstellung warten.“ Aber es ist nicht nur ihre ja erst in jüngerer Zeit spürbar werdende Existenzweise als Produkt, die gebaute Architektur zum untauglichen Medium „freier Alternativen“ macht. Gebäude, besonders wenn sie aus Stein gebaut und von einiger Größe sind, sind schon an sich ein Symbol für Beständigkeit und Macht. Und eine gerade gegen Beständigkeit und Macht antretende Baukunst konnte schon deshalb nur in der "ausstellbaren" Form der Architektur-Utopie sich präsentieren, wofür es eine Reihe geschichtlicher Belege gibt, die sich natürlich in den beiden großen Revolutionsepochen häufen. Die utopischen Entwürfe der französischen und russischen Revolutionsarchitekten heben gerade, wie Adolf Max Vogt nachweist, diejenigen Eigenschaften ganz oder teilweise auf, die für gebaute (klassizistische) Architekturen charakteristisch sind: Steinerne Massen lösen sie in filigrane

<sup>1</sup> Towards a Non-Oppressive Environment, Boston 1972, deutsch: Bauweltfundamente 39

Gitter auf, historizistische Floskeln ersetzen sie durch „kosmische“, „international gültige“ Grundformen, Beständigkeit und Stabilität durch dramatische Ballanceakte (z.B. Kippen in Erdachsenschiefe) und kinetische Mobilität, das Repräsentativ-lässige durch demonstrative Nutzen- und Arbeitsorientiertheit.<sup>1</sup> Zwar hatten alle diese neuen, utilitaristischen Umwertungen in den unsichtbaren oder verdeckten Bauteilen, den Dachstühlen, den stadtabgewandten Bahnsteighallen, den Brücken-Unterkonstruktionen etc. schon bald stattgefunden. Die klassizistischen Architekten mißverstanden ja die Bemühungen der Alten um eine kanonische, dem „göttlichen Modell“ gerecht werdende Ordnung als bloß ästhetische Absicht und kopierten die klassischen Vorbilder schon deshalb nur oberflächlich, und so ist es nur logisch, daß die utopischen Visionen der Revolutionsarchitekten nach der völligen Etablierung des neuen Nutzenprinzips quasi von innen her allmählich an die Oberflächen dringen und die weihevollte Maske auflösen – in Glas und Stahl. Doch – kaum Architektur geworden, wird auch daraus bald ein neuer Klassizismus: "Seit über einer Generation steht darum dieses Stahlmöbel-Betonkuben-Flachdachwesen geschichtslos da, hochmodern und langweilig, scheinbar kühn und echt trivial, voll Hass gegen die Floskel angeblich jeden Ornaments und doch mehr im Schema festgerannt als je eine Stilkopie im schlimmen neunzehnten Jahrhundert" (Bloch). Denn von allem Utopisch-Aufmüpfigem ist am Ende nur die avantgardistisch-genialische Geste übrig geblieben, durchsichtige Sensationsmache, die ihrem eingeweihten Publikum ein entzücktes „toll!“ „einfach irre!“

<sup>1</sup> A.M.Vogt: Revolutionsarchitektur 1917,1789 dumont kunst tb 1974

entlockt und gegenüber dem Mann vom Lande unbestreitbar die einzige Funktion hat, ihm einzureden, daß das Alte überholt und er selbst blöd sei.

Es sollte uns nicht schwer fallen, dies zu erkennen, um die Rolle dieses Berufs und die Praxis der Planung von Gebäuden neu zu überdenken.

### **3. Architektur und Bautechnik**

Betrachtet man das Verhältnis von Architektur zur Bautechnik, so fällt auf, wie sehr sie die Bautechnik dominiert oder – umgekehrt – wie wenig technische Erfordernisse das Planungshandeln von Architekten bestimmen. Das geht soweit, daß in manchen Architekturbüros unter den gelernten Diplom-Ingenieuren der Fachrichtung Architektur sich kein einziger findet, der eine einfache statische Berechnung durchführen oder die Betriebskosten und Leistungsdaten eines Turmdrehkrans auch nur ungefähr angeben könnte. Obwohl die Moderne Architektur ihren Erzeugnissen immer das Image von Ingenieurhaftigkeit gegeben hat, ist die ganze naturwissenschaftlich-technische Basis ihrer Arbeit ihr immer suspekt geblieben. Kenntnisse, die man dagegen liebevoll pflegt, beziehen sich im technischen Bereich fast durchweg auf die (inzwischen meist schon ausgestorbenen) Kunstregeln traditionellen Bauhandwerks. Dem „werkgerecht“ ausgebildeten „Detail“ ist deshalb nicht nur eine vielgelesene Fachzeitschrift dieses Namens, sondern überhaupt das Interesse des ganzen Berufsstandes gewidmet. Hierin, wie auch in der sonst nur noch bei frei praktizierenden

Ärzten und kleinen Handwerkern beobachtbaren Eigentümlichkeit einer berufsständischen (statt gewerkschaftlichen) Organisation zeigt sich, wie sehr der Beruf der spiegelbildliche Überbau eines Produktionszweiges ist, der in seiner Zurückgebliebenheit auf einer vorindustriellen Stufe von keinem anderen übertroffen wird. Der Umstand, daß z.B. 1970 der Anteil des Fertigteilbaus im Wohnbau nicht über 6,2% lag, der Rest also mehr oder weniger handwerklich erstellt wurde<sup>1</sup>, ist unbestreitbar Ursache dafür, daß Architekten nichts dabei finden, jede Bauaufgabe immer ganz von vorne und ganzheitlich anzugehen, wobei die eigentliche Ingenieurarbeit den ausführenden Firmen zugeschoben wird, die sie ihrerseits auch immer ganz von vorne angehen, um den immer verschiedenen Bauherrn- und Architektenwünschen nachzukommen. Den Gründen für die Zurückgebliebenheit des ganzen Baugewerbes soll hier nicht nachgegangen werden.<sup>2</sup> Hier soll nur festgestellt werden, daß die gängige Berufspraxis samt ihren ideologischen Erzeugnissen diese Zurückgebliebenheit nicht zu unterlaufen versucht, sondern bestätigt. Zwar hat es vonseiten der Architekten Entwürfe zu einem industrialisierten Bauen auch schon vor den staatlich subventionierten Wettbewerben „Elementa“ und „Integra“ gegeben (Wachsmann, Schulze-Fielitz, Friedmann usw.), doch waren diese meist in beruftypischer Manier avantgardistisch überzogen, knüpften nicht an die aktuelle Situation an und/oder gingen an der Organisation der eigenen Planungspraxis vorbei. Gerade sie

<sup>1</sup> s. Baustatist. Jhr.-buch 1971, S.4-1 ff

<sup>2</sup> sh dazu: Projektgruppe Branchenanalyse d. TU Berlin: Industrialisierung des Bauens unter den Bedingungen des westdeutschen Kapitalismus, in: Kursbuch 27, 1972

aber muß sich mit ihren Erzeugnissen mausern, sollen solche Entwürfe nicht bloße Deklamation bleiben.

#### **4. "System"-Architektur und die Industrialisierung des Bauens**

Mit der Fortentwicklung der handwerklichen Produktion in industrielle entsteht die Notwendigkeit einer bewussten und besonderen Produktionsvorbereitung und Produktentwicklung. Das ist im Grunde nichts anderes, als die Konzentration der sporadischen Verstandesarbeit, die zuvor die einzelnen Handwerker jeder für sich auf ihre Einzelprodukte angewandt hatten, unter einem Dach und auf eine ganze *Menge* zu produzierender Güter. Das Ergebnis solcher Arbeit ist also nicht individuelle "Gestalt", sondern der wiederholbare Prototyp. Das Typische verlagert sich von der Herausbildung des persönlichen "Stils" auf die Aufgabe und deren prototypische "Form", die es fortzuentwickeln gilt.(...)

Zunächst sollten wir eine gerade unter Architekten weitverbreitete Vorstellung aufgeben, daß industrialisiertes Bauen schon ein Bauen mit Verwendung elementierter Baukastensysteme sei. Zwar sind solche Systeme eine mögliche Erscheinungsform von Industrialisierung im Bauwesen, sicher aber nicht die einzige. Jedenfalls ist die Industrialisierung nicht notwendig an eine bestimmte, schon garnicht an eine "baukastenhafte" Erscheinungsweise geknüpft. Industriell können auch "Schwarzwaldhäuser" gefertigt werden. In der Tat vollzieht sich die Verwandlung häufig gerade im alten Gewände in geschickter Mimikri, verwandelt scheinbar nichts außer der Arbeit, indem sie die gelernte Arbeit am

Bau durch ungelernete Fabrik- und Montagearbeit ersetzt. Nicht über den Rohbau und dessen Zerlegung in Fertigelemente, sondern über den lohnintensiveren Ausbau und dort vor allem über dessen handwerklich aufwendigsten Teile wie Eingangstüren, Fenster, "schmiedeeiserne" Tore usw dringt die neue Produktionsweise in den Bau ein, und zwar nicht nur auf dem eng parzellierten Boden westlicher Industrieländer. Aber daß sich Architekten industrialisiertes Bauen nicht so, sondern als Bauen mit Fertigteilen (möglichst noch mit sichtbaren Montagefugen!) vorstellen, scheint einem ideologisch-ästhetischen Bedürfnis zu entspringen: der Bau soll individuelle "Gestalt" bleiben, formbares und vielfältiges Gefüge aus wenigen Einheiten, wie es der traditionelle Mauerwerksbau schon immer gewesen ist. Dabei wäre gerade der sprunghafte Anstieg an Wahlmöglichkeit, wie er sich in der ästhetischen Beliebtheit industrieller Produkte äußert, ein starkes Argument für den Beruf, allerdings auch für seine Veränderung.

## **5. Der Übergang zur Produkt- und Bauplanung**

Die mit der Industrialisierung stets verbundene Vervielfachung des technisch Möglichen erzwingt Arbeit zur "Reduktion von Vielfalt" – Reduktion auf ein erträgliches Maß irgendwo unterhalb der Schwelle zum Chaos, über dessen Bestimmung noch nichts genaues gesagt werden kann. Solche Reduktionsarbeit ist weitgehend deckungsgleich mit dem, was wir gemeinhin unter Planung verstehen: eine Arbeit, deren Ergebnis – ob Zeichnung, Prognose, Gesetzentwurf oder sonstwas – am Ende zum verbindlichen Rah-

men dessen wird, was aus der ungleich größeren Zahl alternativer Möglichkeiten realisiert werden soll. Der Planer vernichtet also Vielfalt (an Wahlmöglichkeiten) und arbeitet tendentiell auf Gleichförmigkeit der Handlungsweisen hin. Diese Tendenz aber ist andererseits auch ein kennzeichnendes Moment in der Industrialisierung, die über die Manufaktur, nämlich die Zerlegung handwerklich vielfältiger Arbeit in gleichförmige Arbeitsteile zur exakten Gleichförmigkeit vollautomatisierter Fertigung fortschreitet. Die Erzeugung von Gleichförmigkeit und Regelmäßigkeit, wie sie zur industriellen Produktion erforderlich ist, setzt die Vorwegnahme von Entscheidungen an den schon erwähnten Stellen der Produktionsvorbereitung voraus, ist aber gleichzeitig mit einer enormen Steigerung technischer Möglichkeiten verbunden, die gesichtet und sondiert werden müssen. Nur unter diesen Bedingungen kann man von Produkt- und Bauplanung sprechen.

Stellen wir nocheinmal die beiden Formen von Planungshandeln gegenüber: Die gängige Architektenpraxis ist primär auf die Koordination der verschiedenen "Gewerke" und auf die Komposition der verschiedenen Bauleistungen zu einem stimmigen Ganzen ausgerichtet. Etwas überspitzt könnte man sagen, daß sie – Bauaufgabe für Bauaufgabe – den Verlust traditioneller Zunftregeln und die Vielfalt "neuer" Baumaterialien ästhetisch zu kompensieren versucht, indem sie (nicht technisch oder praktisch begründete) Regeln, eine Art gestalterischer Logik in das komplexe Bauge-schehen einführt und die Bauteile auf einen (ästhetischen) Nenner zu bringen versucht. Dabei geht sie näherungsweise vor, indem sie den anfänglichen Rohentwurf sukzessive aus dem Stadium des

Skizzenhaften auf die Informationsdichte exakter Bauzeichnungen bringt, wobei sie versuchsweise vom Detail zur Gesamtgestalt geht wie auch umgekehrt. (Wie sehr dabei das Detailproblem, also das Problem der Gewerkkoordination das der praktischen und räumlichen Organisation des Ganzen überwiegt, läßt sich an zahllosen Entwürfen, Architektenäußerungen und Preisrichterentscheidungen ablesen.) Dabei sollte man nicht eine Spiegelbildlichkeit der Verstandesarbeit mit ihrem technischen Unterbau übersehen: Ein einmaliger entwurflicher "Rohbau" wird schrittweise in immer exakteren Dimensionen „ausgebaut“.

Demgegenüber ist die Produktplanung auf die Entwicklung wiederholbarer "Formen" aus, und da die industrielle Entwicklung mit steigendem Niveau die Hierarchie der Gewerke verdrängt, gerät dabei das Koordinationsproblem zunehmend in den Hintergrund, was man etwa an der Entwicklung im Fahrzeugbau beobachten kann: der diskursive, (d.h. vom Groben zum Feinen fortschreitende) "Aufbau", die Hierarchie der Teilsysteme Chassis – Karosserie – Tragsystem Zelle – Verkleidung Zelle – Beschläge usw. wird dabei immer "dichter", immer verfilzter. Die Teilsysteme wachsen ineinander, indem jedes zunehmend die Funktion des anderen mitübernimmt. Z.B. gehen die Funktionen von Tragen und Verkleiden ineinander über ("selbsttragende Karosserie"). Ebenso wird bei industrieller Rohbaufertigung die statische Leistung der Einzelteile immer unbestimmter, das Tragsystem im Ganzen dadurch immer leistungsfähiger. Die Verdichtung bildet sich hier im Verschwinden gelenkiger Montageverbindungen ab. Die Substanz wird amorph, das Gesamtprodukt damit immer anpas-

sungsfähiger, eine Entwicklung, die genau analog zu den Vorgängen bei der Organbildung in der Phylogenese verläuft. Auch dort zunächst säuberlich getrennte "Gewerke" und der Aufbau von Hierarchien durch Schachtelung, Spaltung und Kongregation<sup>1</sup>, dann zunehmende Verfilzung dieser Teilsysteme miteinander zu einem immer anpassungsfähigeren Gesamtorganismus.

## **6. "Zukunft in der Vergangenheit": Die Antiarchitekten des "neuen Bauens"**

Mit dem Vergleich zur "Organbildung" fällt einem natürlich der alte, architektur-historische Gegensatz "konstruktivistisch – organisch" ein. Tatsächlich nahm der Streit zwischen den CIAM-Ideologen und der kleinen Gruppe um Hugo Häring einige ideologische Elemente der aktuellen Situation vorweg. Häring griff den expressionistischen Individualismus der Künstler-Architekten um Corbusier an, der nach seiner Überzeugung "der Entwicklung im Wege" stünde, und agitierte gegen das Festhalten an den "toten", geometrischen Formen. (Hieran ist vor allem bemerkenswert, daß der kubistische Konstruktivismus als Expressionismus durchschaut wird, und das von jemandem, dessen Bauten eine oberflächliche Architekturkritik gerne den konstruktivistischen Architekturbeispielen als expressionistisch gegenüberstellt!) Es handele sich "bei der Arbeit an der Form der Leistungserfüllung", so schrieb er 1932, "nicht um die Verwirklichung der Individualität des Künstlers, sondern um die Verwirklichung der Wesenheit eines mög-

<sup>1</sup> s. dtv-Atlas zur Biologie S.85

lichst vollkommenen gebrauchstechnischen Gegenstandes".<sup>1</sup> Er konstatierte beharrlich einen Gegensatz zwischen Architektur und "bauen" und entwickelte eine gegenüber den Konstruktivisten ziemlich realistische Vorstellung von den immanenten Möglichkeiten zukünftiger Bautechnik. "Eine neue Technik, die mit leichten Konstruktionen, elastischen und schmiegsamen Baustoffen arbeitet, wird das Haus nicht mehr rechteckig und kubisch fordern, sondern alle Gestaltungen zulassen oder verwirklichen, die das Haus als *Organ des Hausens* ausbildet". Hier wird bereits die immense Vielfalt technischer Möglichkeiten gesehen, eine Vielfalt, der er – und später Scharoun – sich mit ingenieurhafter Unvoreingenommenheit bemächtigte. Häring war m. W. der erste, der 1950 bei den beiden Biberacher Häusern (Bild S. 97) einen Holzrahmen-Leichtbau aller "Architektur" und Werkgerechtigkeit zum Trotz außen mit einem Kalk-Zement-Putz überzog – (der Putz hält noch heute!) – und innen belüftete, was eine bezogen auf die Dämmleistung extrem billige Wand ergab. Aber auch die Bauten Hans Scharouns, der sich allerdings nie so konsequent von Expressionismus und Architektur befreit hat wie Häring, zeigten diesen technischen Realitätssinn, besonders, solange sie noch nicht fertig waren. Da wurde geklebt, gekittet, angeschossen, angeschraubt, überrabitz, geklemmt, genietet – alles durcheinander. Überhaupt keine saubere Gewerketrennung mehr! Auf Holz (verlorene Schalung) Beton – darauf Holz – darauf Metallwinkel - darauf wieder Holz – darauf Blech! es war ein Graus und doch – am Ende erwies sich seine Berliner Philharmonie wider alle Unkenrufe als weit billiger als

<sup>1</sup> s. U.Conrads(Hrg.):Programme u.Manifeste,Bauweltfundamente I

alle vergleichbaren Bauten der werk- und selbstgerechten "Architektur"!

Der progressiv-subversive Kern solcher Ansätze bestand gerade in diesem neuen Umgang mit der Technik, die ihren Instrument-Charakter selbst für Laien spürbar machte. Daß die Technik nicht die Formen im monotonen Schema veröden läßt, sondern daß umgekehrt die "Form"(schon bei Häring keine nur ästhetische Kategorie mehr) durch Technik erst befreit werden könnte, diese utopisch-kraftvolle Botschaft bewahrte das "neue bauen" vor dem hoffnungslosen Utilarismus, in den sich politisch sonst bewußtere Antiarchitekten wie Hannes Meyer stürzten, indem sie einen pruden Technizismus mit einer schwachsinnigen Humanwissenschaft paarten ("der grundriss errechnet sich aus folgenden faktoren ...") Wie manche Marxisten vor und nach ihm war auch Meyer allzu beflissen dem herben Wohlklang der beiden Wörter "Wissenschaft und Technik" aufgesessen. Häring hat wohl seine antroposophisch angehauchte Versponnenheit vor diesem naheliegenden Kurzschuß bewahrt, jedenfalls nahm in seinen vielen schriftlichen Äußerungen ein anderes Wort eine bevorzugte Stellung ein, das in Verbindung mit dem Wort Technik ein Wortpaar ergab, das eigentlich die Parole einer "linken" Technik hätte werden müssen: "Lebendigkeit". Technik und Lebendigkeit! (so wie Arbeit und Feste!) – diese wirklich neue Verbindung strahlen seine und Scharouns wenige Bauten wirklich spürbar aus. Weshalb sie auch für meine Begriffe weit mehr "Zukunft in der Vergangenheit" (Bloch) für uns darstellen sollten, als alle heroischen Bauten der "offiziell" linken Architektur zusammen. Aber was heißt das nun praktisch?



**“Arbeit an der Form der Leistungserfüllung“:**

Wohnung W. Schlingensiefen,

Berlin-Charlottenburg

Entwurf und Ausführung der Inneneinrichtung

mit zusammenlegbaren Möbeln

(M. Wilkens, 1963–64)



Welche Konsequenz ergibt sich daraus für heute, auf einem zwar weiterentwickelten, aber immer noch zurückgebliebenen Stand der Bautechnik? Dieser Frage müssen wir jetzt nachgehen.

### **7. Technokratie: die Technik ist der Planung ausgerissen**

Zunächst muß die Frage gestellt werden, wie es kommt, daß die Technik so "technokratisch" ist, warum wir sie eher mit starrköpfiger Ignoranz als mit "Lebendigkeit" assoziieren. Stramme Marxisten werden das gleich dem Kapitalismus anlasten, den ausbeuterischen und irrationalen Kräften hinter der Technik, die sie zum Symbol von Enteignung und Entmündigung machen. Daß alle Stadtplanung hierzulande immer gleich auf Bulldotzer und Bagger verfällt, ist sicher diesen "Randbedingungen" zuzuschreiben. Dennoch macht man es sich mit dieser Erklärung reichlich einfach.

Meine These ist, daß die Technokratie vor allem eine historische Folge der jähren Beschleunigung ist, die die Produktion durch ihre Industrialisierung erfahren hat. Diese Beschleunigung der Vielfalt an der (Möglichkeiten und Probleme) erzeugenden Basis aus Naturwissenschaft und Technik hat sich jedoch noch nicht oder nur zum Teil dem "ganzen, ungeheuren Überbau" aus Planung und Verwaltung mitgeteilt, sodaß der Kopf sozusagen hinter seinem Körper zurückbleibt. Die technisch verfügbar gemachte Vielfalt wird daher nicht mehr rational, d.h. in überlegten Schritten kleingearbeitet, sondern nur noch durch willkürliche Pauschalentscheidungen begrenzt, wodurch die Technik dann immer als der sichtbare Ausdruck ihrer blindwütigen Anwendung erscheint. Die

eigentlich notwendige Begrenzungsarbeit findet also als bewußte Arbeit noch garnicht statt, jedenfalls nicht im notwendigen Umfang. Der größte Teil der Begrenzungen ergibt sich unbewusst und willkürlich dadurch, daß anstehende Entscheidungen einfach vom Tisch gearbeitet werden. (Dieses entwicklungsbedingte "Ausreißen" der eigentlichen Produktion vor ihrer Steuerung spiegelt sich in den gleichzeitigen Gesellschaftstheorien in der Überbewertung der organischen "Stoffwechsel"-Vorgänge bzw. der Unterbewertung der "vegetativen" Zusammenhänge des Ganzen. Auch Marx und Engels operieren da noch ziemlich viel mit dem Skalpell; was wohl auch der Grund dafür ist, daß das Problem vorläufig offenbar nur von bürgerlichen Wissenschaftlern wie N. Luhmann gesehen wird. Jedenfalls muß man diese Situation unter dem kybernetischen Prinzip sehen, daß nur "Vielfalt Vielfalt zerstören kann"<sup>1</sup> um zu verstehen, was die unvermeidliche Konsequenz ist – der "Kopf" muß (noch) größer werden! Und zwar nicht der routinemäßig verwaltende Kopf, sondern der absichtlich wählende, entscheidende, zielsetzende. Wird diese Notwendigkeit im allgemeinen für die kommunale Planung z.B. mindestens verbal zugestanden (z.B. in der Forderung nach "interdisziplinären Arbeitsgruppen"), so neigt die der Technik vorgängige Planung eher dazu, sie für sich selbst auszuschließen. Es sind fast immer die Techniker und Architekten unter den Planern, die durch politische Naivität und Borniertheit glänzen! Die glauben, mit einem Soziologen dabei wäre man schon aus dem Schneider. (Unter "Soziologie"

<sup>1</sup> s. hierzu u. zu dem folgenden: Ashby, Einf. i.d.Kybernetik, suhrkamp tb Wissenschaft 34, 3,293 ff

versteh man hier so ziemlich alles, was man sich eigentlich vom Halse halten möchte.)

Und in der Tat muß die Forderung nach mehr kritischer Kapazität, also eigentlich nach mehr Politik in diesem Bereich etwas Bedrohliches haben. Denn im Gegensatz zur eigentlichen Planung ist die ausführungsnah, technische Planung gezwungen, die ziemlich abstrakten Planinhalte termingerecht in konkrete Ausführungszeichnungen umzusetzen. Soll dabei trotz des ruckartigen Anstiegs an zu verarbeitenden Auswahlentscheidungen (Komplexität) die Übersicht nicht verloren gehen, so gibt es bei konstanter Speicherkapazität (Planungszeit und -kosten) nur zwei Mittel, ein Überlaufen der Problemvielfalt zu verhindern: (Erstens) die drastische Reduktion der angewandten Kriterien, also eine Art Strategie der Betriebsblindheit; (zweitens) die apriorische Begrenzung der Problematik durch die beflissene Befolgung (oder Einführung) von Regeln und die Schaffung von Sachzwängen. Beide Strategien sind denn auch zu den gewöhnlichen Trampelpfaden in den technischen Abteilungen der planenden Verwaltung geworden.

Die erste führt dazu, daß jedes auftauchende Problem möglichst rasch seiner Freiheitsgrade beraubt und auf die drei Dimensionen Länge x Breite x Tiefe zurückgestutzt wird. Die zweite bedeutet, daß zunächst nur vorläufig und schätzungsweise angenommene Merkmale der Lösung zur Vorgabe für kleinere Vorleistungen gemacht werden, die dann bald nach dem Motto „Jetzt haben wir die Kartoffeln, jetzt müssen sie auch gegessen werden!“ die offiziell noch garnicht "gegessene" Entscheidung zur entgeltigen machen. Durch den Hinweis auf höheren Orts erlassene Vergabe-

richtlinien, Durchführungsbestimmungen etc. und die bereits getroffenen Vorleistungen entsteht so scheinbar eine Kausalkette irreversibler Schritte, die leicht darüber hinwegtäuscht, daß die einzelnen Stationen dieser stringenten Entscheidungsfolge Stationen eines Holzwegs sind<sup>1</sup>. (Im Bereich ästhetischer Design-Entscheidungen spielt übrigens die durchgängige "Handschrift" des Meisters die gleiche, Vielfalt begrenzende Rolle, nur daß man sie hier in feuilletonistischer Geschwollenheit als "Logik der Form" bezeichnet!)

#### **8. Die Wiedereinholung der Technik setzt ein neues Berufsverständnis (und folglich auch eine veränderte Ausbildung technischer Planer) voraus**

(Eine angekündigte Fortsetzung folgte nie)

<sup>1</sup> Diese Bemerkungen stützt der Verfasser auf seine in den Jahren zuvor in der Planungsbürokratie der Flughafen Frankfurt-Main AG gemachten Erfahrungen

## I.2

# Die Angst vor den (altbewährten) Formen

(1973)

In Diskussionen oder Arbeitspapieren zu irgendeinem Planungsthema stößt man immer wieder auf die Unterscheidung von „Zielen“ und „Mitteln“. (...). (Und) z.B. der Satz: „Der Prozeß der Problemformulierung ist identisch mit dem Prozeß der Problemlösung“<sup>1</sup> (ist eigentlich) eine Binsenweisheit. Denn das Wort „Problem“ erzeugt fast automatisch die Vorstellung eines Quasi-Gegenstandes, eines frei im Raum schwebenden Knotens, der erst geknüpft und dann „gelöst“ wird. In gleicher Weise ruft das Substantiv „Ziel“ im assoziierenden Gedächtnis das Bild eines in der Ferne, nämlich am „Planungshorizont“, auftauchenden Hafens herauf, wobei die Transportvehikel dorthin oder die Ruderaus schläge dann die sogenannten „Mittel“ darstellen. Diese schon im Wort „Kybernetik“ enthaltenen Bilder aus alten Seefahrtstagen mögen zuweilen nützlich sein (...), für die Entwicklung einer praktischen Planungstheorie aber drohen sie ähnliche Hindernisse zu werden, wie es ehemals die Unterscheidungen zwischen „Welle“ und „Korpuskel“ für die Physik oder „Geist“ und „Seele“ für die Psychologie oder „Seele“ und „Körper“ für die neuere Medizin

<sup>1</sup> Rittel, H. Zur Methodologie des Planens im Bauwesen, in: DerArchitekt 7, Juli 1970. Dazu auch G. Myrdal: Das Zweck-Mittel-Denken in der Nationalökonomie (1933) Stadtbauwelt 32, Dez. 1971

waren oder immer noch sind. Schlimmer noch: solange die Ansätze zu einer Theorie mit solchen Begriffen in dreidimensionaler Quasi-Gegenständlichkeit stecken bleiben, können sie auch der Bürokratie die Prozeßblindheit ihres Vorgehens nicht erklären, geschweige denn vorwerfen. (...) Und eine Planungstheorie, die die Sprache der Naturwissenschaft für sich in Anspruch nimmt, wird alsbald die Blöße ihrer unvermeidlichen Subjektivität hinter Computer-Outputs zu verstecken suchen. Diese Arbeit will deshalb gerade die subjektive Seite des Planens und Entwerfens ins Blickfeld rücken. Sie wird Planen als einen notwendig subjektiven und intersubjektiven Symbolprozeß darstellen, dessen abstrakte „Resultate und Behälter“ die „Formen“ im Titel dieser Arbeit sind.

## I

### **1. Die apriorischen Formen**

Ein Planungsproblem, das uns z. B. in Gestalt einer Ausschreibung zu einem „städtebaulichen Wettbewerb“ auf den Tisch kommt, ist zugleich immer auch – nach dem schon zitierten Satz – eine Problemlösung. Selbst die auslobende Behörde fand das Problem schon in groben Zügen gelöst vor, vermutlich ohne daß ihr das bewußt wurde. Allein die Tatsache, daß es zwar eine Behörde für Stadtplanung, aber keine für „Landverbrauchsplanung“ gibt, (...) aber auch die zur Anwendung kommenden Gesetze und Richtlinien usw. legen schon grobe Züge der Lösung fest. Auch das Wort „Schule“, mit dem wir immer ein Schulhaus assoziieren, ist ein „Entwurf“, der in der Sprache verankert ist und mit dazu beiträgt, daß außerhalb dieses Gebäudes kaum Schule stattfindet. Aber es gibt noch

mehr solcher Verankerungen: Probleme scheinen sozusagen Triebe eines unterirdischen, dichten Wurzelgeflechts aus Begriffen, Instanzen, Gesetzen und Gewohnheiten zu sein, aus dem sie hier und da in das wache Bewußtsein wachsen und dabei zugleich in eine Form übergehen. Dieser ganze „Problemlösungskodex“ mag uns zuweilen als bedrohlicher Komplex von Sachzwängen erscheinen; in Wirklichkeit tritt er aber nur dann in unser Bewußtsein, wenn er uns im Wege ist. Den größten Teil davon scheinen wir deshalb gar nicht zu bemerken, weil er uns keineswegs behindert, vielmehr unser Planen und Handeln unbemerkt leitet und uns die Orientierung in einer „geordneten“ Umwelt ermöglicht.

(...) Die Entwicklung des Problems hat die Form eines Prozesses, d. h. es handelt sich um einen Komplex von Ereignissen und Beziehungen von Ereignissen, die sich wiederum unter Einwirkung von Entscheidungen ergeben, die teils absehbar, teils unabsehbar (zufällig) sind. Der Fortschrittsglaube des vorigen Jahrhunderts hatte die Zufälle noch für Launen der Natur gehalten. Erst als sich die Unabsehbarkeit der Ereignisse auf der Ebene der mikroskopischen Vorgänge zeigte, also die Zufälligkeit jener atomaren Vorgänge, aus denen sich die makroskopischen Phänomene zusammensetzen, wurde offenbar, daß die uns zugängliche Wahrheit immer nur eine hohe Wahrscheinlichkeit sein kann. Mißt man nun per definitionem nur einer „für uns“ unterscheidbaren, also makroskopischen Ereignisfolge eine „Geschichte“ zu, so handelt es sich bei dem apriorischen Establishment der Problemlösungen um eine Eigentümlichkeit aller Geschichte: nämlich immer etwas

determinierter zu verlaufen als die vollkommen zufälligen Vorgänge auf der elementaren Ebene der kleinsten Teilchen(...). Den makroskopischen Ereignissen haftet also ein gewisses Maß an Nichtzufälligkeit und Ordnung, damit aber auch an Voraussesbarkeit an. Auf dieser Ebene sind deshalb bestimmte Ereignisse immer wahrscheinlicher als andere<sup>1</sup>. Diese relative Prädetermination, also die Verknüpftheit der Ereignisse mit verschiedenen großen Wahrscheinlichkeiten, ist die theoretische Basis der allgemeinen Informationstheorie. Sie beschreibt die Entropie eines Ereignisses als seine „Unbestimmtheit“ für ein wahrnehmendes Subjekt und die Kette vorausgegangener Ereignisse als eine Reihe bedingt voneinander abhängiger „Versuche“, deren Ergebnisse die Unbestimmtheit jeweils um einen bestimmten Betrag an Information verringern; wie in einem Ratespiel, in dem mit jeder erfragten Antwort die Unbestimmtheit der Lösung geringer wird (auf jeden Fall nicht zunimmt). Die Antworten, bzw. die „Versuchsergebnisse“, bzw. die „Geschichte“, liefern uns „Information“, und zwar um so mehr, je mehr Fragen bzw. Versuche hinsichtlich eines fraglichen Ereignisses durch sie erspart werden.

Problemlösungsprozesse sind also „Versuchsketten zur Beseitigung von Unbestimmtheit“ oder – was das gleiche ist – zur Erlangung von Information. Das allerdings setzt voraus, daß Information aufgenommen, gespeichert und weitergegeben werden kann, also ein System, das „Informationen verarbeitet“. Dieses steht dann dank seines „Gedächtnisses“ niemals in einer totalen Prob-

<sup>1</sup> Das subjektiv Wahrscheinliche ist also das Regelhafte, das thermodynamisch Unwahrscheinliche..

lemsituation, in der jeder der vielen Alternativen die gleiche Wahrscheinlichkeit zukommt, in der also noch alles „drin ist“, sondern mit Hilfe der gespeicherten, „erfahrenen“ Geschichte vermag es einzelnen Alternativen eine größere, anderen wieder eine kleinere Wahrscheinlichkeit zuzuschreiben und damit die Zahl der Möglichkeiten einzuschränken. (...) Diese Form der Informationsverarbeitung durch Eliminierung des Unwahrscheinlichen und Selektion des Wahrscheinlichen finden wir auf allen Ebenen geschichtlicher Prozesse: von der mikrogeschichtlichen Ebene des individuellen Denkens (in Begriffen) bis hin zur naturgeschichtlichen Ebene der „Arterhaltung“ und der sie sichernden genetischen Barrieren in der Erbinformation, die ein Formen- und Artenchaos verhindern. Und in den organisierten menschlichen Gesellschaften ist offensichtlich der geschilderte Problemlösungskodex dazu da, die Menge der möglichen Probleme und Formen auf die Menge der öffentlich anerkannten Probleme und Formen zu reduzieren und damit eine allzu rasche Mutation der Problemlösungen zu verhindern.

Die zusätzliche Information, die dabei der im je gegenwärtigen Wahrnehmungs- und Problemlösungsprozeß gewonnenen Information aus der Vergangenheit hinzugefügt wird, heißt Redundanz. Darunter verstehen wir genau die Vorabinformation, die es uns (...) beim Lesen ermöglicht, unvollständige Textstellen (...) zu ergänzen und als sinnvoll zu interpretieren (...). Genauso aber geht jedes problemlösende System vor: mit der bekannten Palmström-Logik, daß „nicht sein kann, was nicht sein darf“. Werte, Normen und Ziele sind so gesehen, „redundante Informationen“, die aus „erlit-

tenen Problemlösungen" (erlernt worden) sind. In tierischen Gesellschaften sind sie dem einzelnen Exemplar als Instinkt genetisch aufgeprägt; in der menschlichen Gesellschaft dagegen sind sie weitgehend symbolisch vermittelt und bilden die psychische Instanz des sogenannten Über-Ichs, das als der verlängerte Arm der Gesellschaft im Einzelnen eine Art Problem- und Triebzensur ausübt. (...).

Entwerfen, Planen oder ganz allgemein Problemlosen sind unter dem hier interessierenden Aspekt identische Vorgänge. Wir haben gesehen, daß es sich dabei um eine Reihe bedingter – nämlich von den vorangegangenen eigenen wie den „Versuchsergebnissen" auf der je höheren Entscheidungsebene abhängigen Versuchen handelt, im problematischen Wirklichkeitsausschnitt möglichst viele Regeln zu erkennen bzw. diesen so umzuordnen, daß er regelhaft wird und den apriorischen Erwartungen entspricht. Jedes Problemlösen hat deshalb einen stark architektonischen Charakter, wenn man unter Architektur ganz allgemein die Bemühung versteht, das Umgebungsmaterial im Sinne bisheriger und allgemeiner Erfahrung zu ordnen und „wiedererkennbar" zu machen. Folglich ist der Entwerfer gegenüber dem Problem, das er zu lösen hat, in der Lage dessen, der eine undeutliche, unklare Wahrnehmung beschreiben soll. Er kann nichts anderes tun als versuchen, sich an Hand aller verfügbaren und bereits erlernten Erfahrung den problematischen Stimulus zu erklären und ihn dann mit Hilfe dieser schon zu „Begriffen" kodierten Erfahrungen auszudrücken. Das ist die instrumentelle Seite jedes Symbolprozesses (...)

Die Schwierigkeit besteht nun darin, die für die Beschreibung erforderlichen „Eigenschaftsreihen“ zu finden, mit denen die Formen der Lösung beschrieben werden können. Das heißt, es muß eine Art Repertoire gefunden werden, mit dem alle noch möglichen Zustände des problematischen Materials hinreichend genau definiert werden können. Dazu aber müßte man in der Lage sein, alle diese Zustände vorauszusehen, was in der Problemsituation ja gerade nicht der Fall ist. Auf diese Schwierigkeit werden wir im dritten Teil dieser Arbeit noch zurückkommen. Hier sei nur so viel vorweggenommen, daß jedenfalls die Tatsache, daß wir trotz dieser Schwierigkeit in ziemlich kurzer Zeit zu ziemlich organisierten „Beschreibungen“ (Entwürfen, Plänen) kommen können, unserer Fähigkeit zur Abstraktion zuzuschreiben ist bzw. der Tatsache, daß das Repertoire der Eigenschaften in unserem Gedächtnis sozusagen einen Kode bildet. (...) Der Problemlösungskodex, von dem wir eingangs sprachen, bildet aus der Erfahrung eine den Problemkontext regelnde und restringierende Grammatik, die dafür sorgt, daß die Zahl der im Repertoire enthaltenen Kombinationsmöglichkeiten auf die Anzahl „sinnvoller Sätze“ beschränkt wird. Gesellschaftliche Erfahrung, die so Kodes zur Lösung von Problemen herstellt, „ist in einem strengen Sinne gleichzeitig Produktionsvorgang und Rezeption gesellschaftlicher Vereinbarungen über die Erscheinungsform oder Gesetzmäßigkeit der Gegenstände“. Genau dies, nämlich **die in einem Repertoire von Eigenschaften enthaltenen und nach der Grammatik gesellschaftlicher Erfahrung und Absicht sinnvollen Beschreibungen nenne ich die im Repertoire enthaltenen Formen.** (...) Formen, und natürlich auch ihre

Komplemente, die Probleme – sind so gesehen keine primär ästhetischen, sondern primär geschichtliche Kategorien. Die Geschichte verwandelt in der Wechselwirkung von Produktion und Rezeption jedes vor ihren Subjekten auftauchende Problem alsbald in eine Form. (...)

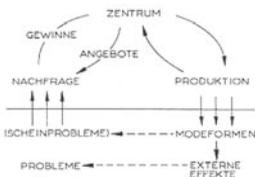
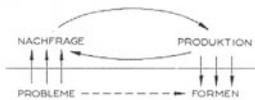
## **2. Einige Eigenschaften von Hierarchien**

(Situationsgebundenheit, Generalisten-Spezialistenkonflikt, das Parkinsonsche Gesetz, das Peter-Prinzip)

## **3. Planung und Gegenplanung**

Die vorangegangenen Überlegungen sollen verdeutlichen, daß Abstraktionen zwar Zusammenfassungen von Einzelheiten zum Zwecke größerer Allgemeingültigkeit und Übersichtlichkeit sind, diese Allgemeingültigkeit aber immer nur bestimmten Situationen entspricht und in ihrem Geltungsbereich auf bestimmte Absichten zugeschnitten ist. Das Gleiche gilt für die Abstraktionen, aus denen die Hierarchien sozialer Organisationen aufgebaut werden. Da aber mit wachsender Abstraktion die Allgemeingültigkeit und „Macht“ ihres Inhalts wächst, ist mit ihr eine unheilvolle Tendenz zu ausuferndem Wachstum verbunden, so daß schließlich Sinn und Zweck, zu dem etwas abstrahiert ist, gar nicht mehr auszumachen sind und die Abstraktionen immer seniler werden. Denn unter dem Aspekt der Information ist Wissen nicht Macht, sondern umgekehrt: Wissen ist Ohnmacht und Unwissen ist Macht, jedenfalls

solange wir unter Wissen „Informiertheit“, also neues Wissen verstehen. Das heißt aber, daß Problemlösung „von oben“, staatliche Planung etwa, nie viel mehr sein kann als „bedingter Reflex“, eine Routinebeantwortung der Probleme nach den alten Abstraktionen. Was „oben“ zu Richtlinien und goldenen Worten erhoben wird, erweist sich „unten“ als der alte Hut, unter dem immer nur eine hochgradig vereinfachte und stilisierte Darstellung der längst reparaturbedürftigen Wirklichkeit zutage kommt. Jedenfalls ist klar, daß die neuen Formen, die geänderten „Ziele“ und „Werte“, nur aus einer „Gegenplanung“ kommen können, die die umgekehrte Richtung hat: nämlich nicht vom allgemeingültigen Gesetz zu seiner speziellen Anwendung, sondern umgekehrt von der unmittelbaren, „neuen“ Erfahrung zum allgemeinen Gesetz.



Nun erinnert dieser Gegensatz an einen anderen, der in diesem Zusammenhang häufig in die Debatte geworfen wird: den Gegensatz von Plan und Markt. Denn der Markt spielt ja – mindestens der Form nach – gegenüber der zentralstaatlichen Planung von oben eine genau umgekehrte Rolle, insofern jedenfalls, als auf ihm dezentral durch Nachfrage Bedürfnisse und Interessen formuliert werden, die dann die neuen Formen der Problemlösung erzeugen. So gesehen ist der Markt eine hochempfindliche Retina zur Wahrnehmung der Außenwelt und der in ihr auftretenden Mängel und Bedürfnisse, und es erscheint deshalb ganz natürlich, daß die Politik zunächst buchstäblich auf dem Markt stattfand. Jedoch hat auch diese Abstraktion nur einen sehr begrenzten Geltungsbereich, denn sie verallgemeinert ihre Voraussetzung, daß nämlich die Bedürfnisse in Form von Sachen ausgedrückt werden können und

daß die Werte sich als „Gebrauchswerte" bestimmen und nicht durch „Angebot" manipuliert sind. Mit anderen Worten, **die Bedürfnisse müssen sich an der natürlichen und gesellschaftlichen Umwelt selbst bilden, um erst danach auf dem Markt als „Nachfrage" zu erscheinen, wenn der Markt eine Instanz der kollektiven Problemformulierung bleiben soll.** (...) Andererseits verabsolutieren sich die Superierungen der falschen Bedürfnisse in der gleichen absurden Weise, wie wir sie schon als das Parkinsonsche Gesetz aller Organisation kennengelernt haben. Den bis ins Absurde superierten Instanzen dort entsprechen hier die sich ins Phantastische auswachsenden Kapitale. Plan und Markt erscheinen also schließlich nicht als zwei Seiten, sondern als ein und dieselbe Seite der gleichen Medaille. Sie gehen eine regelrechte Symbiose ein, indem der immer abstraktere Markt zunehmend „negative Erträge" in Form schädlicher, marktexterner Effekte zeitigt, die dem Staat ein Daseinsrecht zu garantieren scheinen. Umgekehrt entfernt sich der zentrale Staat mit zunehmender Abstraktheit so weit von den konkreten Problemen an der Basis, daß sie schließlich nur noch über einen mehr oder weniger freien oder schwarzen Markt gelöst werden.(...).

## II.

Im letzten Abschnitt wurde festgestellt, daß mit wachsender Arbeitsteilung und Konzentration der Markt statt der objektiven Probleme zunehmend nur noch die nach außen projizierten Probleme künstlicher Knappheit formuliert, was wiederum die Tendenz

nach mehr Planung verursacht, die sich bald aber – dem Peter-Prinzip jeglicher Organisation folgend – ebenfalls von den Problemen entfernt und sich zu einem naturwüchsig wuchernden Apparat des blinden Krisenmanagements auswächst. Diese Apparate sehen nur Probleme, für deren Erfassung sie programmiert und eingerichtet sind. Und selbst diese Probleme werden immer schwerer identifizierbar. So droht die Öffentlichkeit, also jener Bereich aus Tradition und Interaktion, in dem Erfahrungen vermittelt und Gegensätze ausgetragen werden, allmählich auszutrocknen. Die Formen gesellschaftlicher Praxis regenerieren sich nicht. Sie verfestigen sich statt dessen zu monströsen Sachzwangkomplexen, zu – wie Habermas schreibt – „vergegenständlichten, d.h. der öffentlichen Kommunikation entzogenen, nur mehr hinter dem Rücken der Subjekte geltenden und so zugleich empirisch zwingenden grammatischen Beziehungen“<sup>1</sup>. Diese Vergegenständlichung aber kommt symptomatisch zum Ausdruck im vergegenständlichten, nämlich auf die bloße Wahrnehmung bezogenen Formbegriff der Architekten und „Formschaffenden“. Zwar mag es im Prinzip gleich sein, wie wir etwas nennen. Definitionen sind willkürlich. Aber andererseits sind sie historisch auch nicht zufällig. Und offenbar ist der Begriff in seiner ästhetischen Bedeutung nicht viel älter als die Berufe, die ihn so gebrauchen, und die Ästhetik selbst.

Wenn Architekten und Designer von Formen reden, dann meinen sie im allgemeinen immer so etwas wie „Gestalt“, eine prägnante, von Zufälligkeiten bereinigte Figur. In der Wissenschaft dagegen

<sup>1</sup> J. Habermas: Erkenntnis und Interesse, Frankfurt.M 1968, S. 81

versteht man unter Form im allgemeinen etwas ganz anderes: dort ist Form das Gegenteil von Stoff, Substanz, eine Abstraktion also im Sinne des Kantschen Wortes, daß „in jeder Erkenntniß unterschieden werden [müsse] Materie, das ist der Gegenstand, und Form, das ist die Art, wie wir den Gegenstand erkennen“. Und dabei ist mit Erkennen ja nicht bloß ästhetisches Wahrnehmen gemeint! Kant fährt fort: „Sieht z.B. ein Wilder ein Haus aus der Ferne, dessen Gebrauch er nicht kennt, so hat er zwar eben dasselbe Object wie ein anderer, der es bestimmt als eine für Menschen eingerichtete Wohnung kennt, in der Vorstellung vor sich. Aber der Form nach ist dieses Erkenntniß eines und desselben Objects in beiden verschieden“<sup>1</sup>. Dieses Begriffspaar ist durchaus sinnvoll. Denn die Formen sind nicht an und für sich da wie der Stoff, sondern sie sind Abstraktionen für den „Gebrauch“. Sie sind das, was wir zu unserer Orientierung an Regelmäßigkeiten aus der konkreten Umwelt entnehmen, um es als Absichten wieder in sie hineinzutragen. Den ersten Schritt nannte Marx „Formung, Unterwerfung der Objekte unter einen subjektiven Zweck“, den zweiten „Verwandlung derselben in Resultate und Behälter der subjektiven Tätigkeit“. Und in diesem Sinne war es gemeint, wenn ich (anfangs) hervorgehoben habe, daß „Formen“ nicht primär ästhetische, also auf bloße Wahrnehmung bezogene – sondern primär geschichtliche, nämlich auf Erfahrung und Absicht bezogene Kategorien sind: Aber diese geschichtlich-subjektive Seite ist im ästhetischen Begriff der Form verkümmert. Die Formen der „Form-schaffenden“ (...) sind zwar auch aus erlernten Wahrscheinlichkei-

<sup>1</sup> I. Kant: Logik, Werke IX, S.33

ten aufgebaute Abstraktionen, aber diese haben keinen eigentlichen Bezug mehr zur konkreten Geschichte. (...)

Diese Vergegenständlichung der „Form“ ist nicht nur eine Erscheinung des „Strukturwandels der Öffentlichkeit“ (Habermas), sondern wie dieser eine Folge des Strukturwandels der Produktion. Denn mit der industriellen Arbeitsteilung löst sich das diskursive Problemlösen, die Formfindung im Dialog zwischen Auftraggeber und Meister, vom eigentlichen Vorgang der Produktion ab. Dadurch wird die Form am Ende tatsächlich zum konkreten Gegenstand – zum Prototyp, dem seine massenhafte Reproduktion am Band folgt. Hierin kann man den historischen Grund für die Verwandlung des Meisters in den isolierten Künstler und für die Glorifizierung des Originals und des Kunstwerks „im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit“<sup>1</sup> sehen. Wo nämlich das autonome, problemlösende Vorgehen gegenüber den Objekten der Natur ganz aus dem Arbeitsprozeß herausdestilliert ist, so daß am Ende für die große „Masse“ nur noch der trockene Teil mechanischer Ausführung zurückbleibt, wird das in die Ateliers verbannte Entwerfen selbst zum Inbegriff unbeschädigter Identität, zum Gegenstand geheimer und unbewußter Sehnsucht nach einem schöpferischen Leben. So ist wohl die objektive Funktion dieses ästhetischen Formerzeugens nicht die Lösung der Probleme, sondern die Darstellung eines vorgeblichen Problemlösens. Gerade die „neue Sachlichkeit“, die Betonung der Form als eines Mittels

<sup>1</sup> W. Benjamin: Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit (1936) Frankfurt 1963

zum Zweck, ist ein Zeichen dafür, daß die funktionalistische Architektur „den Prozeß der ‚Entzauberung der Welt‘ eben eigentlich nicht ‚mitmacht‘, wie Klaus Horn meint, sondern diese Entzauberung, nämlich die Reduktion aller praktischen Probleme auf technische, durch Darstellung sublimiert und ästhetisiert. So trifft es auch nicht zu, daß Architektur zur ‚reinen Ingenieurwissenschaft‘ wurde und daß ‚das Moment der darstellenden Symbolisierung ganz in den Hintergrund tritt‘<sup>1</sup>. Nur wird jetzt die kapitalistische Entzauberung durch quasi ingenieurhafte, „Funktionen folgende“ Formen symbolisiert. Denn jeder Ingenieur weiß, daß die Geschichte der modernen Architektur auch eine Geschichte bautechnischer Absurditäten ist, ein ständiges Auf-den-Kopf-Stellen jeder ingenieurtechnischen Vernunft zugunsten einer Demonstration, eines Zeigens, das ganz anderen Gesetzen folgt als denen der Bauphysik und -mechanik. Zwar trifft es zu, daß die Produkte der Architektur „in den Maschinenpark dieser Gesellschaft“ eingereiht werden, „dessen Material menschliche, organische und anorganische Natur ist“ (K. Horn), aber gerade die funktionalistische Architektur hat diesen Vorgang nicht unmittelbar selbst vollzogen, sondern sie hat ihn ästhetisiert, verschönt, veredelt. Sie verklärte sozusagen als gebautes „Wort zum Sonntag“ diese Versachlichung und Entmündigung als einen Weg zur Wahrheit und hielt gleichzeitig ihrem entfremdeten Publikum das eigene reine Gestalten als wahnhaftige Idee und vertröstende Möglichkeit entgegen. Die großen Architekturgenies, die somit nichts anderes symbolisieren als

<sup>1</sup> K. Horn in Berndt/Lorenzer/Horn, Architektur als Ideologie. Frankfurt 1969, S. 135

eben dies, daß „Probleme durch Formen gelöst“ werden bzw. daß „Formen Funktionen folgen“, wurden so sich selbst und allmählich allen „Mühseligen und Beladenen“ zu Tröstern und Stellvertretern in einer Welt, in der es für den Einzelnen nichts mehr zu entwerfen gab. Nicht die „Gestaltungen“ selbst, nicht ihre Proportionen und Oberflächen, sondern der in allen ihren puristischen Details manifeste Gestaltungsakt, das durch sie mitgeteilte Glück, sozusagen mit der linken Hand ganze Massen von Beton gegen die Schwerkraft zu bewegen, Heere von Arbeitern und Arsenale von Maschinen im Dienste des einen, freien Subjekts zu dirigieren, ist der geheime Grund für die Faszination, die von den genialen Willkürakten des letzten großen Architekturthyrannen ausging und noch immer ausgeht. „Der Plan“, ließ er verlauten, „ist der eigentliche Generator(!). Umso bedauerlicher für jene, die keine Einbildungskraft besitzen“<sup>1</sup>

Nicht einmal das Dessauer Bauhaus machte – entgegen allen seinen anders lautenden Proklamationen – eine Ausnahme. „Der Würfel war Trumpf... Das Quadrat war rot. Der Kreis war blau. Das Dreieck war gelb. Man saß und schlief auf der farbigen Geometrie der Möbel. Man bewohnte die gefärbten Plastiken der Häuser. Auf deren Fußböden lagen als Teppiche die seelischen Komplexe junger Mädchen. Überall erdrosselte die Kunst das Leben ...“<sup>2</sup>. Hannes Meyer, der als Nachfolger Gropius' ernsthaft daran ging, die Ästhetisierung der Probleme zu durchbrechen, wurde bald „von hinten abgekillt. ... Vom Eiffelturm stößt der Bauhaus-

<sup>1</sup> LeCorbusier: Von der Poesie des Bauens, Zürich 1957, S. 54

<sup>2</sup> H. Meyer in einem off. Brief an den OB von Dessau, Hesse, vom 1. 8.1930

kondor Gropius herab und pickt in meine direktoriale Leiche, und an der Adria streckt sich W. Kandinsky beruhigt in den Sand: Es ist vollbracht"<sup>1</sup>. Gropius schreibt in einem Brief, Mies van der Rohe habe „nach dem Weggang von Meyer eine Situation [vorgefunden], die ihn veranlaßte, mit Hilfe der Polizei wieder ein Modikum von Disziplin herzustellen, einen Akt, zu dem es ohne die vorherige Agitation Meyers(!) nie hätte kommen brauchen. Mies' eigene Interessen berühren das soziale Gebiet ja nur wenig . . ."<sup>2</sup> Ich zitiere diese Sätze deshalb, weil sie zeigen, wie aktuell diese Affäre noch 40 Jahre später ist. Die Animierkünste des Bauhauses gehen ja wieder mächtig um, in Kunststoff und mit runden Ecken diesmal – ein ästhetischer Terror permanenter Jugendlichkeit mit der neurotischen Funktion, das äußerlich Alte als verbraucht zu denunzieren und die Überholtheiten dieser Gesellschaft mit ästhetischer „Neuheit“ zu überschminken. Natürlich ist diese Darstellung der „modernen Architektur“ einseitig und übertrieben. (...) Hier geht es jedoch nicht um eine allgemeingültige Analyse, sondern um die Darstellung einer Tendenz, die in der Architektur der Architekten von Anfang an steckte: nämlich eine immer weiter fortschreitende Abtrennung der „Formen“ von der Praxis, wobei die Formen von sublimierenden Abstraktionen immer mehr zu bloßen Stimuli und ästhetisch wirkenden Drogen zusammenschrumpfen. (...)

<sup>1</sup> ebenda

<sup>2</sup> Gropius in einem Brief, zitiert wie vorherige in Hannes Meyer, Bauten und Projekte, Teuffen CH 1965

Diese Entwicklungslinie von den – kollektive Mythen idealisierenden – „Gestaltungen“ bis hin zur Zersplitterung der Formen in individuell manipulierbare Konsumgegenstände ist die äußere Erscheinung einer inneren Entwicklungslinie fortschreitender Parzellierung und Zersplitterung kollektiver Erfahrung und Absicht in einzelne „Geschmacksachen“. Das gleiche „Haus aus der Ferne“ ist jetzt eben nicht mehr nur auf Grund verschiedener kollektiver Erfahrung – wozu Kant extra den „Wilden“ herbeizitiert – der Form nach verschieden, sondern die Form ist für jedermann nach seinem persönlichen Geschmack verschieden. Denn ästhetische Probleme sind private Probleme. Und so kommt es, daß der Ästhet das Aussehen der Dinge um sich herum ständig in Frage stellt. Daß beispielsweise ein Tisch vier Beine haben und ein Stuhl „wie ein Stuhl“ aussehen soll, ist für ihn keineswegs sicher. Aber diese Unsicherheit gegenüber den Gegenständen stellt wohl eigentlich nur einen Spezialfall einer allgemeinen Form des mißtrauischen Prüfens und Wägens dar, mit welchem die Dinge auf dem Markt abgeschätzt werden; und es ist deshalb auch nicht verwunderlich, wenn die „Ästhetisierung der Gesellschaft“ (Nicolas Schöffer), wie sie im Extrem von den Stadtbau-Utopisten propagiert und betrieben wird, fast immer mit der Verherrlichung eines hemmungslosen Konsums einhergeht<sup>1</sup>. Aber dazu muß man nicht Archigram zitieren. Man muß nur durch eine Hauptgeschäftsstraße gehen, um sich von diesem intimen Zusammenhang zwischen Konsum und Ästhetik zu überzeugen; um zu sehen, wie sich alle

<sup>1</sup> R. Schumpp in H. Kilian: Das enteignete Bewusstsein, Neuwied u. Berlin 1971,

gegenständlichen Formen prostituieren. Diese Straßen sind zum architektonischen Strich geworden, auf dem die Mutter der Künste, etwas verlegt, form- und anschaffen geht, wobei Spekulation und Profit die wie immer wenig sichtbare Rolle der Zuhälterei spielen. Indem das ästhetische Denken jedes komplexe Problem so unter einem Wust ästhetischer Detailprobleme verschüttet, indem es jedes Ding nach dem Gesetz maximaler Auffälligkeit<sup>1</sup> in seine absurden Superlative verwandelt, die Umwelt schließlich als eine Auslage schreiender Sonderangebote und billiger Gags erscheinen läßt, entzieht es jedem Ansatz zu kollektiver Problemlösung und „öffentlichem“ Lernen von vornherein die Basis ähnlicher phänomenologischer Erfahrung und Absicht.

Diese und ähnliche Erwägungen haben gegen Ende der sechziger Jahre in den verschiedenen Kunstgattungen Sterbeesänge und Nachrufe auf die eigene Kunst ausgelöst. Die Abkehr begann historisch in einer Zeit, in der die verheerenden Nebeneffekte unternehmerischer Privataktionen spürbar wurden und die Probleme so ineinander gewachsen waren, daß man sie nicht mehr einfach mit dem Dynamit unternehmerischer „Verantwortung und Initiative“ kurzerhand wegsprengen konnte. In dieser Zeit wies Lucius Burckhardt (...) auf den plötzlichen Schwund an „Anschaulichkeit“ hin, der die Planungsprobleme befallen hatte. „Sichtbar sind die Häuser an den Straßen, unsichtbar sind ihre Besitzverhältnisse, die Mietzinse, die Arbeitsplatzverteilung ihrer Bewohner; sichtbar sind die Autos und die Straßenbahn, unsichtbar die Benzinsteuern,

<sup>1</sup> Maximal auffällig ist eine Nachricht bei einem bestimmten Verhältnis von Signalstärke und Monotonie/Wiederholung

die Bahntarife, der Fahrgeuß. Die Planungsmaßnahmen konventioneller Art betrafen vorwiegend den sichtbaren Teil der Faktoren. Die bisherige kommunale Politik erhielt Anschaulichkeit dadurch, daß die auftretenden Fehlentwicklungen in ihren sichtbaren Symptomen durch sichtbare Maßnahmen bekämpft wurden"<sup>1</sup>. Negativ ausgedrückt hieß das: Die ästhetische Form der Dinge steht nicht zur Debatte, sie ist für die Lösung der anstehenden, planerischen Probleme irrelevant. Diese Beobachtung aber, so scheint mir, ist bis heute noch nicht genügend von denjenigen gemacht worden, die als Entwerfer an diesen „anschaulichen“ Formen arbeiten. Sie sollten sich klar darüber werden, daß die schon zwanghaft gewordene Problematisierung dieses Bereichs und die dadurch verursachte Verfremdung der vertrauten und sprachlich verankerten Formen eine „Artikulation und Partizipation“ des „politischen Publikums“ (Burckhardt) erschweren oder sogar verhindern. Inzwischen jedenfalls ist es geradezu ein Kennzeichen progressiver Reflexion und „Gegenplanung“ geworden, wenn ein Entwurf hinsichtlich dieses Bereichs der Problematik konservativ und unsensationell ist: wenn also nicht als Plattform erscheint, was ein Bürgersteig sein könnte; wenn nicht als Pyramide sich darstellt, was eigentlich ein Wohnblock ist usw. Umgekehrt scheint es das Schicksal politischen Altersstarrsinns (auch bei Jüngeren) zu sein, daß er die „Ästhetisierung“ (sprich Betäubung) „der Gesellschaft“ betreiben und sich unentwegt als Avantgardist aufführen muß. (...)

<sup>1</sup> Lucius Burckhardt, Artikulation heißt Partizipation, in: Stadtbauwelt 23, September 1969

### III.

Im ersten Teil dieser Arbeit habe ich – allerdings nur in einem Nebensatz – eine Definition von „Architektur“ riskiert. Jedes Problemlösen, so hieß es dort, hat einen stark architektonischen Charakter, „wenn man unter Architektur ganz allgemein die Bemühung versteht, das Umgebungsmaterial im Sinne bisheriger und allgemeiner Erfahrung zu ordnen und ‚wiedererkennbar‘ zu machen.“ Ich halte diese Definition für durchaus praktikabel. Denn entgegen ihrer „modernen“ Funktion, die Umgebung informationsreicher zu machen, also ästhetisch zu verfremden, liegt eine emanzipierende Funktion der „Architektur“ (als Arbeit) in der konservativen Aufgabe, die Umwelt im Sinne der allgemeinen Erfahrung zu ordnen und die neuen Formen, soweit sie sich im „sichtbaren Bereich“ auswirken, dieser allgemeinen Erfahrung zugänglich zu machen. Dann aber ist die Rolle des „Architekten“ nicht die des avantgardistischen, „formschaffenden“ Ästheten, sondern schlicht die des Ingenieurs und Technikers. Seine Rolle ist dann nicht doktrinär, sondern didaktisch: Denn ein Ingenieur, der sich um die optimale Lösung technischer Probleme bemüht (und um solche handelt es sich im „sichtbaren Bereich“), vermittelt unbewusst auch zwischen allgemeinen Erfahrungen und der neuen Umgebung, deshalb, weil technische Lösungen, „Erfindungen“, keine privaten Geschmackssachen sind. Damit stellt er aber objektiv auch wieder in diesem Bereich einen Zusammenhang her zwischen der Umgebung und dem System der Begriffe, zu denen ihre Erscheinungen abstrahiert sind – der Sprache. Im folgenden soll diese Definition verdeutlicht werden.

Sprachliche Begriffe transportieren nur relativ verallgemeinerte, d. h. abstrakte Sachverhalte. Wenn wir „Baum“ sagen, so benennen wir damit gleich eine ganze Klasse von Phänomenen, die sich zwar im einzelnen stark voneinander unterscheiden mögen, insgesamt aber bestimmte, im Begriff „Baum“ zusammengefaßte Eigenschaften gemeinsam haben. Wenn wir einen Begriff definieren, so legen wir genau fest, welche Eigenschaften wir zusammenfassen wollen. Je weniger Eigenschaften das sind, desto „abstrakter“ wird der Begriff, aber auch desto allgemeiner anwendbar. Einen stark abstrahierten Begriff des Baumes, der ihn nur als eine bestimmte Struktur von Punkten und ihren Verbindungswegen definiert, haben wir in dieser Arbeit schon mehrmals verwendet. Der Vorteil einer solchen begrifflichen Abstraktion liegt darin, daß wir Regelmäßigkeiten sehr verschiedener Zustände unserer Umgebung damit erfassen und zu unserer schnelleren Orientierung auswerten können. Abstraktion und beabsichtigte Lösung bedingen sich daher wechselseitig. Die Absicht legt die Abstraktion, die Abstraktion eine Klasse von Lösungen fest. Beispielsweise können Schimpansen, die in den Ästen eines Baumes vor allem Instrumente zum Klettern sehen, sie nicht „vom Baum lossehen“, sie also zu „etwas Stabförmigen“ abstrahieren, was ihnen mit sehr verschiedenartigen, frei herumliegenden Gegenständen durchaus gelingt<sup>1</sup>. Damit ist für sie jedoch das Problem einer unerreichbaren Banane – wenn keine „losen, stabförmigen“ Gegenstände herumliegen – nicht lös-

<sup>1</sup> Vgl. R. Arnheim, *Visual Thinking*, Berkeley-Los Angeles 1969 und K. Duncker, *Zur Psychologie des produktiven Denkens* (1935), Berlin/Göttingen/Heidelberg 1963, Kap.VII

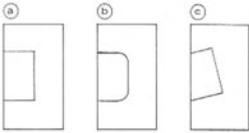
bar, auch dann nicht, wenn sie nur einen Ast abbrechen müssten. Informationstheoretisch bedeutet das, daß um so mehr Lösungen in einer Abstraktion enthalten – also um so mehr Möglichkeiten offen sind, je weniger Information sie enthält. Denn der Begriff „Tannenzweig“ liefert mehr Information als der Begriff „Zweig“. Beim Denken bzw. seinem isomorphen Abbild – der Sprache, handelt es sich also um ständige Reduktion der sinnlich wahrgenommenen Information aus unserer Umwelt. Wir verallgemeinern die von der Sinneswahrnehmung gemeldeten „Neuigkeiten“ zu den wohlbekannten Phänomenen, für die die Sprache bestimmte Begriffe bereithält. Im Zusammenhang mit der in dieser Arbeit besprochenen Problematik habe ich diese verallgemeinerten Phänomene „Formen“ genannt. Sie sind also nicht identisch mit dem wahrgenommenen Stoff selbst, sondern mit einer Erfahrung über eine bestimmte Klasse stofflicher Wahrnehmungen. Sie beinhalten einen Komplex „sichtbarer“ und „unsichtbarer“, beschreibender und bewertender Eigenschaften mit relativ hoher Verallgemeinerungsfähigkeit und also – einem relativ geringen Informationsgehalt. So gesehen sind Formen also Verständigungsmittel, Symbole genauso wie die Morpheme, die „Formen“ der Sprache. Auf dem Hintergrund solcher Überlegungen wird deutlich, was es bedeutet, wenn der Informationsgehalt von Architekturen gesteigert wird: Es heißt, daß die Verständlichkeit und Erfahrbarkeit der „Formen“ erschwert wird. Denn dieser inneren Logik zufolge zeichnet sich eine „originelle“, informationsreiche Architektur dadurch aus, daß ihre Einzelabsichten zueinander in keinem verständlichen, aber deshalb in einem überraschenden Zusammen-

hang stehen. Gebaute Rätsel mögen zuweilen einen hohen, emanzipierenden Wert haben, aber nur dann, wenn sie auf einem höheren Niveau der Abstraktion zu Lösungen führen! Sonst erzeugen sie nur Frustration, visuelles Geräusch! Betrachtet man aber die Ergebnisse dessen, was Architekten heute so zu Papier bringen – z. B. geben Ausstellungen von Wettbewerben dazu Gelegenheit, so wird deutlich, daß man in der Mehrzahl darauf aus ist, solches „Geräusch“ zu machen. Bei Wettbewerben mag das aus dem Zwang zur Auffälligkeit noch verständlich sein. Die allerorts gebauten Entwürfe bestätigen jedoch die Tendenz. Diese Berufsgruppe geht in der Mehrheit offensichtlich davon aus, „daß weite Bereiche der modernen Architektur für einen ästhetischen Wahrnehmungsprozess zu informationsarm sind“<sup>1</sup>. Eine Deutung dieser Tendenz hatte ich im vorigen Abschnitt versucht. Hier wird eine trivialere Deutung angefügt. Es könnte nämlich auch sein, daß die mangelnde Abstraktionsfähigkeit der heutigen Architekten mit der berufsspezifischen Manier zusammenhängt, jeden Gedanken gleich zu skizzieren. Daß also der Weg vom Problem zu seiner Form sozusagen mit Zeichenbrettern vernagelt ist. Um dieser Frage einen Augenblick nachzugehen, stelle sich der geneigte Leser nur einmal die in dem bekannten Film „Fahrenheit 451“ geschilderte Situation vor, daß plötzlich alles Papier dieser Welt vernichtet ist – also auch Bierdeckel und Skizzenpapier! Wir müßten also unsere Entwürfe auf Tonband sprechen. Wie würden wir das machen? Sicher ist, daß wir mit Texten wie: „Das Gebäude liegt auf der Nordseite des Grundstücks dort ist auch der Eingang

<sup>1</sup> M. Kiemle, a.a.O., S. 110

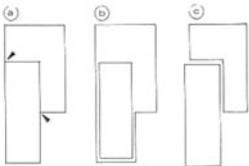
wenn man reinkommt ist gleich links die Garderobe rechts ist ein Raum für Putzmittel es geht drei Stufen hoch dahinter ist das Foyer" usw. uns nicht zufrieden geben würden, oder besser: nicht mehr zufrieden geben würden, denn auf diesem Abstraktionsniveau bewegt sich die große Menge unserer Entwürfe. Jedenfalls ist mehr als eine solche „informationsreiche" Wortkette voller Überraschungen aus den Entwürfen meist beim besten Willen nicht herauszulesen. Auf diese Art von Informationsreichtum würden wir also verzichten müssen, um uns überhaupt verständlich zu machen. Stattdessen wären wir gezwungen, endlich analytisch vorzugehen und „argumentativ" bzw. didaktisch zu entwerfen. Mit anderen Worten: Wir würden Formen bilden. Wir wären endlich genötigt, das Problem, wie es sich uns darstellt, zu beschreiben und damit zugleich die Form zu begründen und „auf den Begriff zu bringen". Auch unsere Auftraggeber würden sich wahrscheinlich nicht damit zufrieden geben, daß wir das Raumprogramm eingehalten haben und unsere Kostenschätzung günstig ausfällt. Sie würden erwarten, daß wir ihnen erklären, was wir beabsichtigen. Und die Preisrichter der Wettbewerbe könnten nun nicht mehr in einem „Rundgang" das Produkt von zusammengerechnet 30.000 Arbeitsstunden liquidieren, sie müssten sich vielmehr die Mühe machen, alle Argumente zu Ende zu hören, die offenen Fragen zu systematisieren und die gesamte Problematik untereinander ausdiskutieren. Die gedankliche „Energie", die in der Fülle der Entwürfe steckte, würde endlich zum Konfliktstoff werden. Worin liegt nun dieser qualitative Unterschied zwischen gezeichnetem und gesprochenem Entwurf? Zunächst natürlich in der

verschieden starken Diskursivität beider Prozeduren, also einer verschieden starken Angewiesenheit auf die Reihenfolge. Zwar entsteht die Zeichnung auch in einer gewissen Reihenfolge, diese ist jedoch selbst für die Übermittlung der Information relativ unbedeutend. Der „Empfänger“ des gezeichneten Entwurfs liest diesen nicht notwendig in der Reihenfolge, in der seine Einzelheiten aufgezeichnet wurden. Dieser Sachverhalt ist stark an Begriffe geknüpft, die wir am Anfang dieser Arbeit erläutert haben: den der „Redundanz“ und den der durch sie bewirkten hierarchischen Struktur des Denkens. Das Wesen einer diskursiven Nachricht besteht gerade darin, daß sie stark redundant ist, daß also (beim „Sender“ wie beim „Empfänger“) ein Satz von Regeln bekannt ist, der „a priori“ die Wahrscheinlichkeit für das, was jeweils folgt – grammatisch folgen kann – festlegt. Denn sonst würde die Nachricht wegen der zeitlichen Erstreckung leicht missverstanden oder schließlich gar nicht mehr verstanden werden. Der „Empfänger“ erhielte bei einer wenig redundanten Nachricht keine Hilfen mehr, die ihm immer schon im voraus angeben, „in welcher Richtung“ er dem Gedankenfluß des Sprechers folgen soll. Ein Diskurs ist deshalb von der Gliederung des Textes bis zu seinen kleinsten Morphemen bewußt oder unbewußt hierarchisiert. Bei Zeichnungen, überhaupt allen Formen bildhafter Darstellung, ist diese Notwendigkeit weniger stark gegeben. Zwar gruppiert der Betrachter auch hier die Menge der Einzelheiten, der einzelnen „Zeichen“ also, zu sogenannten „Superzeichen“, die er dann nach und nach weiter untergliedert, aber dieser Prozeß kann mehrfach wiederholt und verschieden strukturiert sein. Auf jeden Fall gibt es für die bild-

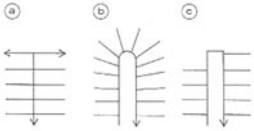


hafte Darstellung keinen Satz redundanter Regeln, die den Diskurs steuern. Der Vorteil ist, daß sehr komplexe Zusammenhänge übermittelt werden können, der Nachteil, daß diese Zusammenhänge vieldeutig und mißverständlich bleiben<sup>1</sup>. Man kann das an einem kleinen Beispiel (Bild) verdeutlichen. Die Figuren a, b, c sind drei zeichnerische Darstellungen von Grundrissen, die sich in der Organisation der Räume stark ähneln. Trotzdem ist die Diskursivität der drei Darstellungen verschieden groß. Denn beim Grundriß a ist nicht klar, was „gemeint“ ist. Entweder handelt es sich um einen großen, rechteckigen Raum, in den ein kleinerer eingestellt ist, oder es handelt sich um einen U-förmigen Raum oder Bau, der einen nachträglich mit einer Wand geschlossenen Hof bildet. Diese Zweideutigkeit ist in b und erst recht in c durch die Rundung bzw. Drehung der kleinen Figur ausgeschlossen. In beiden Fällen ist das „erste“ Element das große Rechteck, in das *dann* die kleinere Figur eingeschrieben wurde; b und c geben also „redundante“ Hilfestellungen, die besagen, was „zuerst“ und was „dann“ kam.

In einem kurzen Exkurs ist klarzumachen, daß solche gedankliche Organisation nicht nur das Verständnis ihrer Form erleichtert, sondern auch die Organisation ihrer technischen Verwirklichung. Denn mangelnde Diskursivität der räumlichen Struktur führt fast immer zu technischen Schwierigkeiten. Zum Beispiel führt an den mit Pfeilen bezeichneten Stellen des Grundrisses oder Schnittes in nebenstehendem Bild die Vieldeutigkeit der Struktur unmittelbar zu technischen Katastrophen wie Setzungsrisse, Undichtigkeiten



<sup>1</sup> In der Vieldeutigkeit steckt auch ein Vorteil: der Entwerfer kann durch das unbeabsichtigte, „mißverständene“ Bild auf eine neue Spur kommen.



usw. Bezeichnenderweise treten solche Schwierigkeiten gerade an den Stellen auf, wo auch in der gezeichneten Figur nicht klar ist, wohin sich eine Linie fortsetzt, was das folgende Beispiel verdeutlicht (Bild). Der Konstrukteur einer zweiläufigen Treppe, der mit Handlauf, Wangen und Stufen am Treppenauge in Schwierigkeiten gerät, hat schon zeichnerisch einen falschen Diskurs vollzogen (a), der nicht berücksichtigt, daß diese Figur aus einer Wendung über einem rechteckigen Grundriß „entsteht“ (b, c).

Das Schlimme ist, daß Papier – anders als der Nachrichtenkanal „Sprache“ – so geduldig ist und praktisch jede noch so unsinnige Nachricht darauf sehr präzise übertragen werden kann. Wenn jemand unentwegt krause, grammatisch unrichtige Sätze spricht, wird man ihn bald für einen Irren oder bestenfalls einen absonderlichen Poeten halten. Wenn er aber solche krausen Sätze in Entwurfszeichnungen umsetzt, kann er bei uns zu hohem Erfolg und akademischen Ehren kommen. Er kann mit solchen Entwürfen auf Sitzungen und Kongressen Furore machen und Preise gewinnen, ohne daß je klar wird, was er eigentlich mit den zu Papier gebrachten Linien beabsichtigt, was ihm wichtig ist und was nicht, was zuerst kommt und was später. Die allgemeine „Theoriefeindlichkeit“, d. h. der mangelnde Wille, kritisch, also „unterscheidend“ zu denken und Argumente zu formulieren, gibt sich diesbezüglich schon zufrieden, wenn „das Raumprogramm erfüllt“ und die „Wirtschaftlichkeit gegeben“ sind. Mangelnde Absicht wird man „Phantasie“ und Informationsreichtum „Lebendigkeit“ oder „Urbanität“ nennen. Und so sind die Neuheiten, die die Architektur erzeugt, im allgemeinen alles andere als Erfindungen, die sich

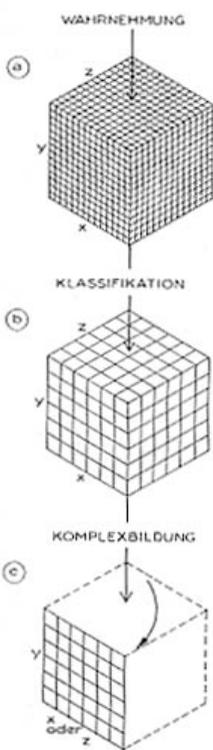
selbst begründen und erklären. Natürlich ist diese Angst vor der Form eine Folge des ästhetisch-privaten Denkens, das ich im vorangegangenen Abschnitt beschrieben habe. Die gesellschaftliche Funktion von Architektur ist eben gerade nicht die, die gebaute Umwelt verständlich und wiedererkennbar zu machen, „typische“ Antworten zu finden. Doch sehe ich in dieser Aufgabe eine sinnvolle Rolle des „Architekten“ für unsere Zeit: Die Erscheinung der neuen Umwelt nicht sinnlich-ästhetisch, sondern argumentativ zu entfalten; die Probleme nicht perspektivisch von einem privaten Standpunkt her, sondern analytisch von oben her anzugehen, die Lösungen verständlich und wiederholbar zu machen, anstatt Kulissen aufzubauen.

## **2. Statistische Aspekte der Form**

Eine Methode der Abstraktion vom Besonderen zum Allgemeinen, vom Ausgefallenen zum Typischen, vom Unverständlichen zum Verständlichen ist die statistische Ermittlung von Durchschnittswerten. Wir abstrahieren dabei auf rechnerischem Wege aus einer Menge mehr oder weniger zufälliger Erscheinungen die weniger zufälligen. Nun wird die Behauptung, man könne die statistische Abstraktion für die Lösung architektonischer Probleme zu Hilfe ziehen, bei Architekten nur ein mitleidiges Lächeln erzeugen. Man wird einwenden, daß ja das „Entwerfen aus der Schublade“ bekanntlich an der zu großen Zahl von Variablen scheitert. Schon die wenigen Variablen: Zuschnitt des Grundstücks, umliegende Bebauung, Himmelsrichtung, Geländebeschaffenheit und Boden-

beschaffenheit machten selbst bei sonst gleichen Bedingungen ein solches Vorgehen unmöglich. Dennoch ist diese Problematik aus den schon genannten Gründen, aus „Angst vor der Form“, m. E. bisher zuwenig bedacht worden. Im folgenden werde ich deshalb einigen statistischen Aspekten des Entwerfens nachgehen.

In Begriffen und Formen, so hatten wir gesagt, sind bestimmte Eigenschaften in einer für den jeweiligen Zweck sinnvollen Weise zusammengefasst. Ist der Bereich der in ihnen zusammengefassten Eigenschaften klar abgegrenzt, „definiert“, so handelt es sich um einen geklärten Sachverhalt, z. B. um eine mathematische „Form“. Ist das nicht der Fall, so sprechen wir von einem „Problem“. Ein Problem ist deshalb eine ungenügende, unvollständige Form, von der einige Eigenschaften bekannt sind, andere nicht. Erst wenn wir einen problematischen Zustand unserer Umwelt in für den jeweiligen Zweck ausreichendem Maße beschreiben können, also ausreichend viele seiner Eigenschaften kennen, können wir sicher sein, beim nächsten Schritt keine bösen Überraschungen zu erleben. Beim Entwerfen handelt es sich also darum, möglichst viele Eigenschaften der Lösung herauszufinden. Diese Eigenschaften entnehmen wir bestimmten Eigenschaftsreihen, deren Elemente Abstraktionen der Datenreihen sind, die unsere Sinnesorgane unterscheiden – „auflösen“ können. Zum Beispiel gehen aus den vom Gesichtssinn noch unterscheidbaren Daten die schon stark abstrahierten Eigenschaften „blau“, „gelb“, „hell“, „rund“ usw. hervor, die untereinander bestimmte Reihen bilden, wie „rot – blau – gelb – grün“ oder „hell – dunkel“ usw. Durch immer weitere Abstraktionsschritte werden immer neue Eigenschaftsreihen gebil-



det und die in den ankommenden Reizdaten übermittelte Information dadurch immer weiter verringert, was durch die folgende schematisierte Darstellung des Abstraktionsvorgangs veranschaulicht werden soll (Bild).  $x$ ,  $y$ ,  $z$  seien dabei verschiedene Eigenschaftsreihen, z. B.  $x$  = Farbe,  $y$  = Geruch,  $z$  = Festigkeit. Jeder Punkt in dem aus diesen drei Dimensionen (oder auch Parametern) gebildeten Kubus beschreibt also durch seine drei Ordinaten einen ganz bestimmten Zustand nach Farbe, Geruch und Festigkeit. Während sinnlich noch eine sehr große Zahl solcher Zustände unterschieden werden kann (a), ist die Zahl der gedanklich unterscheidbaren „Lösungen“ und mehr noch die der sprachlich unterscheidbaren sehr viel geringer (b und c). Die beiden Operationen dieser Informationsreduktion heißen Superierung durch Klassifizierung (b) bzw. Superierung durch Komplexbildung (c). Den aus einer verschieden großen Zahl von Eigenschaftsreihen gebildeten, vieldimensionalen Raum nennen wir den Lösungsraum.

Den Planern ist dieser die Problemlösungen enthaltende Raum als „Zwicky-Box“ bekannt. Zwicky selbst spricht von seiner „multidimensional“ oder „morphological box“<sup>1</sup>. Der eigentliche Wert der Zwicky-Box liegt wohl kaum in der von Zwicky vorgeschlagenen Prozedur zur Optimierung der Lösung, sondern in der Konstruktion der Box selbst. Der Problemlöser muß sich nämlich dabei klarwerden, welche Dimensionen, also welche Eigenschaftsreihen das Problem und seine denkbaren Lösungen beschreiben können. In dieser Abstraktionsleistung, dem Auffinden der Dimensionen

<sup>1</sup> F. Zwicky und A. G. Wilson (Hrg.): *New methods of Thought and Procedure*, Berlin/Heidelberg/New York 1967, S. 283 f

und dem Aufzählen der zugehörigen Eigenschaften bzw. Eigenschaftsklassen, strukturiert sich nämlich bereits die Form der Lösung. Besonders die Bildung einer möglichst vollständigen Eigenschaftsreihe kann dazu führen, daß der Problemlöser auf eine Spur stößt, die er ohne diese Abstraktionsleistung nie verfolgt hätte. Zwicky, Inhaber einiger dutzend Patente, gibt dafür verblüffende Beispiele. Nehmen wir nun an, daß sämtliche Lösungen eines Problems mit vier Dimensionen hinreichend beschrieben werden können, deren jede wiederum nur vier Eigenschaften enthält. Die morphologische Box hätte dann folgende Form:

Dimension	Eigenschaften			
W	W1	W2	W3	W4
X	X1	X2	X3	X4
Y	Y1	Y2	Y3	Y4
zum Beispiel Material	Holz	Stahl	Beton	Spannbeton

Der zugehörige, vierdimensionale Lösungsraum enthält  $w \cdot x \cdot y \cdot z = 256$  Lösungen. Bedenken wir aber, daß schon bei nur einer Dimension mehr mit ebenfalls nur vier Elementen der Lösungsraum bereits 1024 Mutanden enthält; da die Probleme mit denen wir es in Wirklichkeit zu tun haben, aber im allgemeinen noch sehr viel komplexer sind, wird die statistische Dimension des Entwerfens deutlich. Außerdem können wir uns an diesem Denkmodell dreierlei klarmachen.

**ERSTENS** die Wirkung dessen, was wir am Anfang dieser Arbeit die Problemgrammatik genannt haben. Denn von den 256 „Lösungen“ ist grammatisch immer nur eine beschränkte Zahl zulässig. D. h., viele der Eigenschaften „vertragen sich nicht“ und führen zu absurden Mutationen. Andere wiederum bilden regelrechte Komplexe; sie verbinden sich fast zwangsläufig miteinander nach dem Motto: „Wer A sagt, muß auch B sagen“. Wer sich also für X2 entscheidet, wird sich mit hoher Wahrscheinlichkeit z. B. auch für Z4 entscheiden. Unbewußt trifft jeder Entwerfer ständig solche Mutationsentscheidungen und prägt sich dabei „grammatische“ Regeln ein: „Wenn ich das hier mache, kann ich ... nicht machen. Außerdem würde das Konsequenzen für ... haben.“ Das Entwerfen ist deshalb, wie jedes Problemlösen, ein Lernprozeß, bei dem durch ständiges Wiederholen allmählich die Regelhaftigkeit des Materials erfaßt wird. Diese Regelhaftigkeit aber bzw. unsere Fähigkeit, Regeln zu erkennen und zu erzeugen, ermöglicht die Lösung derartiger Probleme.

**ZWEITENS** können wir uns hierdurch klarmachen, in welchem hohem Maße ein guter Entwurf Glücksache ist. Denn trotz der grammatischen Vorstrukturierung des Lösungsraums hängt fast alles von den ersten Mutationsschritten ab, die wir tun; bildlich gesprochen von den ersten Losen, die wir ziehen. Denn um viel mehr kann es sich zu Anfang nicht handeln. Um auf eine übersehbare Zahl von Alternativen zu kommen, schränken wir – natürlich unbewußt – den Lösungsraum durch Abstraktionen dermaßen drastisch ein, daß die Folgen, die jede Entscheidung auf diesem Niveau hat, überhaupt nicht mehr übersehen werden können („Bierdeckelent-

würfe"). Wir „ziehen“ daher mit fast 50%iger Wahrscheinlichkeit gerade das „Los“, das nicht den „Hauptgewinn“ enthält. Das Eigentümliche ist nun aber, daß gerade diese unsicheren, frühen Entscheidungen sich sehr schnell zu quasi grammatischen Regeln verfestigen und später nur sehr selten wieder aufgehoben werden. Obwohl sie zu Anfang wie zufällig entschieden worden sind, gewinnen sie im Verlaufe des Problemlösungsprozesses immer mehr Tabu-Charakter. Offensichtlich werden sie als willkommene grammatische Restriktionen angesehen, die die Orientierung erleichtern. Diese Tendenz ist übrigens besonders deutlich bei solchen Prozessen zu beobachten, bei denen große Gruppen von Problemlösern beteiligt sind. Das jüngste Beispiel einer solchen Verfestigung „früher Entscheidungen“ ist die geradezu groteske Tatsache, daß erst 1972, also drei Jahrzehnte nach Einführung der Regeltechnik, ein Student auf die Idee kommt, eine regeltechnisch gesteuerte Zündung zu entwickeln. Für Millionen von Technikern war die alte Form der Zündung offenbar zu einer Selbstverständlichkeit geworden<sup>1</sup>.

Nebenbei sei angemerkt, daß sich Entwurfgenies und Stümper in dieser Hinsicht kaum unterscheiden. Beide sind anfangs gleichermaßen mit Blindheit geschlagen. Jedoch unterscheiden sich die „Genies“ von den Stümpern darin, daß ihre Entscheidungen zueinander hoch redundant sind und einen diskursiven Zusammenhang bilden, jede Entscheidung also bereits Information über die folgenden Entscheidungen enthält, so daß die gesamte Entscheidungskette von bezwingender Logik ist. Der „geniale“ Entwurf ist dog-

<sup>1</sup> Vgl. Spiegel 11 vom 12. 3. 73

matisch. Seine hohe Organisation suggeriert die Optimalität der Gesamtlösung, die in Wirklichkeit aber gar nicht gegeben sein muß.

**DAS DRITTE**, was dieses Modell uns schließlich verdeutlichen kann, ist der Wert, der in einer Menge von Entwürfen liegt. Denn die oben beschriebene hohe Zufälligkeit der „frühen Entscheidungen“ gewährleistet bei einer Menge gleichzeitig entstandener, also voneinander unabhängiger Entwürfe, daß sie bei den verschiedenen Entwerfern verschieden ausfallen und damit ganz verschiedene Entscheidungsketten durchlaufen werden. Die Entwürfe zusammengenommen ergeben dann eine Stichprobenmenge, aus der wir Schlüsse über die Beschaffenheit sämtlicher im Lösungsraum enthaltener Lösungen ziehen können. Und je mehr Entwürfe wir vor uns haben, umso sicherer lassen sich die Dimensionen des Problems und die problemrelevanten Eigenschaften angeben. Im Grunde ist die Situation dann vergleichbar mit der, in der sich die Linguisten angesichts eines Textes in einer bislang unbekanntem Sprache befinden. Vorausgesetzt, daß eine statistisch ausreichende Zahl von Sätzen da ist und daß diese Sätze nicht absurd sind, läßt sich der Text schrittweise dechiffrieren, selbst dann, wenn nicht ein einziger Buchstabe bekannt ist. Da es sich bei Entwürfen ja auch um so etwas wie sinnvolle Sätze handelt, da ja jeder Entwurf nur Eigenschaften enthält, die offensichtlich keinen vollkommenen Unsinn ergeben, muß auch hier der Kontext „dechiffrierbar“ sein, wenn genügend Entwürfe da sind. Es ist also die Menge, die zählt. Und die Veranstalter von „Ideenwettbewerben“ sollten wissen, was sie tun, wenn sie nach den ersten drei „Rundgängen“ des Preisge-

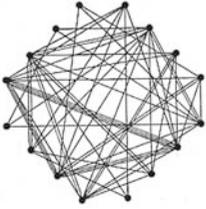
richts diese so wesentliche Menge kollektiver Mutationsarbeit einfach vom Tisch fegen.

Nehmen wir an, wir hätten eine Menge von nur zehn Entwürfen, zu deren hinreichender Beschreibung die oben aufgestellte Zwicky-Box ausreichen würde. Die Teilnehmer A, B, C ... K seien zu diesen (nicht absurden) Lösungen gekommen:

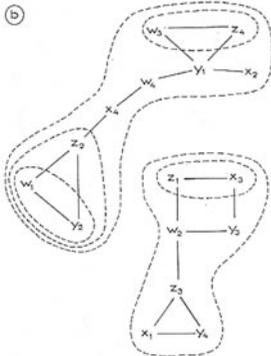
Entwerfer	Eigenschaften			
A	W1	X2	Y2	Z2
B	W2	X1	X4	Z3
C	W1	X4	Y2	Z2
D	W3	X2	Y1	Z1
E	W2	X3	Y3	Z1
F	W2	X2	Y3	Z1
...	...	...	...	...
K	...	...	...	...

Alle zehn Entwürfe seien daraufhin geprüft, daß sie keine offensichtlichen Verstöße gegen die Regeln der Problemgrammatik enthalten. Wir können nun aus diesem Material über einige statistische Operationen, die hier nicht erläutert werden sollen, die Wahrscheinlichkeiten errechnen, mit der bestimmte Eigenschaften andere nach sich ziehen. In dem umseitigen Graphen a sind alle Verknüpfungen von je zwei Eigenschaften durch je eine „Kante“ dargestellt. Berücksichtigt man, daß jeder Entwurf einen „Weg“

a)



b)



durch diesen Graphen darstellt, so bilden die Wege zusammen einen Graphen b, in dem bestimmte Komponenten sich als hochsignifikante Komplexe darstellen. Die gestrichelten Linien sind „Höhenlinien“ dessen, was Karl Duncker das Eigenschaftsrelief genannt hat<sup>1</sup>. Sie stellen jeweils das Wahrscheinlichkeitsniveau dar, auf dem sich die Eigenschaften zu Formkomplexen zusammenschließen. Wir kennen also nicht nur die auf dieser Lösungsebene enthaltenen Formen, sondern auch ihre innere Struktur, d. h. die ihnen innewohnenden, grammatischen Beziehungen und Zwänge. Es sei daran erinnert, daß die Elemente dieser Eigenschaftskomplexe nicht nur ästhetisch wahrnehmbare Eigenschaften sind, sondern auch oder möglicherweise „nur“ praktische, d. h. solche, die Handlungen beschreiben, wie z. B. „kurzfristig – mittelfristig“, „öffentlich – privat“, „Miete – Pacht – Kauf“ usw. Ähnliche Formen der Problemlösung müssen daher nicht auch ästhetisch ähnlich sein.

Solche statistischen Darstellungen haben den Vorteil, daß sie das Problem nicht frühzeitig auf ein ästhetisches verkürzen und damit wieder zur Geschmackssache machen. Außerdem können wir den Formen auch die Autoren zuordnen und auf diese Weise die verschiedenen Standpunkte und ihre offensichtlichen Interessen auf den Begriff bringen. Ein solches Vorgehen wäre also ein Mittel, erstens: um sich ein Bild über das Problem und die Art seiner möglichen Lösungen zu machen; zweitens: um die Teilnehmer an einem Planungsprozeß zu konkreten Vorschlägen zu zwingen; und drittens: um die verschiedenen Standpunkte auf einen für alle

<sup>1</sup> K. Duncker, a.a.O., S. 121 f

verständlichen Nenner zu bringen und den eigentlichen Konfliktstoff herauszuarbeiten.

Betrachtet man demgegenüber die gegenwärtig geübte Praxis zur Ermittlung von Problemlösungen im Bereich räumlicher Planung („Ideenwettbewerbe“), so wird deutlich, wie sehr sie auf Konfliktvermeidung nach der alten, liberalistischen Methode des Interessenausgleichs abgestellt ist: Man gibt sich, etwas übertrieben formuliert, mit dem erstbesten Entwurf zufrieden, auf den sich eine Mehrheit bestellter – aber selbst nicht „interessierter“ (...) Fachleute einigen kann; und man sieht, zweitens, im Entwurf immer noch eine einmalige ästhetische Gestaltung, nicht aber die Variante einer typischen und deshalb wiederholbaren Form. Wiederum wirft es ein erhellendes Licht auf den Formbegriff der Kritiker dieses Verfahrens, wenn sie das intuitive Preisgerichtsurteil durch die rechnerische Ermittlung von Nutzwerten kontrollieren oder sogar ersetzen wollen, dabei aber erst recht den Aspekt der Form außer acht lassen. Denn der Aspekt des „Nutzens“ ist von dem der „Form“ ebensowenig abtrennbar wie der des „Mittels“ von dem des „Zwecks“. Der ideologische Ort dieser anderen Angst vor den Formen ist deshalb das funktionalistische Prinzip „von der wertmäßigen Neutralität' der Mittel“<sup>1</sup>. Da formneutrale Nutzwertanalysen neuerdings immer mehr in Mode kommen, scheint es mir gerechtfertigt, diesen reichlich abstrakt klingenden Feststellungen einige erläuternde Sätze hinzuzufügen. (...)

<sup>1</sup> Vgl. G. Myrdal: Das Zweck-Mittel-Denken in der Nationalökonomie (1933) Stadtbauwelt 32, Dez. 1971

Wettbewerbsteilnehmer (fordern) verständlicherweise, daß ihnen Kriterien und Gewichtung vor ihrer Arbeit bekanntgegeben werden, einmal, damit sie ihre Entwürfe selbst bewerten können, und zweitens, damit sichergestellt ist, daß Kriterien und Gewichte nicht im nachhinein auf eine bestimmte Arbeit zugeschnitten werden. Diese Forderung bedeutet aber auch, daß eine bestimmte Form – und zwar auf einer Lösungsebene unterhalb der der „apriorischen Formen“ (siehe die Bemerkungen am Anfang dieser Arbeit!) – vom Entscheider beschrieben werden soll, was ja eigentlich die Aufgabe der Entwerfer sein sollte. Man vergisst offensichtlich, daß Kriterien nicht nur Bewertungs-, sondern auch Beschreibungsparameter sind und daß die Gewichtungen die grammatischen Beziehungen der Eigenschaften einer Form darstellen und nicht formneutral sind. Denn solange ich die Formen der Lösung eines Problems nicht kenne, kann ich weder Kriterien noch Gewichtungen angeben. Zum Beispiel mag ich zu Anfang an die Problemlösung „Großgarage“ gedacht haben und stehe am Ende mit meinem Bewertungsbogen vor einem „Park-and-ride-System“. Das ist natürlich ein sehr extremes Beispiel. Aber es zeigt, daß man, genau genommen, nur Entwürfe gleicher Form mit den gleichen Parametern und Gewichtungen beschreiben und bewerten kann. So ist also diese Art des Vorgehens implizit eine Aufforderung an den Auslober, sich nicht offen für neue Formen zu halten, sondern das zu tun, wozu er ohnehin neigt: nämlich vorab „Sachzwänge herzustellen“ und Probleme möglichst frühzeitig im Sinne des alten Problemkodes einzufrieren.. Gerade das aber ist nicht im Sinne einer Wiederbelebung der Öffentlichkeit.

(...). Qualitative Änderung der Verhältnisse entsteht also aus dem abstrakten Denken nur dann, wenn es zu praktischen Werturteilen führt und so die verinnerlichten, apriorischen und verallgemeinerten Werte und Formen von unten her mit neuen Inhalten versieht. Diese Erneuerung von unten bzw. vom „lokalen“ Rand der Hierarchien her wurde in diesem Zusammenhang als „Gegenplanung“ bezeichnet. Diese emanzipiert die lokalen, peripheren, disparitären Interessen gegen das abstrakte Interesse der Machtzentren. Ihr Stichwort ist „Jetzt!“, „NOW!“. Ihre Sprache ist spontan und direkt: „Hier standen 15 Wohnungen leer. Wir haben sie uns genommen.“ – „Wir brauchen keine Panzer – wir brauchen Schulen!“ Ein schon klassisches Beispiel war die Frage, ob denn das Aufstehen vor Gericht der Wahrheitsfindung diene. Mit der Unbefangenheit des Outsiders stellt diese Sprache die „frühen Entscheidungen“ in Frage, ohne sich auf deren hohes Abstraktionsniveau zu begeben. Und mit entwaffnender Direktheit stellt sie so die Irrationalität der alten Formen bloß.

(.....)

I.3

## **Vom oft verkannten Wert einer Entwurfsmenge – Architektenwettbewerbe nach "Dietzenbacher Modell"**

(1977, mit Nikola Dischkoff)

Irgendwer hat die neue Parole ausgegeben: Alternativen! Das Sichtbarmachen von Alternativen sei Voraussetzung für die öffentliche Diskussion und die Beteiligung der Bürger am Planungsprozess. Richtig. Aber was sind denn eigentlich Alternativen? Da zeigt sich bei näherem Hinsehen der (berufsständische) Pferdefuß: Alternativen sind sechs eingeholte Gutachten statt einem. Wird die Öffentlichkeit, die das bezahlen muß, davon sechsmal so schlau? Wir behaupten – nein, und wir wollen unsere erheblichen Zweifel an dieser Art von "Öffentlichkeitsarbeit" mit einem kurzen, entscheidungslogischen Vorspann begründen und dann an einem Anwendungsfall die Bedingungen beschreiben, die unserer Meinung nach eingehalten werden müssen, soll wirklich Problemöffentlichkeit über die Bildung von Alternativen hergestellt werden. Das Verfahren, das wir damit vorschlagen, verspricht dem Berufsstand zwar keine höheren Umsätze, dafür organisiert es aber die unvermeidliche Aquisitionsarbeit von Planern so, daß auch die nicht zu einem Auftrag führende Gedankenarbeit – und das ist ja der weit überwiegende Teil – im volkswirtschaftlichen Sinne genutzt und damit insgesamt auch besser entlohnt werden könnte. Der Wert, um dessen Nutzung es geht, ist nämlich nicht der Ein-

zelentwurf, sondern die Entwurfsmenge. Nach Ähnlichkeit geordnet und analytisch gegliedert, lehrt die Entwurfsmenge uns, was überhaupt machbar ist und wie man es "unterscheidet", also welche Kriterien (=Unterscheidungsmerkmale) zu beachten sind. Damit aber kann die Entwurfsmenge – bei folgenreichen Problemstellungen jedenfalls – zum politischen Spengstoff werden: der Konflikt wird erzeugt, bevor es zu spät ist!

Physische, also "entworfene" Planung, um die es hier geht, hat ihre oft unterschätzte politische Brisanz. Schließlich übersteht der physische Entwurf den Transport von der Zielsetzung bis zur Realisierung weit besser als sozial- und wirtschaftspolitische Strukturpläne. Dies mag zwar die entwerfende Fachwelt bestreiten, denn allzu oft trauert sie den nicht realisierten Details eines im Übrigen sehr wohl realisierten Konzeptes nach. Unbestreitbar ist jedoch, daß - soweit überhaupt physische Planung unangenehme oder erfreuliche Folgen auswirft - diese im Regelfall dem ganzen Konzept entstammen, also der politisch zu entscheidenden Gesamtab sicht, der "Grundfigur" des Stadtteils, des Quartiers, der Anlage usw. Schon deshalb ist das Sichtbarmachen wirklicher Alternativen, auch und gerade im Bereich physischer Planung, Voraussetzung jeder rationalen, also von der Öffentlichkeit nachvollziehbaren politischen Willensbildung.

"Von der Öffentlichkeit nachvollziehbar": dieser Anspruch ist schon hoch genug, denn die Hoffnung einer plebiszitären Planung durch die Betroffenen selbst erscheint allzu schwärmerisch. Der Kreis derer, die "betroffen" sind, ist nicht deutlich abzustecken, und außerdem würde der Lokalegoismus einer solchen Planung

nur noch den Ruf nach den Experten verstärken. Das eigentliche Manko scheint eher darin zu liegen, daß die kommunalen Parlamente entweder den Experten oder aber sachfremden Interessen ausgesetzt sind und oft ihre Entscheidungen allein nach deren Empfehlungen und ohne Rückhalt bei der Bevölkerung treffen. Deshalb schlagen wir eine Verfahrensweise vor, bei der die Experten nur am Anfang des Prozesses das Übergewicht haben, indem sie die Vielfalt des fachlich Möglichen ausbreiten, bei dem dann aber zunehmend die "Laien" in Aktion treten, indem sie die Problemvielfalt unterscheiden lernen und so das problemwichtige Fachwissen übernehmen. Öffentlichkeit, soll dieser Begriff keine Phrase sein, ist kein stummes Zusehen. Bedingung ist, daß die Beteiligten und Betroffenen mit verstandenen Begriffen ausgerüstet sind, um selbst in die Debatte einsteigen zu können.

### **Nur aus Entwurfsmengen lassen sich Alternativen ableiten**

Anders als bei Rechenaufgaben wird die Zahl der Lösungen von Planungsproblemen im allgemeinen etwa ebenso groß sein wie die Zahl der Köpfe, die sich an einer Lösung versucht haben. Durch Abstraktion läßt sich diese Zahl schrittweise verringern. Man unterscheidet dann nur grob und faßt die Lösungsvorschläge in typische Gruppen zusammen. Auf dieser Abstraktionsnotwendigkeit kollektiven Problemlösens beruht z. B. der ganze Parlamentarismus. Denn ursprünglich ist jeder Wähler eine eigene Partei. Durch Abstraktion, also durch Hervorheben des Wichtigen und Hintanstellen des weniger Wichtigen; gehen diese "Parteien" Bündnisse ein, die dann auf noch höherer Stufe wieder Bündnisse

eingehen usw., bis es dann schließlich zu den bekannten Großverbänden kommt, die wegen der Abstraktheit ihrer Ziele nicht weit davon entfernt sind, ihre Unterschiede in einem großen Eintopf biederer Phrasen zu begraben. Weder die Meinung des einzelnen Wählers noch das Wahlprogramm der Partei, die er wählt, gibt die unterscheidbare Alternative her. Aber unten, nicht weit von der konkreten Stufe, auf der die Probleme entstehen, gibt es echte Parteien von Leuten, die die Probleme ähnlich sehen und verständlicherweise ähnlich lösen möchten. Vorausgesetzt, daß alle Beteiligten das Problem kennen und nach Lösungen gesucht haben, kann man sagen, daß die Lösungen dieser "Parteien" für alle Lösungen repräsentativ sind; die die Beteiligten im Kopf haben. Unser Vorschlag ist nun, nur in solchen Fällen von Alternativen zu reden.

Für die Planung hieße dies konkret: der Entwurf ist eine individuelle Konzeptaussage, die Alternative aber ein Bündel aller konzeptverwandten Entwürfe, vorausgesetzt, die Anzahl der einzelnen Entwürfe ist – statistisch gesehen – verlässlich. Macht sich aber ein einzelnes Büro oder Amt daran, mehrere Lösungsvorschläge zu ermitteln, oder werden sechs oder sieben beim Rathaus bekannte Büros um solche gebeten, so sollte man ehrlicherweise nur von Varianten sprechen. In solchen Fällen läßt sich Zufälliges von Regelmäßigem nicht unterscheiden. So hat man entweder Varianten ein- und derselben Lösung vor sich, oder – sollten die Entwürfe stark differieren – dann eben Varianten vermutlicher Alternativen. Auf jeden Fall kein Verlaß, weil die kleine Entwurfsmenge gewiß nicht alle typischen Lösungsmöglichkeiten repräsen-

tiert und deshalb uns nicht zu lehren vermag, worauf es in der Hauptsache ankommt. Erst ab einer bestimmten Entwurfsmenge ist das Problem so oft gelöst, daß die Lösungsmöglichkeiten, die es "überhaupt" gibt, repräsentativ erfaßt sind: Die einzelnen Varianten (Entwürfe) mögen sich also beliebig fortsetzen, die Zahl der Alternativen bleibt dennoch konstant. Man wüßte jetzt, daß mit der zu treffenden Entscheidung keine unbekannte Chance mehr verpaßt wird, und man wüßte, welche Merkmale die "entscheidenden" sind: diejenigen nämlich, die sich am deutlichsten nur zu je einer und keiner anderen Kombination zusammenschließen. Durch solche typischen Kriterienkombinationen bildet sich eine überschaubare Anzahl von Entscheidungsalternativen.

Mit Blick auf die derzeit üblichen Formen kommunaler Entscheidungspraxis scheint uns jedenfalls die folgende Definition nützlich: **"Alternativen sind repräsentativ für die Zahl aller (auf einer bestimmten Abstraktionsstufe erzielbaren) Lösungsvarianten eines Problems. Sie machen die wesentlichen Unterschiede (=Kriterien) in der Gesamtvarianz der Lösungen deutlich und legen so den Konfliktstoff für die politische Entscheidung frei."** Diese Definition folgt dem praktischen Anspruch, die Entscheidungsarbeit auf das Wesentliche zu konzentrieren. Das Spektrum aller Möglichkeiten ist somit zugunsten der Debatte erfaßt.

### **Traditionelle Ideenwettbewerbe lassen**

#### **90% der Denkarbeit ungenutzt**

Machen wir uns zunächst noch einmal klar, wie das konventionelle Verfahren funktionierte: Ein beauftragter Sachverständiger faßt

den Ausschreibungstext ab. In ihm wird neben den Formalia das Problem und seine Abgrenzung direkt und indirekt beschrieben. In den letzten Jahren hat sich eingebürgert, zusätzlich einen Katalog von Kriterien und manchmal sogar Kriteriengewichten der Ausschreibung beizugeben. Offensichtlich verspricht man sich davon größere Objektivität des oft reichlich affektierten Preisgerichtsurteils. Um die Verfahrenskosten in Grenzen zu halten, nicht an ein allzuweit entfernt sitzendes Büro zu geraten oder die lokale Architektenlobby zu befriedigen, besteht die Tendenz, den Ausschreibungsbereich und damit den Teilnehmerkreis begrenzt zu halten. Geht es um Repräsentationsobjekte, lädt man oft noch einige Stars von außerhalb besonders ein. Die so gebremste Zahl eingehender Entwürfe wird dann in mehreren "Rundgängen" des Preisgerichts auf eine immer kleinere Anzahl preisverdächtiger Arbeiten eingegrenzt. Am Ende bleibt übrig, was der in der Ausschreibung indirekt (z. B. durch die Auswahl der Preisrichter) oder direkt (z. B. durch Kriterienkatalog) beschriebenen Lösung am nächsten kommt oder diese Lösung mit genialer Verwegenheit in Frage stellt. In einer anschließenden Ausstellung kann sich dann die Bevölkerung und die beteiligte Architektenschaft über das Ergebnis informieren, wobei ihr die protokollierten sibyllinischen Sprüche übernächtiger Preisrichter wenigstens bei den Preisen und Ankäufen Orientierungshilfe geben. Jedenfalls kommt die jeweilige Gemeinde so zu einer Lösung ihres Problems wie die Jungfrau zum Kind. Unsere Kritik an diesem Verfahren gründet sich vor allem auf die erstaunliche Mißachtung der Gesamtarbeit bzw. die völlige Überschätzung der Einzelarbeit, die darin zum Ausdruck

kommt, und zweitens auf die unlegitimierte Entscheidungsvollmacht, die dabei den Fachleuten überlassen wird. Machen wir uns zunächst klar, welchen Wert die Gesamtarbeit, die Entwurfsmenge, darstellt: Jeder einzelne Entwurf darin, ob besonders talentiert oder nicht, stellt ein Experiment hinsichtlich der Verträglichkeit bestimmter Lösungsmerkmale dar. Er ist das vorläufig letzte Ergebnis einer Versuchsreihe, bei der mit lauter Wenn-dann-Sätzen "unzulässige Lösungen" ausgeschieden wurden: Wenn ich ein 6 x 6-m-Raster wähle, dann läßt sich das Tiefgeschoß nicht mehr als Garage verwenden". Jeder Entwurf, auch der schlechteste, ist also eine Art Stichprobe auf solche Verträglichkeiten. Und alle Entwerfer zusammen haben an einem Netz solcher Verträglichkeiten gearbeitet, indem sie Schritt für Schritt alle möglichen Merkmale miteinander kombiniert und die Tragfähigkeit der Verknüpfung getestet haben. Man muß nur eine ausreichende Zahl von Entwürfen einholen, um statistisch sichere Aussagen über dieses Verträglichkeitsnetz machen zu können. Dann sieht man, welche Merkmale sich regelmäßig vertragen, also zu typischen Kombinationen (Alternativen) zusammenschließen, und welche nicht. Nun sind aber gerade diese Unverträglichkeiten wichtig. Sie nennt man Kriterien, weil sie mit der Möglichkeit des Unterscheidens auch die Möglichkeit des Entscheidens eröffnen.

Die Einsicht vom Wert der Entwurfsmenge führt allerdings notwendig zu einer umgekehrten Auffassung vom Sinn des "Ideen-Wettbewerbs": Nicht die Lösung im Sinne vorher gesetzter Kriterien, sondern die Gewinnung von Kriterien und somit die Aufbereitung des Problems für die öffentliche Debatte ist Sinn des Wett-

bewerbs. Das konventionelle Verfahren ist demgegenüber nichts anderes als das, was in spitzem Soziologendeutsch “Konsensbeschaffung durch Fachautorität” genannt wird, und es ist kein Wunder, daß so scheinlegitimierte Planungen oft dann platzen, wenn der betroffenen Bevölkerung die Problematik klar geworden ist. Ist aber die Gewinnung von Kriterien und nicht die Ermittlung eines Auftragnehmers vordringliches Ziel des Verfahrens, so ist auch klar, wie es sich vom konventionellen unterscheiden muß:

**1. Wesentliche Voraussetzung ist die Einholung einer zuverlässigen Entwurfsmenge.** Um “zuverlässig” zu sein, muß die Zahl der Entwürfe mindestens das Zehnfache der Zahl von Abfragen betragen, die zur typologischen Gruppierung an die Entwürfe gestellt werden sollen. Will man z.B. jeden der Entwürfe in 20facher Hinsicht befragen (bzw. beschreiben) können, muß man dafür sorgen, daß wenigstens 200 möglichst verschiedene Entwürfe eingehen.

**2. Die Entwürfe müssen vergleichbar sein,** und zwar in zweierlei Hinsicht: a) müssen sie sich an die gleichen Rahmenbedingungen halten, also an die gleichen übergeordneten Pläne, politischen Beschlüsse, den gleichen Kostenrahmen usw. Damit wird gewährleistet, daß alle etwa das gleiche Problem lösen, b) müssen die Entwürfe nach Umfang und Art der Darstellung genau gleich sein. Sowohl Umfang wie Planzeichenrepertoire sollten so knapp gehalten werden, daß die sonst übliche Materialschlacht vermieden und der Entwerfer gezwungen wird, sich auf das Wesentliche zu konzentrieren. Die Aufwandminderung ist auch ein Mittel, um für die erforderliche Menge Sorge zu tragen.

**3. Die Wettbewerbsteilnehmer werden zur Erarbeitung eines Katalogs von Abfragen hinzugezogen.** Damit soll der Gefahr begegnet werden, daß diejenigen, die die Abfragen erarbeiten, möglicherweise "auf einem Auge blind" sind. Diese zusätzliche Einsicht hat sich erst während Ablauf des Verfahrens ergeben. Zu jeder Abfrage werden bis zu 6 alternativ antwortende Merkmale ermittelt. Die Wichtung der Abfragen ergibt sich dann rechnerisch als der Beitrag einer Abfrage zur Gesamtinformation bzw. zur Gesamtvarianz.

**4. Die Entwurfsmenge gliedert sich in eine überschaubare Zahl von Teilmengen untereinander konzeptverwandter Entwürfe,** die der Anzahl von erzeugten Merkmal- bzw. Kriterienkombinationen entspricht. Diese problemrepräsentativen Alternativen (Lösungstypen) werden dargestellt und mitsamt den Merkmalen, die sich als besonders typprägend und somit besonders entscheidend erwiesen haben, der zu beteiligenden Öffentlichkeit noch vor der Sitzung des Preisgerichts bekannt gemacht und mit ihr diskutiert. Damit soll die Unbefangenheit des Laienurteils gerade zu Beginn der noch unsicheren Debatte gewahrt werden.

**5. Aufgabe des Preisgerichts ist in erster Linie, die herausgefundenen Alternativen unter fachlichen Aspekten zu diskutieren und so der kommunalpolitischen Debatte fachliche Hinweise zu geben.** Erst in zweiter Linie ist seine Aufgabe die einer jeden Jury, nämlich die Preissumme "gerecht" zu verteilen. Dabei werden die "fachlich soliden" Projekte als "Belege" für die jeweilige Alternative angekauft. Mit der Auslese und Stufung dieser benutzbaren Ankäufe steht dem Preisgericht zu, Farbe zu bekennen.

**6: Das Verfahren gelingt, wenn bei der nachfolgenden öffentlichen Debatte die Parlamentarier zunehmend sicherer werden** und bereit sind, sich für eine der Alternativen souverän zu entscheiden. Eine solche Entscheidung für die Alternative - anstatt für den Entwurf - erhält somit die ihr zustehende politische bzw. bauherrschaftliche Dimension. Sollte man doch auf Vorwegentscheidungen (Beschlußvorlagen) der eigenen Verwaltung bzw. der Fachberater angewiesen sein, so ist das Verfahren nicht gelungen. Entweder ist es am Anfang fachlich falsch gehandhabt worden, oder am Ende politisch flau benutzt. Es sei denn, wir machen uns insgesamt was vor.

**Beim langen Marsch von der Menge zu der einen Alternative lernen Politiker und Öffentlichkeit, was sie eigentlich wollen.** Wir glauben, daß jedem die Vorteile eines solchen Verfahrens einsichtig sein müßten, der den Wert dessen erkennt, was wir eine zuverlässige Entwurfsmenge nennen. Allerdings mag das oft noch an großen Meistern orientierte Selbstverständnis von Architekten den Sinn für diesen Wert ideologisch verstellen. Künstlerarchitekten sind auf die Einmaligkeit ihrer Werke aus. Indem die Klassiker dieses Berufs so die Unwiederholbarkeit des Originals und der Person zu ihrer eigentlichen Botschaft machten, propagierten sie damit zugleich eine Gesellschaft, in der wenige Begabte reden und viele scheinbar Unbegabte schweigen. In diesem Sinne "künstlerische" Erzeugnisse und Urteile zeichneten sich gerade dadurch aus, daß die schweigende Mehrheit sie unverstanden hinnehmen mußte.

Ahnlich verhält es sich mit Stadtplanern, wenn sie an die Stelle der anfänglichen politischen Willensbildung die Kosten-Nutzen-Rechnung auf der Basis sozioempirischer und technischer Daten setzen: Sie übersehen dabei, daß der Nutzen in dieser frühen Phase der Willensbildung eine zu komplexe Größe ist, als daß man ihn in einem rechnerischen Kalkül unterbringen könnte. Erst wenn der Nutzen subjektiv, d. h. im Falle kollektiver Probleme: politisch bestimmt ist, wenn man endlich weiß, was man will, kann man sich daranmachen, die beschlossene Lösung im Sinne der für sie typischen konzeptionellen Merkmale zu optimieren.

Gerade das ist ja der Sinn unseres Vorschlages: **daß die Arbeit der Experten einem politischen Konzept untergeordnet wird und nicht umgekehrt.** Erst nach einem solchen Wettbewerb schlägt also die Stunde der Fachleute und Techniker. Vorher aber erzeugt eine gutachterlich betriebene Stadtplanung in der Öffentlichkeit die gleiche unterwürfige Atmosphäre des Schweigens und Sich-Dreinformens wie bei den Passagieren einer DC-9, wenn der Flugkapitän in 13 000 Fuß Höhe Schwierigkeiten mit dem Wetter und eine voraussichtliche Verspätung mitteilt. Wie oft hat man erlebt, daß danach, nämlich beim Übergang vom wissenschaftlichen Gerede zum ganz konkreten Aufzeichnen einer Lösung, eine etwas überraschende Landung auf einem Kartoffelacker erfolgte. Dafür hätte man so hoch gar nicht fliegen müssen! Wir schlagen deshalb vor, in Zukunft die gutachterliche Fachsprache während solcher Planungsphasen lieber durch die Argumente möglichst vieler Köpfe zu ersetzen. Der Reichtum der Argumente wird die Naivität mehr als wettmachen.

Das hier vorgeschlagene Verfahren wurde zuerst in Karlsruhe 1970 versucht, dann in Bonn 1973 unterbreitet und letztlich 1976 in Dietzenbach bei Frankfurt erprobt. Der städtebauliche Ideenwettbewerb Dietzenbach kostete den Auslober 100.000 DM, davon 60.000 DM für Preise und Ankäufe und 40.000 DM Sachkosten. Unter Anrechnung der freiwilligen Tätigkeit aller Beteiligten einschließlich Honorarverzicht der Fachpreisrichter wären die reellen Gesamtkosten auf etwa 180.000 DM zu veranschlagen. Darin enthalten wäre dann aber auch der experimentelle Arbeitseinsatz der Teilnehmer. Nachdem das Verfahren erstmals erprobt ist, würden die reellen Kosten bei einem ähnlichen Wettbewerbsumfang etwa 150.000 DM betragen. Der materielle Aufwand der Teilnehmer ließe sich ebenfalls vermindern: statt der sechs in Dietzenbach abverlangten DIN-A-4-Blätter würden – wie sich gezeigt hat – schon zwei genügen! (...) Das hier geschilderte Verfahren wurde 1973 anlässlich einer gutachterlichen Studie im Auftrag der Stadt Bonn – mit einem Kostenansatz von 100 000 DM – vorgeschlagen. Dem damals drohenden Parlamentswettbewerb sollte ein einfaches städtebauliches Grundkonzept für das gesamte Regierungsviertel als Ergebnis des Verfahrens zuvorkommen. Statt über "Baustrukturen" sollten Öffentlichkeit und Politik sich zuerst über die wesentlichen, stadtplanerischen Kriterien klar werden. Stattdessen wurde dann eben doch der Parlamentswettbewerb ausgeschrieben – nach dem alten Verfahren: bis heute 3,5 Millionen Mark Aufwand für die noch ausstehende Feststellung, ob eckige oder runde Bauformen die Demokratie besser repräsentieren ...



Aus der " Erklärung des Preisgerichts" beim Dietzenbacher städtebaulichen Wettbewerb:

... Die Vorzüge der Projekte sind untereinander nicht frei kombinierbar; die in manchen Ankäufen vorhandenen guten Ideen sind nicht baukastenartig in die erstprämierten Projekte einsetzbar. Gerade die Tatsache, daß sich die Projekte zu Familien ordnen lassen, zeigt, daß gewisse Merkmale stets mit anderen gepaart auftreten und daß einzelne planerische Entscheidungen Zwänge schaffen, die das weitere Vorgehen bestimmen. Welche planerischen Vorteile sich eine Kommune verschaffen will, und ob sie die dadurch erzeugten Einschränkungen auf sich nimmt, ist eine politische, keine planerische Entscheidung. Deshalb können die Fachleute nur Entscheidungsgrundlagen bereitstellen, und allein dieses war der Zweck des städtebaulichen Planungswettbewerbs und der Art seiner Jurierung. gez.: Lucius Burckhardt, Vorsitzender

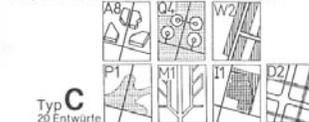
13.11.1976



Möglicher Stadtplan nach Typ B



Beispiel für einen möglichen Stadtplan nach Typ C

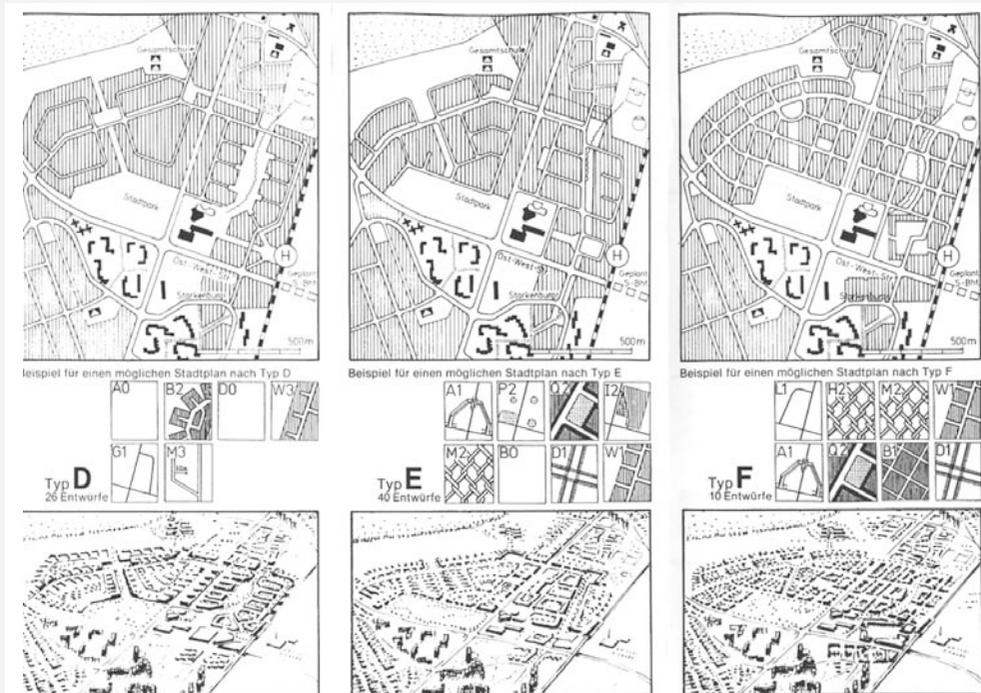


Entwürfe gehen vom Konzept der Trennung von Fuß- und Autoverkehr aus (D2). Die Durchfahrsweg (G3). Die Fußwege werden deutlich hervorgehoben und platz-artig angelegt und sollen auch Geschäfte und Einrichtungen aufnehmen. Fahrstraßen (M1) sind sozudie Rückseite der Häuser (W2). Der Stadtpark ist der von ihm ausstrahlengängerstraßen verkleinert. Der Typ ist A und C ver-

Diese Entwurfsgruppe legt Wert auf große, den Stadtteil bestimmende Grünanlagen (A8), welche zuweilen den Charakter einer siedlungsumgebenden Landschaft annehmen (Q4) und das vorgesehene Maß an Grünfläche oft übersteigen (P1) Das "Wohnen im Grünen" bedingt hintere Erschließung und oft private Beanspruchung des öffentlichen Grünraums (W2). Vom Fahrverkehr getrennte Fuß- und Spazierwege (D2). Der Beispielenwurf erfaßt nur eine Untergruppe des Typs C. Verwandtschaft mit den Typen B und D.

## Beim langen Marsch von der Entwurfsmenge zu der einen Alternative lernen Politiker und Öffentlichkeit, was sie eigentlich wollen. Wettbewerbsverfahren nach "Dietzenbacher Modell"

Die ermittelten Entwurfstypen werden in der Stadt plakatiert.  
(Projektgruppe der GhK und der Planungsgemeinschaft Untermain 1979)



Diese Entwurfsgruppe bemüht sich, möglichst viel festzulegen: also Straßen und Plätze, aber auch großzügige Grünanlagen (C4). Fußwege und Fahrverkehr sind je nach Lage getrennt oder gebündelt (D0), bei hinterer Erschließung sind für die Wohnflächen nicht öffentliche Ruhe-zonen zuweilen möglich (W3). Zügiger Fußweg vom S-Bhf über die Grünanlage nach Norden (Y1); hier sollen sich Handel und zentrale Einrichtungen fortentwickeln (S4). Dieser Typ ist vielseitig verwandt.

Diese Entwurfsgruppe bildet herkömmliche Plätze, Straßen, Alleen (Q2). Privat genutzte Flächen sind von den öffentlichen Freiflächen getrennt (WZ). Der Straßenraum ist für Fußgänger und Autos (D1). Das Freiraumgerüst wird hauptsächlich von den beiden Durchfahrtsstraßen geprägt (A1). Der beruhigte Bereich im Ostgebiet ist oftmals klein (I1). Grünflächen wie vorgesehen (P2). Mischform der Wohnlagen (B0). Die Variationsbreite in dieser Entwurfsgruppe ist groß. Der Typ E ist mit den Typen F und D verwandt.

Diese Entwurfsgruppe legt Wert auf ein gleichmäßiges Straßengitter (H2, M2), das ziemlich gleichwertige Wohnlagen erzeugt (B1). Einige der Entwürfe sparen in diesem Gitter Plätze oder Alleen aus (Q2). Zügige Durchfahrt im Westteil (L1). Die Mischung von Fußgänger- und Fahrverkehr (D1) schließt nicht aus, daß einzelne Straßen nur für Fußgänger sind (D0). Querverbindungen über die Offenbacher Straße (F4, K2). Das Gitter muß nicht streng- und gleichförmig bzw. eintönig sein. Verwandtschaft mit dem Typ E und dem Typ A.

I.4

## **An die bofphilen Postmodernen, die Freunde Palladios und handkolorierter Zeichnungen**

(1984)

Seht Euch das an! Ist das nicht, wonach Ihr jahrelang gerufen habt – Arrrchitektur? Das dort, im Wasser sich spiegelnd, ist das nicht »das strenge Spiel der Volumen im Licht«? Ist das etwa nicht das baukünstlerische Arkadien, nach dem Ihr Euch sehntet? – kompromißlos entworfen, ohne lange Diskussionen, Ausdruck einzig und allein des einen unfehlbaren Willens! Entstand so nicht Baukunst? Und wenn dies keine Baukunst ist, warum, bitte sehr, nicht? Und kommt mir bloß nicht mit Werk- und Materialgerechtigkeit, diesem alten Schmarren germanischer Architekturkritik. Oder mit Eurem »menschlichen Maßstab«. Wo hört denn die Baukunst auf, und wo fängt Bofill an? (Wo hörte Mies auf, und wo fing Speer an?)

Nein, Freunde, damit kommt mir nicht, mit dem Maßstab. Denn es geht nicht um Höhe und Größe des Gebäudes, sondern um Höhe und Größe der Selbstüberschätzung. Es sind die gegen alle fremde Fantasie durchgesetzten Entwürfe, die maßstablos sind, Eure so gut wie seine. Wie sagte doch der absolutistische Architekturthyrann mit der großen Hornbrille? »Der Entwurf«, sagte er, »ist der eigentliche Generator. Um so bedauerlicher für die, die keine Einbildungskraft besitzen.«



Seht Euch das an: So sehen Eure schön kolorierten Entwürfe auch aus, wenn sie wider alle andere Fantasie und Vernunft gebaut werden: ein schönes, sauberes Arkadien. Es paßt gut zur »Wende«, findet Ihr nicht? Kann man sich hier politische Schmiere-reien vorstellen oder geschmacklose Reklame oder ein kitschiges Vorgärtchen oder eine von Kindern gebaute Bude oder einen Hollunder-Strauch? Nein. Es ist alles – Architektur! Wenn

es schon abwärts geht, dann mit Geschmack und Rasenmäher und »Liebe zu unserem Staat«. Bei jeder Weltwirtschaftskrise braucht man sie wieder, die Arrchitektur. Dann werden wieder bombastische Koullissen geschoben. Und das scheint immer so zu gehen: Erst sind es nur Eure paar historisierenden »Anspielungen«, Zitate unter humanistisch Gebildeten. Leicht ironisch und nett verlegen. Aber dann – und das sollte Euch doch zu denken geben -, dann kommt es bald platter, dann kommt dieser Kleiderschrank-KIassizismus. Wer lacht da! Euch wird am Ende das postmoderne Lachen noch vergehen. Dies ist kein Spaß mehr, dieses law-and-order-Arkadien. Aber dies ist die Postmoderne! Und Eure zart kolorierte Neo-Renaissance und Bofills Danziger Antik unterscheiden sich vielleicht in dieser Hinsicht: daß Ihr nur zeichnet, er aber baut. Bei ihm hat die Postmoderne schon begonnen. Oder? Wenn das nicht postmodern ist, was ist dann postmodern? Die

Utopie der Moderne, wenn es je eine gab, war doch das »neue Bauen«, wie Hugo immer sagte: nämlich das Bauen ohne Architektur. Und diese Utopie ist immer noch gültig: die Emanzipation der Gebrauchsform aus ihrer kodifizierten, »geometrischen« statt handlichen Umhüllung! Die Abschaffung alter Zöpfe zugunsten moderner "Gebraüche". Die inneren Zweck der Sache sollten ihre Erscheinungsform bestimmen. »Von innen nach außen bauen«, nannten sie das. Loos, Migge, Häring, Wagner, Meyer: sie waren alle aufgebrochen, mit weniger mehr zu erreichen. Das waren insofern Vorkämpfer einer »sanften Technologie«. Die sahen immer Städte ohne Baukunst vor sich, helle, wohnliche Orte. So frei von jeglichem architektonischen Pathos, daß ihnen schon großformatige Alleen und Plätze suspekt waren. Was sie wollten, waren weiße Siedlungen mit "wachsenden Häusern" und mit Gärten für die Selbstversorgung. Dieser "Gebrauchsfunktionalismus", dieser Anfang, das war die Moderne, die Ihr für beendet erklärt. Euch Zeichenkünstlern war das nicht genug. Ihr wolltet nicht geduldig die Form aus dem Problem entwickeln. Ihr wolltet nicht die Projektarbeit, schon die Gruppenarbeit an den Hochschulen war Euch verdächtig. Ihr wolltet endlich wieder den Entwurf. Ihr wolltet Eure Künstlermacht zurück, denn insgeheim glaubtet Ihr wie L. C. an die wenigen Auserwählten, die die Einbildungskraft besitzen. Und dann kommt Ihr uns womöglich schlau mit diesem Argument: Ihr sagt, die Bewohner dieser Paläste seien begeistert! Die wollten nämlich unsere Gebrauchsformen, unsere Billighütten gar nicht, die wollten Architektur, Paläste! Seht Ihr: Hab ich doch gesagt, daß Ihr schon bofphil seid. Und in gewisser Hinsicht

habt Ihr recht. Man muß in solchen Krisenzeiten Paläste bauen, Sportpaläste. Fahnen und Fackeln zu Architektur ordnen. Und die verzweifelten Massen werden jubeln!

Nein – Arrrchitektur in diesem Sinn (mit dem rollenden R), ob rationalistisch, postmodern oder in Danziger Antik wie hier, ist in unserer Zeit, mit unseren Problemen, mit unseren Hoffnungen, ein ziemlich gewaltiger Anachronismus, ein »röhrender Hirsch«, pom-pöser Kitsch. Und die Wichser-Baukunst dieses Franco-Freunds mag wenigstens ein Gutes haben: daß Ihr das merkt!

Zu glasforum 1–84: Ricardo Bofill oder die Toleranz

## **Professor G. oder die "repressive Toleranz" (Marcuse)**

Merkwürdig: gerade diejenigen Architekten, die so gern von der kulturellen und gesellschaftlichen Verantwortung des Architekten reden, sind schrecklich beleidigt, wenn sie in dieser Verantwortung ernst genommen werden und statt stummer Bewunderung vehementen Einspruch hervorrufen. Dabei müsste doch solcher Protest nur Bestätigung dafür sein, daß die Botschaft gehört und öffentlich verhandelt wird! daß etwas in Bewegung gerät! "Da sind unsere Gegner. Was für ein gemeines Zeug sie ins Feld führen. Das zahlen wir denen heim!" So jedenfalls war es, als Kunst und Architektur noch subversive Instanzen der Sinnbildung waren. Als es noch um Zukunft ging, um die verschiedenen Wege dahin. Darüber gab es

leidenschaftliche Auseinandersetzungen. Selbst Bofills Landsmann Gaudi hat sich gelegentlich hinreißen lassen, auch seine Fäuste sprechen zu lassen, wie mir ein greiser Mitarbeiter erzählte. Wer sich auf dieses hohe Podium begab, der wusste, daß er – viel Feind, viel Ehr – zur Instanz und Partei wurde. Architektur war eine öffentliche Angelegenheit und keine Sache für ein paar Eingeweihete "mit Stil".

Aber daß es diesen Streit heute nicht mehr gibt, daß Angriffe mit eingeschnapptem Schweigen oder einem knarrenden "entweder man hat Stil oder man hat keinen" beantwortet und die Argumente selbst garnicht beantwortet werden, bestätigt nur meine Vermutung, daß es dieser heutigen Künstler-Kunst garnicht mehr um öffentliche Angelegenheiten und ihre (utopischen) Lösungen geht, sondern nur noch um den eigenen Marktwert auf dem Kunstmarkt und die Sicherung der ideologischen Fluchtburg, die diesen Markterhält. Und Toleranz ist darin die feine Art, jedem Insider seinen Markt zu lassen. Es geht hier garnicht um Parteinahme für irgend eines der draußen heftig diskutierten Probleme, sondern nur noch um die gegenseitige Bestätigung von "Originalität". Egal, welche Meinung, Hauptsache, sie ist originell, geistreich und amüsan und gibt Stoff für Plänkeleien bei der nächsten Steh-Party. Entscheidend ist in dieser Sphäre bürgerlichen Kunstbetriebs nicht, was jemand sagt, sondern wie er es sagt. Professor G.: "Kann man sich über Geschmack streiten? Man hat Stil oder man hat eben keinen."

## **Plädoyer für die Fortsetzung der Moderne mit anderen Mitteln**

(1984)

Unsere Berufsgeschichte ist mit einer ziemlich traurigen Tatsache verbunden, der nämlich, daß die Häuser und Bauwerke irgendwann den Schuppen weichen mußten, großen und kleineren Schuppen, meist aber großen, flachen und hohen, meist flachen, manchmal aber auch sehr hohen, vielgeschossigen Hochhaus-schuppen... Das mußte plötzlich alles sehr schnell gehen: Schuppen werden nicht "gebaut", solide fundamentiert. Sie werden einfach hingestellt, montiert, zusammengetackert, genietet. Und das Traurige ist vor allem, daß sie innen eigentlich keine Räume haben. Obwohl – und das ist merkwürdig – obwohl sie hohl sind: sehr hohl sogar. Unsere Aufgabe war es nun, diese Schuppen ein bißchen nett zu gestalten. "Sehen Sie zu", sagten unsere Auftraggeber immer, wenn sie uns nach der ersten Verhandlung an die Tür brachten, "daß das Ganze ein bißchen nett wird. Besonders vorne heraus. Hinten... na, Sie wissen schon."

Und dann machten wir uns an die Arbeit. Die, wie man sieht, immer schon ziemlich "postmodern" war. Wir mußten die Schuppen dekorieren. Mit Häusern, richtigen, fest im Boden verwurzelten Häusern, hat unser Berufsstand nie zu tun gehabt. Häuser werden nicht entworfen. Sie wurden gebaut. Nein, wir müssen uns das

eingestehen: Unsere Aufgaben waren seit Schinkel diese billigen, mit Hypothekengeldern finanzierten Schuppen, da sollten wir uns nichts vormachen. Seit Schinkel? – daß wir da stutzen, beweist nur, wie sehr unser Beruf schließlich auf seine eigenen Tricks hereingefallen ist. Natürlich! Schinkel: Ein Meister in der Verschönerung der Schuppen. Den "Marmor" der Säulen am Portikus lieferte ihm ein Malermeister aus Potsdam, die prächtigen "goldenen" Kandelaber ließ er bei einer Manufaktur fertigen, die sonst Zinnsoldaten herstellte, (und dann hauchdünn vergolden), und die mächtigen "Quadersteine" des kronprinzlichen Palais in Glienicke, die ließ er aufnageln. (Sie wurden nämlich aus Blech tiefgezogen und dann später übergeschlämmt). Man stelle sich vor, wie es darunter aussieht: das kronprinzliche Palais – ein hölzerner Schuppen! Man kann natürlich heute darüber lachen. Besonders über die Andacht, mit der die Kunsthistoriker später diese tempelförmigen Schuppen gefeiert haben, so als seien sie wirklich den alten griechischen Häusern ebenbürtig – Architektur. Doch hat diese Maskerade auch etwas trauriges. Denn auf die Dauer ließ sich die Tatsache nicht mehr verheimlichen: Unsere Kultur verlor ihre Häuser, ihre Räume, ja: ihr Zuhause. Schon dringt der internationale Schuppenbau in die letzten Dörfer vor. Dekorierete Kisten zwar, aber eben doch bloß Kisten. Und so ist es kein Wunder, daß die Geschichte unseres Berufs früh ein paar Leute auf den Plan rief, die bei dieser Maskerade nicht mehr mitspielen wollten. Und die argumentierten etwa so: Zitat: „Da die Dekoration nicht mehr organisch mit unserer Kultur zusammenhängt, ist sie auch nicht mehr der Ausdruck unserer Kultur. Die architektonische Dekora-



tion, die heute geschaffen wird, hat keinen Zusammenhang mit uns, hat überhaupt keine menschlichen Zusammenhänge." (In Wirklichkeit heißt es in dem Zitat nicht "Dekoration", sondern "Ornament". Doch der Unterschied spielt in unserem Zusammenhang keine Rolle. Es ist klar, was hier gemeint ist). In diesem Zeitungsartikel von Adolf Loos aus dem Jahre 1908, überschrieben „Ornament und Verbrechen“ befindet sich auch der bemerkenswerte Satz: "Die Evolution der Kultur ist gleichbedeutend mit dem Entfernen des Ornamentes aus dem Gebrauchsgegenstand." Mit unseren Worten: "Die Evolution der Kultur führt zum Schuppen".

Aber das hätte er nie gesagt, sich nicht einmal vorgestellt. Obwohl sein gleichzeitig gebautes Haus in Wien am Michaelaplatz so von einer geradezu hysterisch reagierenden Öffentlichkeit kritisiert wurde: Das war schon ein Schuppen. Aber Loos war kein Zyniker. Er bearbeitete das Problem auf einer Ebene, auf der ihm das selbst besser zugänglich war. Auf der Ebene der Gebrauchsgegenstände. Und so war das schon vorher in England auch gelaufen. Überall, wo man sich an die Entkleidung des Schuppens heranmachte, näherte man sich dieser heiklen Aufgabe zunächst über Gegenstände von der Größe eines Stuhls, eines Bestecks oder – wie Loos in diesem Aufsatz, – einer "Zigarettendose". In diesen Alltagswerkzeugen fand man etwas, was inzwischen unter dem Diktat schnelllebiger Verkleidungsmoden schon fast abhanden gekommen war: Stabilität, Redlichkeit, Verständlichkeit, ja sogar Menschlichkeit. Diese ornamentlosen

Werkzeuge hatten einen (in Loos' Worten) "Zusammenhang mit uns", hatten "menschliche Zusammenhänge!" Und so beginnt die Moderne mit kleinen Gebrauchsgegenständen: Versuche unter der Arbeitshypothese, daß ein Gebäude, wenn es so genau durchdacht, so handlich, unauffällig und zweckmäßig wäre, wie diese einfachen Gebrauchsgegenstände, vielleicht kein Schuppen mehr wäre, sondern ein Haus von Dauer: Zwar aus neuen Materialien und mit neuen Methoden hergestellt, aber eben doch im Boden dieser Industriekultur verankert.

Das, meine ich, diese Hypothese, daß man über Brauchbarkeit wieder Heimat herstellen könne, ist der utopische Kern der frühen Moderne. Der immer wiederholte Gebrauch der Wörter "ehrlich", "echt", "gläsern" in den Verlautbarungen dieser Zeit belegt das Bemühen, jede Übertünchung vermeiden, endlich zur Sache kommen zu wollen. **Die Hoffnung geht auf eine durch Brauchbarkeit stabilisierte Umwelt.** Mit der Werkzeughaftigkeit soll die Heimat all dieser tauschwertlosen Gerätschaften – das "Dorf", wieder hergestellt werden. Nun wissen wir heute, daß eine solche Utopie schnell in eine banale Illusion umschlagen kann: Dann nämlich, wenn die realen Entstehungs- und Verwertungsbedingungen aus dem Blickfeld geraten, womöglich die alten Handwerkskünste dazu erhalten müssen, mit zeitgemäßem Aufwand das "Dorf" noch einmal zu inszenieren: Das war das Falsche an der Echtheit des Schmidthennerschen Heimatstils. Doch gerade mit Blick auf diese Rahmenbedingungen einer dinosaurierhaften Technik, von erschöpften Naturvorräten und immer weiter wachsender Arbeitslosigkeit, gewinnt diese Utopie neue Überzeugungskraft. Ich will

das an vier Aspekten dessen verdeutlichen, was die Modernen "Gebrauchsform" oder "Leistungsform" oder "Zweckform" oder "Grund der Form" nannten.

### **1. Die Gebrauchsform entwickelt sich selbst.**

Sie ist in der Tat scheinbar ohne Urheber. Obwohl eine Erfindung, doch ohne Erfinder. Das macht ihre "Persönlichkeit" aus. Die Gebrauchsform ist Ausdruck ihrer selbst. Sie ist sehr still und unauffällig und man wird nicht verleugnen, daß ein Stuhl, je weniger er Ware und Ausdruck eines Designers und je mehr er bloß ein Stuhl ist, so etwas wie eine Person ist. Das ist wichtig. Denn oft hat es den Anschein, als ob Zweckhaftigkeit die Dinge immer bloß zum toten Objekt, zu bloßem Funktionieren herabwürdigt. Dieser Anschein zeugt davon, daß die Zwecke häufig in der Vergangenheit nicht die Zwecke der Bewohner und Gebraucher waren, sondern die Zwecke der Vermarkter, der Verwaltungen, der Hauseigentümer und ihrer Ideologie. Das war ein aggressiver Herstellungsfunktionalismus, das gerade Gegenteil von dem, der in der klassischen Moderne intendiert war. Die Gebrauchsform jedenfalls ist "persönlich". Hugo Häring, einer der Gebrauchsfunktionalisten jener Jahre, versuchte diese Eigenart mit seiner ständig wiederholten Forderung nach "Individuierung" Rechnung zu tragen. Übertragen auf mein eingangs gebrauchtes Bild vom Schuppen war Härings Rat: „Wenn der Schuppen wieder ein Ding mit einem Wesen werden soll, müssen wir nicht unsere Individualität, sondern seine zum Ausdruck bringen". Aber lassen wir ihn selbst reden.: (1932)

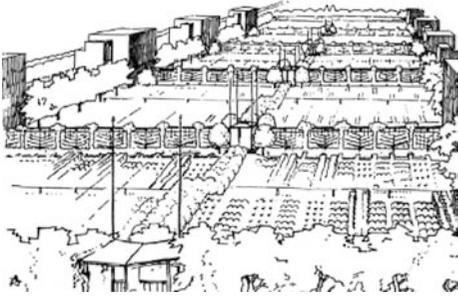
„... es handelt sich bei der Arbeit an der Form der Leistungserfüllung nicht um die Verwirklichung der Individualität des Künstlers, sondern um die Verwirklichung der Wesenheit eines möglichst vollkommenen gebrauchstechnischen Gegenstands.“ Das klingt ein bißchen schwülstig, aber für mich ist Vater Hugo (schon seitden frühen 60ern) deshalb so spannend, weil seine "Form der Leistungserfüllung" eben nicht wie bei fast allen anderen Funktionalisten eine auf das bloße Funktionieren reduzierte Maschine ist wie etwa bei Hannes Meyer.: "Der Grundriß errechnet sich aus folgenden Faktoren..." Häring hatte erkannt, daß Gebrauchsformen etwas diametral anderes sein müssen als die ergonomisch optimierten Maschinen von Taylor. Was dieses völlig Andere war, hat er, glaube ich, nie begriffen, weshalb seine vielen Schriften immer nebulös bleiben. Aber wenigstens in der Negation hat er's erahnt, daß diese Fließbandrationalität ja das Problem nicht lösen konnte. Auch findet sich bei Häring schon eine Ahnung davon, daß auch die Technik selbst eine andere werden müßte, eine dienendere, handlicher und wärmer als diese eisernen und starren Konstruktionen, wie sie unter dem Diktat der Warenkonkurrenz üblich waren. Er schreibt: *"Eine neue Technik, die mit leichten Konstruktionen, elastischen und schmiegsamen Baustoffen arbeitet, wird das Haus nicht mehr rechteckig und kubisch formen, sondern alle Gestaltungen zulassen oder verwirklichen, die das Haus zu einem 'Organ des Hausens' ausbildet."* Das ist also der 2. Aspekt,

## 2. Die "dienende Technik".

Das ist zweifellos eine andere als die, deren Aggressivität wir immer häufiger zu spüren bekommen. Diese ist ja im Kapitalismus immer und zuerst Technik der Herstellung und der Hersteller, jene aber ist eine des Gebrauchs. Sie ist auf möglichst lange Lebensdauer, einfache Wartung und Instandhaltung, unschädliche Nebenwirkungen, einfache Handhabung und geringe Nutzungskosten aus. Sie ist wirklich *techne* im griechischen Sinn, eine List, eine Kunst, und sie ist alles andere als naturfeindlich. Doch unser landläufiger Begriff von Technik ist inzwischen mit derart bösen Erfahrungen besetzt, daß das Prädikat "dienend" allein nicht ausreicht, um Verwechslungen zu vermeiden. Auch die Prädikate "sanft" oder "alternativ" scheinen noch nicht auszureichen, um den abenteuerlichen, fantasieerregenden Gehalt ursprünglicher Technik deutlich zu machen. Zu sehr ist heutige Technik ein (fast) herrenloser Selbstläufer, eine Maschinerie, die von anonymen Konzernspitzen in New York und Zürich gesteuert wird. Selbstläufer, weil der Nutzen der Produktion weithin schon geringer ist als die (gesamtgemeinschaftlich) entstehenden Kosten; weil er scheinbar einzig und allein in der immer weiter ausgreifenden Befestigung bestehender Übermachtverhältnisse liegt. Sogar das noch lange strapazierte Argument der Erhaltung von Arbeitsplätzen ist inzwischen obsolet. Technik ist heute also ein anderer Ausdruck für Arbeits- und Naturschädlichkeit, und in unserem Fach fallen den Leuten dabei immer nur Startbahnen, Großkliniken, Hochhausquartiere und andere großtechnisch produzierte Gemeinheiten ein. Das war ja damals anders. Es ging ja erst los, und die neuen Errun-

enschaften von Naturwissenschaft und Technik versprochen – bei ausreichender politischer Kontrolle – mehr Gesundheit, mehr Licht, Luft und Sonne, mehr "Wohlfahrt" für alle. Und die Serienfertigung immer gleicher, billig produzierter Produkte versprach, die Gleichheit der Gebraucher fast von selbst mit sich zu bringen. Man mußte die Produktion nur am wirklichen Bedarf orientieren und die durch Technik ermöglichten Kosten- oder Nutzenvorteile den Verbrauchern zugute kommen lassen. Inzwischen wissen wir, daß diese klassenkämpferische Hoffnung naiv war: die technische Maschinerie selbst fordert mit ihrer Fortentwicklung eine immer umfänglichere Infrastruktur, die ihrerseits einen wachsenden Apparat der Überwachung und Verwaltung zeitigt. Diese frühe Prophezeiung Pichts hat sich inzwischen voll erfüllt. Schon bald wird selbst der Umweltschutz zu einer neuen, monströsen Werk-schutzbürokratie ausgebaut sein...

Aus dieser Entwicklung sehen wir derzeit keinen Ausweg. Wir sehen wohl, was falsch ist an ihr. Aber es läßt sich derzeit kein realer Weg angeben, wie sie umfassend – "Besen Besen seis gewesen!" – aufzuhalten wäre. Deshalb ist dieses Plädoyer für die Moderne eher eines für die „Utopie der Moderne“: Wenigstens Teile der Technik für "das Dorf" zu zähmen, sie vor unseren Wagen zu spannen. Diese gezähmte Technik also ist alles andere als naturfeindlich. Sie organisiert nur mit naturwissenschaftlicher Kenntnis, was im "Dorf" durch tradierte Naturerfahrung an Austausch mit ihr organisiert war. Erstaunlichste Beispiele dafür liefern uns die Arbeiten des Garten- und Siedlungsplaners Leberecht Migge: Energiesparende Siedlungshäuser mit „Winter- und Som-



merkleid", mit Pufferzonen aus Beetfenstern, mit Torfklosett (Loos: "Boden und Klima bereitet sich der Siedler selbst") und Abwasserverrieselung. Für Migge waren Siedlungen große "Bienenstöcke", gartentechnische Organismen für die Selbstversorgung. Ich zitiere dieses Beispiel auch deshalb, weil es so bar jeglicher Kachelofen-Sentimentalität ist, wie sie sich heute leicht mit dem "biologischen" Bauen verbindet. Es stimmt, diese alternative Technik ist konservativ. Aber sie ist nicht rückwärtsgerichtet. Und das führt uns zum 3.Aspekt:

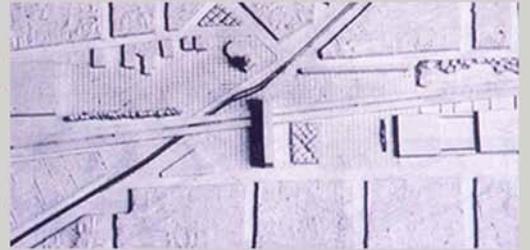
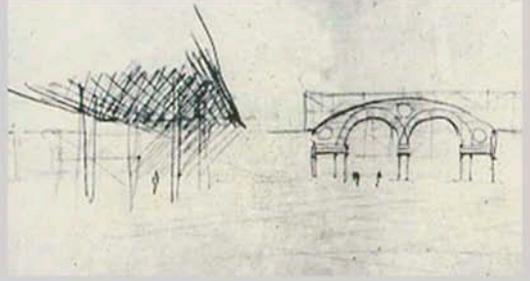
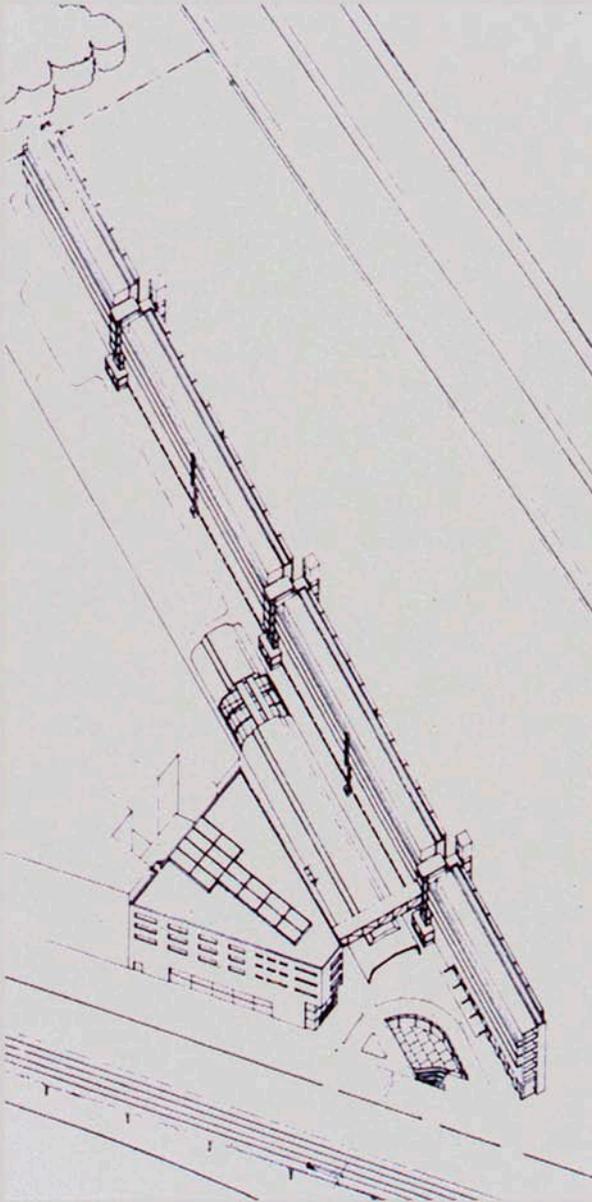
### **3. Die Gebrauchsform ist immer schon dagewesen.**

Sie ist eine Weiterentwicklung. Niemand hat diesen Aspekt ausführlicher beschrieben als wiederum Adolf Loos: zum Beispiel so: *"Achte auf die Formen, in denen der Bauer baut, denn sie sind der urväterlichen Weisheit geronnene Substanz"*. (Zwischenbemerkung: Soweit wären Schmitthenner, Bonatz und die neuen Freunde des Heimatstils und die Ökofreaks per Gestaltungssatzung ganz dafür. Doch Loos fährt mit ‚aber‘ fort:) *"Aber suche den Grund der Form auf. (die Gebrauchsform! M.W.) Haben die Fortschritte der Technik es möglich gemacht, die Form zu verbessern, so ist immer diese Verbesserung zu verwenden. Der Dreschflegel wird von der Dreschmaschine abgelöst!"* und – so würde ich heute hinzufügen, die kleinbäuerliche Struktur von der genossenschaftlichen! Tatsächlich

blieb aber dieser Zusammenhang vor 80 Jahren noch meist ausgeblendet. Man dachte buchstäblich an die Gegenstände des Gebrauchs. Daß diese aber mit bestimmten Strukturen verknüpft sind und – um im Bilde zu bleiben, die Dreschmaschine entweder nach dem Prinzip "Wachsen oder Weichen" den Großbauern erzwingt oder aber eine Produktionsgenossenschaft, diese politische Seite wurde damals nicht genügend begriffen. Wir fügen deshalb als viertes Kriterium hinzu: Gebrauchsformen sind

**4. "Soziale Erfindungen"**, um einen spezifischen Begriff der Gesamthochschule Kassel zu verwenden. Sie stehen im Zusammenhang mit und sind bestimmt durch eine autonome Lebens- und Arbeitsstruktur, also dem, was ich vorhin mit dem "Dorf" umschrieben habe. Autonom: D.h. selbstbestimmt. Und wie wir gesehen haben, bezieht sich dies auf die Menschen wie auch auf die Sachen, die Räume. All das stellt einen Zusammenhang dar, einen Alltag aus Gewohnheiten, Überlieferungen, die man auch Bräuche nennt. Die Gebrauchsfunktionalisten der 20er Jahre waren – wie gesagt – noch zu sehr fixiert auf die Gebrauchsgegenstände, um diesen Aspekt genügend zu berücksichtigen. Deshalb zitiere ich als Beispiel eine Arbeit des holländischen Architekten van Klingeren aus den 60er Jahren, die in dieser Hinsicht beispielhaft ist. Van Klingeren hatte den Auftrag, die neue Mensa der Universität Amsterdam zu bauen. Er "suchte den Grund der Form" auf, dachte auch an "der Urväter Weisheit geronnene Substanz" und daran, daß es nicht um die Verwirklichung seiner Künstlerindividualität gehen durfte, sondern um die Verwirkli-

chung "der Wesenheit eines möglichst vollkommenen gebrauchstechnischen Gegenstands", wie Hugo (Häring) immer gesagt hatte, und kam so zu – einem System von Essenmarken! einem Verbundsystem von Hochschule und alten Amsterdamer Kneipen, wo die Studenten mit Essenmarken bezahlen könnten. Diese "Architektur" zeigt beispielhaft alle Tugenden des Gebrauchsfunktionalismus: Sie ist unauffällig, konservativ (erhaltend), behutsam, sparsam und voller Wohnlichkeit und Wärme. Ich denke, man versteht jetzt, warum ich für die Fortsetzung dieser Moderne bin. An der "Grenze des Wachstums", und – fügen wir hinzu – am Beginn einer katastrophalen Weltarbeitslosigkeit – ist dies die einzige Perspektive, die Sinn macht.



### **“Entwerfen als eine Art Subversion ...”**

Bebauung des Bereichs am ehemaligen Görlitzer Bahnhof, Berlin, mit Jugendhotel, Volkshaus, einer *Conventin-hall* nach Mies' Chicagoer Vorbild und Sporthallen hinter der historischen Bahnhofsfront. Die Isometrie zeigt das näher ausgeführte Jugendhotel mit Volkshaus-Eckgebäude und einem Lese- und Wärmerraum am Abgang zur U-Bahn. (M. Wilkens, Diplomarbeit an der TU-Berlin 1966)

I.6

## **An OMU**

(1986)

Auf der Rückfahrt von der guten alten TU-Berlin, wo ich ziemlich auf den Tag genau 20 Jahre nach meinem Diplom einen schwach besuchten Vortrag über "Erfahrungen beim Bau von Hausgruppen" gehalten habe, schreibe ich dies, während draußen irreal-sozialistische Bilder aus Vorkriegstagen vorbei ziehen, an OMU:

Wie wichtig war für mich diese Berliner Zeit, unser erster Zusammenstoß (wegen Baumgarten) und unser überhaupt schwieriges, für mich aber immer produktives Lehrer-Schüler-Verhältnis! Inzwischen stehen wir in sehr verschiedenen Lagern. Sie und Ihre inzwischen riesige Anhängerschaft entwerfen – archetypisch – die BILDER von den Sachen. Wir (Schüler) versuchen, die Sachen selbst unter all den Bildern wieder hervorzuholen und brauchbar zu machen. Doch darin sind wir – paradoxerweise – eben echte Ungers-Schüler.

Denn in der Ungers-Klasse im EG Altbau hinten links lernte man in diesen Jahren ab 1964: Zeichnen als analytische, als kritische Methode. Entwerfen als eine Art Subversion. Und staunend stellte ich – von Karlsruhe kommend – fest, daß es ja doch eine Theorie der Architektur gibt und: eine erklärende, nicht bloß archivierende Baugeschichte. Gilly, Schinkel, Viollet le Duc, Mjelnikow, Loos, Meyer: Das waren die Vorarbeiter. Da musste man bloß weitermachen, statt hübscher aber bloß kunstgewerblich richtiger Details die realen Möglichkeiten der Bautechnik nutzen. Dafür holten Sie

so hartgesottene Techniker wie Ludwig Leo, James Sterling, den Ingenieur Stefan Polonyi an unsere Zeichentische.

So konnte es nicht ausbleiben, daß der übrigens auch durch M-C.s Achteckbrille geschärfte Blick immer größere **Zusammenhänge** erfasste: architektonisch ("Großformen!"), technisch, ökonomisch. Hinzukam, daß OMU, auch darin seiner Zeit voraus, gleich eine Offset-Maschine anschaffte. So gingen unsere Entwurfsstudien, allesamt Provokationen gegen die privatistischen Geschmäckle-reien auf Privatgrundstücken, deshalb immer auf kommunalem Grund und Boden und mit scharfem Strich (0,2) gezeichnet, bald als Flugschriften in alle Welt. Unsere Arbeit wurde **politisch**.

Daß der Kommandant dieser *Yellow Submarine* sich am Ende der totalen Ausweitung der Kriterien selbst nicht mehr aussetzen wollte/mochte/konnte, verstehe ich gut. Er "wollte es jetzt endlich wissen". So blieb er allein an Bord. Und ganze 12 Jahre lang fuhr er, immer aus 2 Dia-Projektoren gleichzeitig schießend, Angriffe gegen die Pappmoderne mit ihren abgedroschenen Phrasen von Variabilität, Flexibilität, Maßstäblichkeit etc. Dann endlich – kam sein Durchbruch.

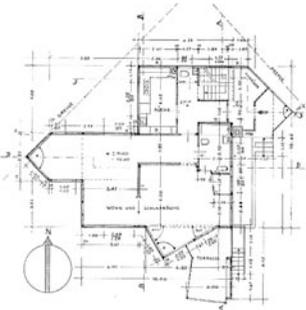
Er sei ihm gegönnt. Doch er möge uns, seinen besten Schülern, verzeihn, daß wir ihm dahin nicht mehr folgen konnten. So ist das nämlich mit den **wirklich guten** Lehrern: ihre Schüler machen am Ende, was sie wollen.

Bei Magdeburg, den 27.6.86

I.7

## Härings Begriff der 'Leistungsform' und die neuerdings viel gerühmte 'Gewöhnlichkeit'

(1980)



Anscheinend sind Architekten immer in Gefahr, die Sache selbst mit dem Bild von ihr zu verwechseln. Indem sie das Bild von etwas entwurflich manipulieren, meinen sie, damit auch die Sache selbst in gleicher Richtung ändern zu können. Dies ist leider ein Irrtum. Beispielsweise bringt die Wiederherstellung des alten Dorfbildes mit Fachwerk und Kopfsteinpflaster nicht die scharrenden Hühner, nicht die Miste und auch nicht die Armseligkeit zurück. Im Gegenteil: Der Einbau stilechter Holzfenster und die Freilegung des Fachwerks signalisieren, daß der Sinn für's Praktische jener agrarischen Dorbbewohner der städtischen Freude am Rustikalen gewichen ist. Die Verstädterung des Landes findet paradoxerweise dort ihren Abschluß, wo die Ortschaften sich den Luxus eines Ortsbildes zulegen. Das Dorf sieht nicht mehr so aus, wie die Notwendigkeiten und begrenzten Mittel der örtlichen Lebens- und Produktions-

weise es notgedrungen und gewohnheitsgemäß mit sich bringen, sondern sein Aussehen ist Absicht und Ware: ein 'Image'. Und Images zu haben, z.B. solche der Macht oder der Weltoffenheit etc., war bislang ein Privileg der Stadt und ihrer reichen Bürger,

die sich dafür Architekten leisteten. Ich sage das, weil das Heft, das dem Stichwort 'Normalität' gewidmet war (Baumeister 2/1980), mir einen leichten Schrecken versetzt hat: Weil plötzlich deutlich wurde, daß sich unter diesem und ähnlichen Schlagwörtern ('Gewöhnlichkeit', 'Einfachheit'), an deren Verbreitung ich in dieser Zeitschrift kräftig mitgewirkt habe, zwei ganz und gar gegensätzliche Auffassungen verborgen sind.

Die eine setzt sich für das Bild gewohnter Erscheinungen ein, die andere für die Anwendung gewohnter und bewährter Lösungen für gewöhnliche Probleme. Die erste Richtung vertritt nichts anderes als den in Zeiten der Depression immer wieder auftauchenden 'Heimatstil', heute gern 'Regionalismus' genannt. Die zweite Richtung ist ebenfalls nicht neu. Es ist die – allerdings seltenere – Variante eines am Gebrauchswert orientierten Funktionalismus. Wohl gemerkt nicht des Funktionalismus, denn dieser war überwiegend Imagebildung, 'Architektur': Er ließ die Sachen so aussehen, als ob in ihnen der Nutzen mit minimalen Mitteln erreicht würde. der Gebrauchswert-Funktionalismus nimmt dagegen diese Nutzen-Kosten-Relation ernst. Das läßt sich am besten an den Arbeiten Hugo Häring zeigen, der unentwegt am Aste der 'Architektur' gesägt hat, die er für lebensfeindlich hielt. Häring's eigentümlicher Begriff der 'Leistungsform' ist der deutliche Ausdruck dafür, daß der Begriff 'Form' aus der Verwechslung mit dem entworfenen Bild gelöst werden mußte., wollte man diese andere Arbeitsweise erkennbar machen. Die Leistungsform meint das Ergebnis solcher Optimierungsarbeit: Größtmöglicher Nutzen bei geringstmöglichen Kosten! Das führt keineswegs immer zu ausgewogenen

Proportionen oder handwerklicher Einfachheit. Im Gegenteil: die verfügbaren industriellen Produkte und Verfahren werden so weit ausgeschöpft, wie sie bei ihrem Entwicklungsstand diese Relation verbessern können: Das 'Pullman-Fenster' ebenso wie die Beton-Fertigbauweise. Glücklicherweise hielt ihn seine anthroposophisch angehauchte Denkweise davon ab, einen viel zu engen Begriff des Nutzens (wie etwa der sonst in ähnlicher Richtung arbeitende Hannes Meyer) zu entwickeln.



St. John's Primary School in London (Bild) ist eine 'Leistungsform' in Härings Sinn, und es ist kein Zufall, daß auch Maguire in seinem Text im schon erwähnten Heft mehrfach von den Kosten und dem 'Wirtschaftlichkeitsdenken' spricht, und zwar nicht, wie bei Architekten üblich, seufzend, sondern weil dieser Aspekt für seine Arbeit wichtig ist. Ganz im

Sinne Härings ist auch der Satz: Man müsse "wieder lernen, ohne Voreingenommenheit erfinderisch zu sein". Und wie man an Maguires Schule sieht, sind Leistungsformen ziemlich anonym und alles andere als 'schön'. Das zeichnet sie häufig aus: eine freundliche Häßlichkeit ist oft die Folge genauer Arbeit am Gebrauchswert: Die sprichwörtlich 'häßliche Ente' von Citroën illustriert das ebenso wie das Fahrrad, das vermutlich das Maximum an erreichbarem Nutzen in Relation zu den Kosten darstellt, jedenfalls solange man die Leistungsform nicht mitrechnet, die durch bewußtes 'So-Belassen', 'Garnichts-Tun' immer öfter das Ergebnis dieses Gebrauch-Funktionalismus ist.

Deshalb: Bevor nun wieder einige von uns unter dem Stichwort 'Gewöhnlichkeit' aus Herrn Grubers 'Die Gestalt der deutschen Stadt' von 1937 zu zitieren beginnen und Bilder von technisch einfältigen Häuschen herumzeigen, die durch wohlwollende Förderung Albert Speers im gleichen Jahr gebaut wurden, laßt uns doch diesen feinen Unterschied noch festhalten: Einfachheit, Gewöhnlichkeit und Normalität sind entweder Folge oder Absicht. Als Absicht bewirken sie ein 'gewöhnliches', 'normales' Bild, wobei nicht ausgeschlossen ist, daß sein wahrer Inhalt gar nicht mehr mit ihm übereinstimmt. Als Folge sind sie das Ergebnis der Tatsache, daß es für bestimmte, wiederkehrende Probleme optimale Lösungen gibt<sup>1</sup>. Die Einfachheit und Gewöhnlichkeit als Absicht entspringt dagegen einer Wirklichkeitsflucht, die Psychologen 'Regression' nennen. Kindisch-trotzig verlangt der Heimatstil sein altes Spielzeug zurück. Und wenn schon die modernen Fenster noch so viel leistungsfähiger und billiger als die alten sind: Fußbestampfend fordert der Ortsbildgestalter die alten Holzfenster mit den Klapppläden – per Gestaltsatzung und Baupolizei. Und dabei begreifen diese Geschmacksfanatiker garnicht, daß die fortschreitende Industrialisierung des Bauens ihnen den Setzkasten immer mehr durcheinander bringt: Längst ist das Einfache das Teure, das Komplizierte aber das Billige. Vorbei die Tage, wo Bescheidenheit auch bescheiden aussah und wo die Bemühung um billige Wohnungen auch durch den Adel handwerklicher Gedingenheit belohnt wurde. Nur die obere Mittelschicht kann sich heute noch solche 'Bescheidenheit' leisten, als Image natürlich.

<sup>1</sup> s.a. Bob Maguire: Vom Wert der Tradition, in: Baumeister 2/1980



Seldwyla ist solch ein Walt-Disney-Land gestreßter Manager. Wie war es doch ganz ehemals mit Mönch und Nonne so bequem! Ganz anders als Seldwyla die Wohngruppen, die in dem Buch 'selber & gemeinsam planen, bauen, wohnen'<sup>1</sup> dargestellt sind. Die dort gezeigten Projekte sind 'Leistungsformen', Ergebnisse des Eingehens auf heutige, alltägliche Probleme mit den heute verfügbaren Mitteln. Das Titelbild des Buches, ein Fenster, dessen Isolierglas-Scheiben lediglich aufgeschraubt statt eingefalzt sind, illustriert sehr treffend die Pffiffigkeit dieses 'Gebrauchswert-Funktionalismus' (Bild). Ein solches Fenster paßt sich auf andere Art der ländlichen Umgebung an: nicht als Zitat einer veralteten Form, sondern als Ergebnis der gleichen praktischen Fantasie, die auch die Umgebung geprägt hat. Wie die damaligen sind auch die neuen Dorfbewohner Herren über die angewandte Bautechnik und das Territorium, das sie besetzen. Der Vorgang ist durchaus utopisch: Denn hier braucht man gar kein Abziehbild von Heimat – hier entsteht wieder welche!

<sup>1</sup> Monika Harmann, Wolfram Koblin, Roswitha Näbauer: selber & gemeinsam planen, bauen, wohnen. – München, 1978.

I.8

## **Funktionalismus – vom Boden her: Leberecht Migge**

(1981)

Allzu pauschal, scheint mir, werden die unbewältigten Probleme des Wohnungsbaus dem Funktionalismus angelastet. Daß die moderne Stadtplanung Schlafen und Arbeiten voneinander getrennt und so den Massenverkehr mit allen seinen Folgen erzeugt habe, daß die Wohnungen am Stadtrand wie Bierkästen gestapelt wurden; daß die Freiflächen zwischen den Wohnanlagen zu unbenutzbaren Abstandsflächen verkamen: an allem soll der Funktionalismus schuld sein. Und je pauschaler dieses Urteil ausfällt, desto haltloser verfällt die heutige Architektenschaft „mit Anspruch“ in ein hilfloses und kostentreibendes Gestikulieren mit Formen und Förmchen („Postmodernismus“) oder begibt sich auf die ausgetretenen Pfade der Problemverdrängung via „Baukunst“ („Rationalismus“). Es scheint geradeso, als wenn nun alle erleichtert sind, daß man die selbst auferlegten Fesseln von Funktionsgerechtigkeit und Sachlichkeit endlich mit Anstand los ist. Dabei kann die Auseinandersetzung mit dem unbekanntem Werk Leberecht Migges dieser selbstgefälligen Entrüstung einen Dämpfer aufsetzen. Und kaum jemand anderes könnte die kunstbeflissenen Flucht- und Verdrängungstendenzen heute wirkungsvoller irritieren als eben Migge, der die damals schon weit verbreitete Heuchelei mit der „Baukunst“ schonungslos mit ihrem ökonomischen Unterbau konfrontierte. Migge 1926: *„Die moderne, dem Bau-*

*handwerk entrissene und der Maschinenkultur noch nicht einverleibte Baukunst glaubt ihre Unentbehrlichkeit durch im wesentlichen formale Behandlung unseres Wohnungsbaus genügend nachweisen zu können. Ihre Lage spricht dagegen! (...) Nicht darauf kommt es an, einem Kadaver (nämlich unserer Bauwirtschaft) einen neuen interessanten Gestank abzugewinnen, sondern ihm, wenn möglich, frisches Leben einzuflößen. An dieser Stelle scheidet sich echte, produktive Künstlerschaft vom schmarotzenden Artistentum beim Bauen! Dieses muß unsere Armut mit allen Mitteln abwehren, jene kann sie gar nicht hoch genug werten und ehren. (...) Um ihrer Selbstachtung und Selbsterhaltung willen hat die Architektenschaft alle Ursache, hier klare Scheidungen zu ziehen."*<sup>1</sup> Wohlgermerkt: das war an die Modernen gerichtet und nicht an die „Altdeutschen“. Jene nannten sich zwar damals noch nicht Funktionalisten – der Begriff kam wohl erst in den dreißiger Jahren auf – aber sie waren das, was man später dazu rechnete. Die „klaren Scheidungen“, die Migge hier von der Architektenschaft verlangt, haben einige, wie ich noch zeigen will, wirklich gezogen. Migges eigenes Werk ist Beispiel dafür, daß es allen heutigen Pauschalurteilen zum Trotz einen Funktionalismus gegeben hat, der auf das Gegenteil alles dessen hinauswollte, was man ihm heute als Programm in die Schuhe schieben möchte. Von diesem anderen Funktionalismus soll hier die Rede sein.

1927 findet sich in Migges Zeitschrift eine kleine Notiz zu Bruno Tauts „Bauen, die neue Wohnung“, in der ganz nebenbei einiges

<sup>1</sup> Deutsche Binnenkolonisation – Sachgrundlagen des Siedlungswesens (1926)

Programatische zur Architektur gesagt wird. Migge schreibt: „*Wir, die gern bereiten Opfer der neuen Wohnung, sind für die mannigfachen Reize der äußeren Gestaltung und der inneren Einrichtung (...) nicht unempfänglich; aber wir sind weniger gesonnen, diese epidermischen Bauzeichen für wichtiger zu nehmen als sie sind.*“ Und dann folgt ein wahrhaft programmatischer Satz: „*Der technisch-artistischen Bereicherung des Bauens stellen wir die dynamische Erneuerung des Wohnens gegenüber.*“<sup>1</sup>

Ich will im Folgenden zeigen, daß dies keineswegs bloß eine schön klingende Formulierung war, sondern das wörtlich zu nehmende Programm dieses anderen Funktionalismus, dessen wichtigste Köpfe wohl Adolf Loos und eben Leberecht Migge waren, zwei Querköpfe also, die sich stets gegenseitig zitiert und über den grünen Klee gelobt haben, ohne daß sie jemals direkt zusammen gearbeitet hätten. Doch zuvor sollen noch einige zum Verständnis wichtige Bemerkungen über die damalige Lage des Berufs – „dem Bauhandwerk entrissen und der Maschinenkultur noch nicht einverleibt“ – gemacht werden.

Betrachtet man die Anfänge des Funktionalismus von den Bedingungen der Produktion, also des Baugewerbes her, so stellt sich diese Entwicklung dar als ein längst überfälliges Nachgeben des Berufsstandes gegenüber den allfälligen Arbeitsmethoden von Wissenschaft und Industrie. Ein ganzes Jahrhundert lang war es dem „Zwitter aus Kunst und Wissenschaft“ (Viollet le Duc) gelungen, sich dem allgemeinen „Zur-Sache-kommen“, der Verdamp-

<sup>1</sup> Siedlungswirtschaft, Mitteilungen der intern. Siedlerschule Worpswede Heft 2 1927, S. 76/77

fung und Entweihung alles „Ständischen und Stehenden“ mit dem Festhalten an Stilen und einer ängstlich genauen Abgrenzung gegenüber Ingenieuraufgaben zu entziehen. Zu sehr war das Bauen noch in den überkommenen, an den alten Baustoffen orientierten Gewerken organisiert, als daß der Druck der Produktionsnotwendigkeiten und -möglichkeiten hier hätte ein Umdenken erzwingen können. Architektur war Ideologie, und erst die politische Krise des alten Systems, verbunden mit den schließlich verstärkt auf den Markt drängenden Erzeugnissen der Stahl- und Zementindustrie, entzog diesem ideologischen Status der Architektur seine Grundlage. Und nachdem die letzten Rauchschwaden des ersten Weltkriegs sich verzogen haben, entdecken die mit dem Leben davongekommenen Architekten um sich herum, was sie schon in den ‚Stahlgewittern‘ des Krieges in voller Kraftentfaltung erlebt hatten: Maschinen! Der neuen Maschinenteknik gegenüber konnte man jedoch – rein theoretisch – zwei grundverschiedene Positionen einnehmen: Man konnte sie – wie z. B. Le Corbusier, der in seinem „Ausblick auf eine Architektur“ Bilder von Autos solchen vom Parthenon gegenüberstellte – nun auch wieder heroisieren. Man konnte durch die Architektur zeigen, wie die neuen Denk- und Fertigungsprozesse strukturiert sind. Man mußte Häuser bauen, die auf jeden Fall so aussahen wie Maschinen. Demgegenüber ist die andere Position weniger ideologisch: sie sieht nicht nur den zweckmäßigen Herstellungsprozeß, der sich in der Form des Gebäudes erkennbar abbildet, sondern sie will die erzielbare Leistungssteigerung durch die neuen technischen Möglichkeiten und durch einen wirklich zweckmäßigen Betrieb dem Gebraucher

wirklich zugute kommen lassen. „Leistungs-“ oder „Gebrauchsform“ nannte Hugo Häring die nicht bloß scheinbar, sondern tatsächlich zweckmäßig optimierte Form. Während also die erstgenannte Position die neuen Möglichkeiten demonstrativ und auffällig sichtbar machen will, will die zweite Position sie tatsächlich nutzen! Der „technisch-artistischen Bereicherung des Bauens“ stellt sie, um auf Miggés programmatischen Satz zurückzukommen, die „dynamische Erneuerung des Wohnens“ gegenüber. Das Zitat belegt, daß es beide Positionen tatsächlich im Bewußtsein damaliger Architekten gegeben hat. Die erste nenne ich, da sie sich auf die Demonstration der neuen Technologien beschränkt, den „ideologischen“ oder auch „Herstellungs-Funktionalismus“, die zweite, da sie die Nutzanwendung aus den neuen Möglichkeiten wirklich ziehen will, den „realen“ oder „Gebrauchsfunktionalismus“. Beide Benennungen weisen auch gleich auf die jeweils angesprochene Klientel: die Hersteller und die Gebraucher. Daß diese Interessenverflechtung keine theoretische Fiktion ist, belegen gerade für die ersten drei Jahrzehnte dieses Jahrhunderts die verschiedenen Zusammenschlüsse zwischen Architekten und Herstellern (Werkbund, Bauhaus), denen freilich auf der Seite des Gebrauchsfunktionalismus nichts Vergleichbares gegenüberstand, wenn man nicht Miggés Siedlerschule überbewerten will. Wie denn überhaupt der Herstellungsfunktionalismus das Feld beherrschte. Die zahllosen Reden und Aufsätze Härings, Loos' und Miggés blieben „ins Leere gesprochen“, wie Loos die Sammlung seiner Reden und Aufsätze bitter überschrieben hat. Die Architektur blieb ideologisch.

1927 beschrieb Migge in einem Aufsatz für die Zeitschrift „Gartenschönheit“, was er sich unter einer „guten Gartenwohnung“ vorstellte<sup>1</sup>. Dabei beginnt er seinen Aufsatz mit einem langen Loblied ausgerechnet auf den Architekten, der damals der führende Vertreter jenes ideologischen Funktionalismus gewesen ist: Le Corbusier. Er lobt dessen *„selbstverständliche Art, mit der er Luft und Licht in die Wohnung hineinzieht, wie er Fenster gruppiert, Loggien ausschneidet und Terrassen vorstößt, wie er Treppen gleiten läßt, wie er die nie fehlenden Gärten in die Obergeschosse und auf die Dächer zieht, kurz, wie er seinen Wohnraum in der Natur verankert. (...) Ob er kleine Häuschen für Arbeiter vor sich hat oder opulente Großbürgerheime in Mehrgeschoßhäusern – immer, auch in seinen monumentalen Stadtbauplänen ist jener Zug nach Natürlichkeit unverkennbar. Le Corbusier stellt die Wahrheit des Wohnungsbaus zu seinem Teil wieder her“*. Das war sicher nicht unehrlich. Andererseits war diese Einleitung auch nicht ungeschickt. Denn wenn man überhaupt auf der anderen Seite gehört werden wollte, mußte man zunächst deutlich zu erkennen geben, daß man nicht zum großen Lager der Schultze-Naumburgs und Schmitthenners gehörte, die leider auch viel vom „Boden“ und der „Scholle“ redeten und im Grunde ihres Herzens die ganze neue Technik zum Teufel wünschten. Migge gibt sich also als Moderner zu erkennen, bevor er den anderen Funktionalismus kritisiert. Dann kommt das „Aber“: *„Aber seine (Corbusiers) Wahrheiten“, so heißt es weiter, „in ihrem neuartigen Kleide, sind nicht ungefährlich. Das krampf-*

<sup>1</sup> Die gute Gartenwohnung, in: Die Gartenschönheit, Jan. 1927

*hafte Beton*en der neu gewonnenen konstruktiven Einsichten, das Herausstellen auffälliger Formen und Farben um uns her, dieses ganze ein wenig turbulente Holländern und Corbusieren um jeden Preis zeigt, daß wir in Gefahr sind, das Gewand auf Kosten des Inhalts zu forcieren." Hier wird also wieder, wie schon bei der Besprechung des Taut-Büchleins, verständnisvoll aber bestimmt vor zuviel Äußerlichkeit gewarnt. Das Gewand, die Erscheinungsform, soll dem Inhalt, dem Gebrauchszweck folgen und nicht umgekehrt. Und in eben dieser Umkehrung von Form und Inhalt liegt der entscheidende Unterschied. Aber hören wir erst Migge weiter!

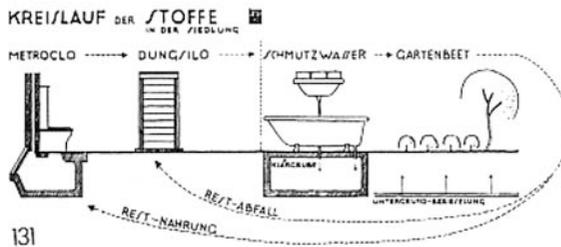
Nachdem er sich so als verständnisvoller Kritiker eingeführt hat, wird Le Corbusier vorsichtig von seinem Thron geholt und gleich durch den verehrten Mitstreiter ersetzt: „Vor dieser Gefahr der Veräußerlichung beim Bau bewahrt uns ein größerer: Adolf Loos.“ Es folgen dann einige Sätze über Echtheit und Maß in Loos' Werk, und nachdem der Gebrauchsfunktionalist Loos solcherart zum Größten aller Funktionalisten erklärt ist, kann Migge es wagen, sein ideales Gartenhaus vorzuführen, das natürlich neben den eleganten Entwürfen des Franzosen etwas einfältig aussah. Doch war das nicht Unvermögen, sondern Absicht. Migge fährt fort: „(Dem) für die innere Erneuerung des Europäertyps nicht ungefährlichen Wohnbaubetrieb stellen wir an dieser Stelle den Grundriß eines kleinen Hause eines Schülers von Adolf Loos, Leopold Fischer gegenüber, das die meisten Grundforderungen für eine gute Gartenwohnung verwirklicht. Dieses Bauwerk ist nicht ‚schmissig‘ entworfen, sondern es ist gewachsen, zehn Jahre lang, es können

*auch mehr sein. Laienverstand hat an ihm mitgeschaffen und dennoch ist es noch lange nicht fertig. Obgleich dieses Häuschen billiger ist als qualitativ gleich gut gebaute Häuser und obgleich es nichts entbehrt, was ein Garten geben kann und was an wohnwirtschaftlichen Anforderungen an eine moderne ‚Wohnmaschine‘ gestellt wird, so hat es doch, so klein es ist, einen fast opulenten und einen richtigen – Glasgarten. Und das sagt für Kenner genug.“* Dieses „echte, nicht auf den Boden gestellte, sondern aus ihm herausgewachsene Zwerg-Landhaus“ offenbare seine vollen Vorzüge erst als „Zelle eines ganzen großen Bienenstocks.“ Ergänzt man das hier beschriebene und illustrierte Reihen-Doppelhaus der Siedlung Dessau-Ziebigk um das Erwerbsgärtnerhaus, das Miggé mit dem gleichen Architekten 1925 für die Braunschweiger Ausstellung „Heim und Scholle“ (S. 111) entwickelt hat, und vergleicht man mit diesen beiden Siedlungshäusern diejenigen der drei Jahre vorher am Wiener Stadtrand gebauten Heubergsiedlung (S. 124), so werden vier durchgängige Eigenschaften dieses anderen, „realen“ Funktionalismus erkennbar: (erstens) der unspektakuläre, natürliche Umgang mit den „neuen Möglichkeiten“ der Technik, (zweitens) die Kontinuität in der Entwicklung eines Haustyps, (drittens) die Einbeziehung von Laienverstand in den Prozeß des allmählichen Wachsens und schließlich (viertens) die kollektive Ökonomie.

### **Bessere Technik!**

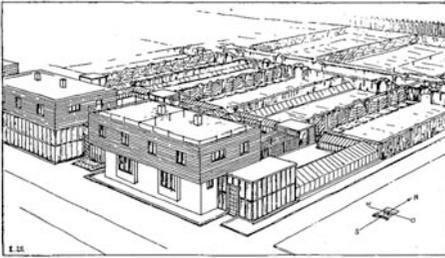
Das ist in meinen Augen das erstaunlichste an diesem Funktionalismus: daß er schon in diesen frühen Jahren einen Umgang mit

der Technik praktiziert, der erst fünfzig Jahre später als „angepaßte“ oder „sanfte Technologie“ wieder in die Diskussion gekommen ist. Technik ist im Kapitalismus immer oder vor allem Technik der Herstellung. Ihre ganze Dynamik zielt nicht auf den Gebrauch, eine möglichst lange Lebensdauer, auf unschädliche Nebenwirkungen usw., sondern auf den massenhaften Verbrauch. Die wirklichen Möglichkeiten, die in ihr stecken, werden so nicht ausgeschöpft. Allein auf die effektive Produktion von Waren konzentriert wird die Technik so leicht zum gefährlichen Irrläufer. Bei Migge dagegen trifft man auf so was wie „natürliche Technik“.



Das Beispiel des Torfklosetts ist dafür deshalb so gut, weil es auf drastische Weise die Überlegenheit solcher Technik gegenüber jener Verbrauchstechnik demonstriert: Statt Fäkalien mit Trinkwasser fortzuspülen und in zentralen

Kläranlagen neu aufzubereiten, ist Migges Trocken-Abort Teil einer dezentral organisierten Abfallwirtschaft, bei der die Fäkalien wieder zu Dung verarbeitet in den Kreislauf der Kalorien-Transformation zurückgeführt werden. Kein Wunder, daß auch Loos ein Anhänger des Trocken-Klos ist: „Wir müssen soweit kommen wie die Japaner, die sich für die Einladung zu einem Essen dadurch revanchieren, daß sie den Abort des Gastgebers benützen.“<sup>1</sup> Auch der von Migge viel gepriesene „Glasgarten“ ist ein Beispiel



revanchieren, daß sie den Abort des Gastgebers benutzen."<sup>1</sup> Auch der von Migge viel gepriesene „Glasgarten“ ist ein Beispiel gebrauchtorientierter Technik: er umgibt z. B. beim Erwerbssiedlerhaus im Winter die drei Sonnenseiten des Erdgeschosses mit einer Pufferzone, die Sonnenwärme sammelt und an das Innenhaus weitergibt, übrigens eine Anordnung, die ebenfalls erst in jüngster Zeit wieder aufgegriffen wurde. Im Sommer kann das Haus auf diesen Klimapuffer verzichten. Dann werden die Fenster herausgenommen und als Abdeckfenster für die Vortriebeete eingesetzt. Auch das in allen Beispielen erkennbare Konzept der Erweiterung des Innenhauses durch ein Außenhaus aus billigen Schuppen, Loggien, Pergolen und

Spalierwänden ist erst in den letzten Jahren wieder in die Wohnungsbau-Diskussion gekommen<sup>2</sup>. Bemerkenswert auch der sehr zurückhaltende Einsatz von Tafelglas, das ja für die Herstellungsfunktionalisten das Material war, um den Purismus ihrer Konstruktionen optisch freizulegen. Bei Migge/Fischer kommen die teuren und wärmetechnisch ungünstigen Fensterbänder und Glaswände ebensowenig vor wie bei Loos. Wenn Glaswände gebaut werden,

<sup>1</sup> Die moderne Siedlung, Vortrag (1926) in: A. Loos, Sämtliche Schriften, Wien 1962

<sup>2</sup> s. I. M. Hülbusch: Innenhaus-Außenhaus, Diplomarbeit an der GhK Kassel, 1978

stehen sie – wärmetechnisch richtig – vor der Gebäudehülle des geheizten Kernhauses und bilden den schon erwähnten „Glasgarten“. Glas spiele für ihn als richtigen Gartenmann eine wichtige Rolle, hat Migge gesagt, „eine Rolle, wohl bemerkt, die immer sachlich begründet ist, die ein wertvolles Material, eine Gottesgabe, nicht als leere Fassadenspielerei mißbraucht.“<sup>1</sup> Wer so die technischen Produkte als Teil des gesamten Naturhaushalts,



als „Gottesgabe“ begreift, kann natürlich auch keinen großen und wesentlichen Unterschied zwischen Natur und Technik sehen. Technik ist für ihn ein biologisches Phänomen wie die Waben eines Bienenstocks. Dagegen ist es der Herstellungsfunktionalismus beispielsweise eines Mies van der Rohe, für den Natur bloß das wilde Drumherum ist wie bei seinem gläsernen Farnsworth-House. Die Natur als ungenutzte, schöne Brache muß hier als anarchisches Gegenstück zur blanken Geometrie einer Wohnbautechnik herhalten, die ganz auf den

Schein einer einfachen Herstellung abgestellt ist, desinteressiert an den Erfordernissen des Gebrauchs. Hier ist die Sphäre der Herstellung ganz abgetrennt von der der Natur, deren großtechnische Ausbeutung hinter ihr verdeckt bleibt. Ganz anders in Migges Erwerbssiedlung: der Garten ist eine große Maschine, mit Gleisen für eine Lore, Beregnungsrohren und Gewächshäusern. „Boden und Klima bereitet sich der Siedler selbst.“<sup>2</sup> Natur ist im Umfeld

<sup>1</sup> In: Die gute Gartenwohnung, a.a.O.

<sup>2</sup> A. Loos: In: Die moderne Siedlung, a.a.O.

der Wohnung eben gebrauchte und gepflegte Natur, und die Technik ist ein Mittel des Gebrauchs. Ich kenne kein anderes Beispiel für ein so natürliches Umgehen mit Technik in diesen technikgläubigen Zwanzigern. Eine erstaunliche „Ungleichzeitigkeit“, die auch das Unverständnis erklärt, mit der die breite Fachöffentlichkeit auf diesen Gebrauchsfunktionalismus reagierte.

### **Die ganz normale Type!**

Technik als naturwissenschaftlich geleitete Methode zur Erzielung eines möglichst günstigen Nutzen/Kosten-Verhältnisses führt zur Serie und zur Routine. Die Stabilisierung der Form zum Typus und seine unveränderte Wiederholung ist eines der ältesten Verfahren zur Einsparung von Kosten. Schon die alten Handwerke bildeten in ständig korrigierender Wiederholung solche optimierten Gebrauchsformen heraus. In der Tatsache, daß bestimmte Formen für bestimmte Zwecke optimal sind und deshalb nur wiederholt werden müssen, lag die Chance für eine manufaktuelle und schließlich automatische Herstellung. Doch die mit der Industrialisierung verbundene gesellschaftliche Umorganisation des ganzen Produktions- und Vertriebssystems war gerade mit einer gegenläufigen Tendenz verbunden: der Zwang zum Absetzen der massenhaft produzierten Gebrauchsgegenstände brachte die Notwendigkeit mit sich, dem Gebrauchswert des Produktes gleichzeitig einen Tauschwert aufzuprägen, der den Gegenstand einzigartig und neuer erscheinen ließ, als er eigentlich war. Die optimale Gebrauchsform mußte teilweise werbewirksam desoptimiert werden. In diesem Zwiespalt zwischen Typisierung und Individu-

ierung, dessen Geschichte sich übrigens deutlich an den Richtungskämpfen innerhalb des Werkbunds nachlesen läßt, liegt einer der Entstehungsgründe des modernen „design“. Denn der Designer (im damaligen und ursprünglichen Sinne) arbeitet ja nicht an der Gebrauchsform, an der Erfindung selbst, nicht am Inhalt also, sondern an der Präsentation, der „Aufmachung“. Und diese muß entgegen der Eigenart jeglicher Gebrauchsform nicht konservativ sondern „modern“ sein, dem Betrachter und potentiellen Käufer suggerieren, daß er sein älteres Muster durch dies neue ersetzen sollte. In diesem Sinne ist moderne Architektur hauptsächlich Gebäudedesign gewesen. Das viele „Holländern und Corbusieren“, das Migge den Architekten vorwirft, war ein ständiges und auffälliges Abweichen von der ganz normalen Gebrauchsform, obwohl gerade im Hausbau der Zwang zu werbewirksamer Auffälligkeit gar nicht vorhanden ist. Doch scheint die Architektur hier wieder eine ideologische Vormundschaft für jegliche Formgestaltung übernommen zu haben, weigerten sich ihre Standesvertreter doch nicht, Aschenbecher und Eisenbahnabteile zu zeichnen. Loos hat diese Berufskrankheit, die Kunstgewerblerei auf Kosten des Gebrauchswerts vielfach angegriffen, am schönsten wohl in dem Nachruf auf seinen hoch verehrten Sattlermeister Veilich. Zu dem, so erzählt Loos, sei eines Tages ein Formgestalter gekommen und habe ihm ein völlig neues Design für einen Sattel vorgelegt. Der alte Veilich habe sich das neumodische Ding lange angesehen und dann gesagt: „Mein lieber Herr Professor, wenn ich so wenig vom Reiten, vom Pferd und vom Leder verstünde wie Sie, möchte ich

<sup>1</sup> A. Loos: Ein Nachruf, in: Sämtliche Schriften, Wien 1962

vielleicht auch Ihre Phantasie haben!"<sup>1</sup> Die Typisierung bzw. die Wiederholung des „normalen“ Typs ist also nicht eine Erfindung der Industrie, sondern eine Tradition des guten alten Handwerks, das noch kein „marketing“ brauchte. Erst die massenhaft produzierende Industrie mußte das Prinzip der Serie mit dem des „Noch-nie-Dagewesenen“ verquicken, um den Bedarf für die auf Lager produzierten Waren aufrecht zu halten. Eine Erklärung für den Erfolg des Herstellungsfunktionalismus mag darin begründet liegen, daß er die aus diesem Zwiespalt resultierende Notwendigkeit des Designs ideologisch überhöht, die fadenscheinige Methode zur Kunst geweiht hat. Jedenfalls ist auch am Bauhaus unentwegt von Normung und Typisierung die Rede, doch andererseits will man vom Entwerfen immer neuer Prototypen auch nicht lassen. Ein verbreiteter Zustand, der Migge in der schon erwähnten Buchbesprechung zu dem Seufzer bringt: „Vor lauter Normungen und Typungen fehlt uns die normale Type.“ Migge und sein Architekt Fischer arbeiten da, wie die Beispiele auf diesen Seiten zeigen, sehr viel kontinuierlicher am Typ, und Loos meldet für sein „Haus mit einer Mauer“ sogar ein Patent an. Auch bei Häring gibt es – neben vielfältigen Versuchen, die damaligen technischen Möglichkeiten sozusagen bis an die Grenze ihrer Biegsamkeit freieren Formen anzuschmiegen, diese kontinuierliche Arbeit an bestimmten Gebrauchs- oder „Leistungsformen“, wie er sie meist nannte. Für Loos und Migge/Fischer gab es, wie gesagt, keinen einsehbaren Grund, das altbekannte „Fenster in der Wand“ durch Fensterbänder

<sup>1</sup> A. Loos: Ein Nachruf, in: Sämtliche Schriften, Wien 1962

<sup>2</sup> H. Häring, Probleme des Bauens (1924) in J. Joedicke (Hrg.): Dokumente der Modernen Architektur – Hugo Häring

und Glaswände zu ersetzen. Für Häring gab es Gründe, und er hat sie ausführlich mit jedenfalls nicht ästhetischen Gründen (wie Le Corbusier) dargelegt<sup>1</sup>. Es gab auch keinen vom Gebrauch her plausiblen Grund, Häuser auf Stützen zu stellen, nur um ein Auto darunter zu parken. Auch mußte ein Haus nicht aus Stahl, Beton und weißem Putz sein und auf das gute alte Holz verzichtet werden, es sei denn, man wollte es unbedingt „modern“ erscheinen lassen. Kurzum, an der materiellen Erscheinungsform des Wohnens gab es für den Gebrauchsfunktionalismus wenig zu ändern. Wohl aber an der Organisation, am „Inhalt“, wo das Neue Bauen „auf das eigentliche Leben in und mit dem Bauwerk ausgeht. Hier, im Kern allen Bauens, wo zugleich die Schwäche der Moderne liegt“ (1927), hier vermisste Migge, wie er sagt, Entscheidendes.

### **Unfertige Häuser!**

Die „normale Type“ ist, wie wir gesehen haben, kein Design. Sie ist „nicht schmissig entworfen“, wie Migge sagt, und ist deshalb auch ganz unempfindlich gegenüber den Eingriffen und Ergänzungen, die die Bewohner im Laufe der Zeit anbringen. Im Gegenteil, das allmähliche Aus- und Weiterbauen, das Zurichten auf die wechselnden Erfordernisse, ist ja Programm: Schon 1921 hatte Migge die Etappenbauweise beispielhaft beschrieben, lange bevor dieses Thema im Rahmen des Bauens für das Existenzminimum in Mode kam. Daß Häuser wachsen, war eine Realität, die in jeder Siedlung erkennbar war. Gegenüber einem Funktionalismus aber,

<sup>1</sup> H. Häring, Probleme des Bauens (1924) in J. Joedicke (Hrg.): Dokumente der Modernen Architektur – Hugo Häring

dessen Massenmietfhäuser „auch modernisiert kaum mehr als etwas sauberer und luftiger hingestellte Mietskasernen alten Schlages“<sup>1</sup> waren, mußte man jedoch mit Loos fordern: „Das Haus sei niemals fertig, es soll immer die Möglichkeit da sein, etwas weiteres hinzuzufügen.“<sup>2</sup> Das war freilich etwas anderes, als das „Wachsen“, das dann in den frühen dreißiger Jahren in vielen Wettbewerben und Ausstellungen propagiert wurde, etwa in dem Wiener Wettbewerb um das „Wachsende Haus“ von 1932. Die prämierten und dann auf einer Ausstellung gezeigten „wachsenden Häuser“ waren etwas, was böse Zungen „Wohnklo mit Kochnische“ genannt haben würden: das Attribut „wachsend“ war eher eine Entschuldigung für solche Winzigkeit, eine Vertröstung auf die Zukunft. „Selbsthilfe“, „Laienverstand“, solche Begriffe tauchen dabei weder in den Entwürfen noch in den Kommentaren auf. Fixiert auf das Entwerfen vollendeter Tatsachen geht es den Herstellungsfunktionalisten wie dem Preisträger Ponzen einzig darum, die mögliche Verzauberung des erbärmlichen Kernhäuschens in ein mittelprächtiges Wohnhaus und weiter in eine regelrechte Villa mit „Mädchen-Zimmer“ vorzuführen. Das also war bei Loos und Migge nicht gemeint. Ihnen ging es um die Ermöglichung jenes bedarfsgerechten Wachsens, wie es auf dem Lande überall üblich ist. Die „gewachsenen Zwerg-Landhäuser“ (Migge) sollten sich vielfältig erweitern können, ohne daß dabei die schon vorhandene Substanz geändert werden mußte, Zubau nannte man das auf dem Land. Doch Zubauten können sinnvollerweise nicht entworfen

<sup>1</sup> In: Siedlungswirtschaft (1927) a.a.O.

<sup>2</sup> A. Loos: Die moderne Siedlung, a.a.O.

werden. Sie entstehen aus dem Gebrauch. Und da der Beruf sich Jahrzehnte lang auf das Herstellen und Hinstellen spezialisiert hat, ist das „wachsende Haus“ in Migges Sinn auch lange Zeit kein Thema für Architekten mehr gewesen, für Hersteller schon gar nicht. Ein anderes Thema jener Jahre konnte mehr Interesse wecken, es wurde 1930 von Gropius in die Debatte gebracht: das Wohnen im Hochhaus!

### **Mehr Ökonomie!**

Damit ist bei Migge nicht bloß „mehr Sparsamkeit“ gemeint. Unter Ökonomie wird hier immer die Nutzung der Vorteile der großen Masse, des Kollektivs verstanden. Man muß eine „normale Type“ für die normalen Ansprüche entwickeln, die Leute organisieren und ihre Bedarfe teilweise kombinieren, ihre individuellen Kräfte addieren und schnell und massenhaft handeln, wenn man die Not meistern will! Das wird seine Überzeugung schon auf einer Englandreise 1910, auf der ihn die Reihenhaus-Vorstädte Londons viel stärker als die offiziellen Gartenstädte beeindruckt haben. Sein Reisebericht trägt den Titel „Mehr Ökonomie“<sup>1</sup>, und enthält schon fast alle Elemente des gebrauchsfunktionalistischen Konzepts: „Man gebe (dem Arbeiter) gediegenere Wohnräume, hell und relativ groß, aber, darauf aufgebaut, möglichst wenig „Architektur“ als solche, sondern einen Außenbau als einfachen plastischen Ausdruck seines Innenwohnens“. Solche Häuser, an geraden und nicht krummen, im Querschnitt sparsamen Straßen „ohne unnütze Vorgärten“ aufgereiht, mit einem möglichst nach

<sup>1</sup> in: Die Gartenstadt, 4. Jg., Heft 10, 1910

Süden liegenden Stück Gartenland, das „zugleich der Verbesserung der Lebenslage dient“, sind für ihn schon 1910 die Elemente einer unbedingt erforderlichen „Massen-Wohnreorganisation“, die allerdings immer an der Vielzahl beteiligter Architekten oder aber, wenn es „mal nur eine einzige Kraft ist“, am ungezügelter Individualismus der Auftraggeber scheiterte. *„Wir sahen in England auch außerhalb der Philantropendörfer noch viel ‚halbstarke Landhäuser‘ für Arbeiterwohnungen, und diese oder jene schöne Fassade erklärte die Gebreite hinter sich nur durch die krampfhaft Variierungssucht ihrer Herren und Meister. Ganz wie bei uns.“* Dagegen offenbarten sich ihm in den Londoner Vorstädten „Keime zu einem Zukunftsbild“: *„... der Gedanke, in diesem 100fachen Giebel an Giebel, Erker bei Erker, Garten zu Garten, in diesem für individuell-romantisch geschulte Augen gewiß quälerrischen monotonen Kleinhäuserfluchten 50000 vielleicht glückselige sicher aber relativ zufriedene Menschen zu wissen, ist für mich ungleich erhebender als der Zustand, die Auslese von 100–500 Bevorzugten einer landhausartigen, künstlerisch inspirierten Kolonie von den 100000 umso tierischer vegetierenden ‚Brüdern‘ anstaunen oder beneiden zu lassen.“* Kein Zweifel: wenn es irgend ein ästhetisch-architektonisches Interesse bei Migge gegeben hat (und natürlich hat es das!), so ist es das an einer solchen bienenstockartigen Aufreihung immer gleicher „Waben“ gewesen, eben dieses „Giebel an Giebel, Erker bei Erker, Garten zu Garten“. Für ihn – und nicht nur für ihn – steckte darin etwas vom Fernziel allgemeiner Gleichheit und Brüderlichkeit. Die individualistische Ästhetik, das ständige Abweichen von der

viel einfacheren und normalen Type war der häßliche Ausdruck des Status quo, also von Konkurrenz und rücksichtsloser Verschwendung. „Manche Architekten“, schreibt er 1926, „wollen nicht verbessern, sondern (...) überholen, sich selbst und einander überholen, auch dort, wo eherne Gesetze nur treue Befolgung

erwarten“<sup>1</sup>. Das Zukunftsbild aus England wurde dann später, in Celle, in Dessau (Bild) und besonders in Frankfurt Wirklichkeit. Aber nach Fords Fließband und der sich daran anschließenden Rationalisierungskampagne hatte es eine etwas andere Bedeutung angenommen. Denn die Rationalisierung kam von oben, und sie war auf die Herstellung billiger Wohnungen beschränkt. Sie war keine „Massen-Wohnreorganisation“, die das Wohnen im



Ganzen ökonomischer machte. Ihre Siedlungen waren „hinge- stellt“. Migge aber hatte Siedlungen vor sich gesehen, die lebende, wachsende Organismen waren, deren Ganzes mehr war als die Summe seiner Teile. „In der Umwandlung der ‚Fürsorge‘ in selbstbewußte ‚Eigensorge‘ auf breitester Basis und kühnster Perspektive“, so heißt es am Schluß von „Mehr Ökonomie“, „liegt meines Erachtens die eigentliche Erfüllung der Gartenstadtidee“. Was unter solcher „Eigensorge“ zu verstehen ist, wird an anderer Stelle

<sup>1</sup> Deutsche Binnenkolonisation Sachgrundlagen des Siedlungswesens, Berlin 1926

<sup>2</sup> L. Migge 1981–1935, Gartenkultur des 20. Jahrhunderts, Fachbereich Stadt- und Landschaftsplanung der GhK (Hrg.),1981

<sup>3</sup> Deutsche Binnenkolonisation, a.a.O. S. 79

ausführlich beschrieben<sup>1</sup>. Jedenfalls sollte es, anders als in den „hingestellten“ Siedlungen der Wohnungsreform, eine ganze Gemeinwirtschaft quer zu den Grundstücksgrenzen geben, von der Beschaffung von Bodengerät bis hin zu einer gemeinsamen Küche.<sup>2</sup> Ich gehe auf den genossenschaftlichen Aspekt dieser “Ökonomie durch Masse” besonders ein, weil die Reinhaltung der optimalen Gebrauchsform von “Design” und „Architektur“, was ja die ständige Bemühung dieses Gebrauchsfunktionalismus war, letztlich nur im Rahmen einer utopischen “Eigensorge”-Gesellschaft möglich wird. Eine zweite Natur aus bloßen Gebrauchsformen, also eine “technische Natur”, die ganz auf den sparsamen und nützlichen Gebrauch und nicht auf den Verbrauch der Erstnatur abgestellt ist, und in der somit Ökonomie und Ökologie wieder zur Deckung gebracht sind, ist eine konkrete Utopie, die ihre funktionalistischen Anhänger für uns heute wieder so interessant macht.

\*

Der Gegensatz zwischen einem auf die neuen Herstellungsmöglichkeiten fixierten Funktionalismus einerseits und einem an schieren Gebrauchsformen orientierten Funktionalismus andererseits ist natürlich in Wirklichkeit einer mit sehr fließenden Übergängen gewesen. Daß ausgerechnet der wohl extremste Exponent der einen Richtung, Mies van der Rohe, mit dem der anderen Seite, Hugo Häring, eine Zeitlang sogar ganz friedlich ein Atelier teilte,

<sup>1</sup> L. Migge 1981–1935, Gartenkultur des 20. Jahrhunderts, Fachbereich Stadt- und Landschaftsplanung der GhK (Hrg.), 1981

<sup>2</sup> Deutsche Binnenkolonisation, a.a.O. S. 79

zu greifen. Die gegenwärtig weit verbreitete Abwendung vom Funktionalismus unter der kitschigen Parole vom „humanen Bauen“ oder sogar unter neuen Etiketten wie „Postmoderne“ oder „Rationalismus“ erscheint mir angesichts der anstehenden Probleme „an der Grenze des Wachstums“ und angesichts einer weltweiten Wohnungsnot ziemlich unbegründet. Die Utopie der Moderne, wie sie gerade von Leberecht Migge in faszinierender Schärfe entworfen wurde, nämlich die Befreiung der Dinge von ihren konsumfördernden und gemeinschädlichen Tauschwert-Verpackungen, und die Entwicklung einer nicht allein auf das Herstellen, sondern auf den nützlichen Gebrauch orientierten Technik, ist gerade heute aktueller denn je. Freilich fordert sie einen neuen Typus von Architekten. Denn da die wiederholbare Gebrauchsform ja eben nicht entworfen, sondern geduldig erfunden oder weiterentwickelt wird, und da es auch nicht darum geht, über das Gebaute universale Sinnsysteme zu demonstrieren, sondern allein darum, die Erkenntnisse von Wissenschaft und Technik auf die Lösung des Wohnproblems anzusetzen, wird sich der Künstler-Architekt von ehemals in den kritischen Wohnungsbau-Spezialisten und Bautechniker von morgen verwandeln müssen, gerade so wie es Migge vorgemacht hat. Kritisch soll dabei heißen, daß er dabei nicht zum Funktionär der Herstellertechnik werden darf.

Wer sich heute daran macht, die Möglichkeiten der Technik den Gebrauchern zugute kommen zu lassen und nicht den Herstellern, den „Trägern“, den Stadtwerken etc., wird im übermächtigen

System des administrierten Zwangskonsums<sup>1</sup> nach wie vor gegen den Strom schwimmen. In dieser Hinsicht wird „künstlerische“ Querköpfigkeit und Fantasie weiter gebraucht. Jedenfalls steckt in den Siedlungskonzepten Migges mit ihrem hohen Grad an Autonomie und Autarkie weit mehr Zukunft als in den nostalgischen Überholtheiten und Erkerspielereien der ganzen sogenannten Post-moderne.

<sup>1</sup> Klaus Novy: Der Zwangskonsum, in: Leviathan 2, 1981



## 1.9

# Adolf Loos und die Wiener Secession

(2000)

Bevor ich Sie ins Wien des Jahrhundertwechsels vor 100 Jahren entführe, möchte ich Sie einladen, mich ins letzte fin de siècle zu begleiten. Am 28. September 1997 hatten wir in Kassel einen schönen Sommerabend. Und: es war der letzte Abend der documentaX. Ich habe alle, auch die erste documenta, diese unvergessliche, gesehen. Diese letzte war sehr diffus und verwirrend, anfangs. Aber sie entfaltete eine geheimnisvolle Wirkung, je öfter man sich auf sie einließ, und das in einem Maße, wie ich es bei den documenten zuvor nie erlebt hatte. Es gab wenig Grandioses, Abgeschlossenes, Festes, dafür sehr viel Improvisiertes, Spielerisches, Anregendes, Freundliches, Unfertiges. Erstaunlich auch, welche "Anreger" wieder hervorgeholt wurden. Aldo van Eyck: war dessen freilich sehr ideologischer Strukturalismus nicht allzu schnell verlassen worden? Hier in Deutschland war er – außer bei Ludwig Leo – ja nie angekommen. Und dann ARCHIZOOM ASSOZIATI mit ihren Endlosräumen, die sich verlaufenden und funktional nicht definierten Räume, kleine gebastelte Spiegelkabinette – CAD gabs ja noch nicht –, die sich eigentlich erst in den 90er Jahren erklären, wo die Zweckbestimmungen immer ambivalenter werden, immer mehr verschiedene Texte nebeneinander herlaufen ... Wir gingen schließlich immer öfter hin, mit Freunden und Gästen und auch allein. Schließlich haben wir in Kassel dieses Privileg.

Auch zu den Veranstaltungen in der documenta-Halle: "100 Tage – 100 Gäste" jeden Abend etwas anderes: Themen der Philosophie, der Globalisierung, des Urbanismus, über Literatur und Film und Theater.

An diesem letzten Septemberabend nun gingen wir noch einmal unsere übliche Runde und waren dann noch fast rechtzeitig in der Stadtparkasse, wo eine Abschlussdiskussion mit prominenten Kunstveranstaltern und einem ehemaligen documenta-Macher angesetzt war. Auf dem Podium neben dem unvermeidlichen Bazon Brock also einige bekannte Kuratoren und Kunstkritiker. Frau David war nicht gekommen. Das war auch gut so, denn so konnten die Herren frei reden. Und sie redeten sehr frei. Sie sahen nämlich in schöner Einigkeit diese größte Weltkunstschau durch Frau David in eine nie dagewesene Krise gestürzt. Eine documenta ohne auch nur ein Werk von XY, ohne ein Gemälde von NF, nicht einmal eine Installation von M.Y., von R. nur eine wertlose Photosammlung – ein Skandal! "In der Kunst", sagte einer, "sind immer nur die wirklich Starken wichtig. Die muß eine documenta zeigen. Denn nur die geben der Kunst letztlich eine neue Richtung." Auf den Einwand, daß doch gerade die Veranstaltung "100 Tage – 100 Gäste" eine ganz neue Institution gewesen sei, solche Richtungen auszuspähen, gab es nur verächtliche Bemerkungen über "diese Volkshochschule". "Ich kann mir schon denken, daß so etwas hier in der Provinz gut ankommt. Aber bringen Sie mal eine solche Vortragsreihe in Paris oder Berlin – dort gibt es ein solches Programm doch jeden Abend! Nein, es hilft nichts: mit Gerede entsteht keine Kunst. Natürlich ist das bedauerlich für alle die, die

von sich aus nicht genug Einbildungskraft besitzen. Aber es bleibt dabei: nur das wirkliche, große Kunstwerk ist der eigentliche Generator neuer Kunst." usw. usw. Noch später in dieser Nacht saßen wir dann im "doc 4" mit einigen Freunden zusammen, als Frau David plötzlich hereingeschneit kam. Wir erzählten ihr gleich, daß sie die documenta auf Grund gefahren habe. "O ja, ich kann mir schon denken. Sicher haben sie sich wieder beschwert, daß ich XY und NF nicht geholt habe. Aber wissen Sie: ich hätte auch den MY und den ZF holen müssen, und natürlich auch XZ. Aber die *stars*," sagte sie in ihrem unnachahmlichen Pariser Englisch: "the stars destroye the arte!" – "Aber Madame", sagte ich, "Sie haben doch auch den größten *star* meiner Zunft geholt, den Rem Koolhaas". – "O ja," sagte sie, "natürlich. Rem ist ein *star*. He has contracts all over the world, you know. He is very famous! But – he has interest. You understand? – He has interest." – Ich verstand zwar nicht ganz, aber ich war wenigstens beruhigt, daß ihr Eifer gegen die *stars* nicht aus dieser üblichen Kulturkritik gegen jeglichen *star*-Kult kam. Schließlich brauchen wir *stars*. Sie sind unsere Leuchtbojen. Nein, Catharine Davids Kritik ging nicht gegen die *stars* im allgemeinen, sondern gegen eine Mehrheit heutiger *stars*, offenbar gerade die, die sie hätte holen sollen. Und die haben offenbar jedes Interesse verloren. Für was? Für wen? Ich habe das nicht ganz aus ihr rausgebracht.

Aber mich hat dieser Abend lange beschäftigt, denn irgendwie hatte ich das Gefühl, daß ich das alles so ähnlich schon mal erlebt oder zumindest gelesen hatte. Auch diese Diskussion kam mir so vor, als hätte ich sie schon einmal gehört. Bis ich im Benevolo ein

Zitat fand, daß ich mir offensichtlich schon vor gut 20 Jahren angestrichen hatte: Es stammte vom großen Wiener Übervater Otto Wagner, und der ganze Absatz dort handelt von einem Gegensatz und einem Streit, der in jenem documenta-Jahr 1997 gerade 100 Jahre alt war: der Streit zwischen Loos und der Wiener Secession. Und davon wollte ich Ihnen etwas erzählen. Weil es so witzig ist, aber auch so denkwürdig, daß mich diese Geschichte eigentlich mein ganzes Berufsleben lang begleitet hat.

\*\*\*

Aber zunächst sollten wir uns wenigstens ganz kurz ins Gedächtnis rufen, was und wer die Secession war und wer Adolf Loos. Die Secession war eben in diesem Jahr 1897 aus dem Wiener Künstlerbund hervorgegangen, nachdem durch die Neubesetzung des Vorstands dessen konservative Richtung unübersehbar geworden war. Jedenfalls gab es dort für die Bestrebungen der Jungen keinen Platz mehr, und die gingen alle in eine Richtung: man wollte modern sein, und das hieß vor allem, man wollte sich nicht mehr an den Alten orientieren, nicht mehr die alten Ornamente kopieren, sondern man wollte einen eigenen, modernen Stil aus der eigenen Phantasie schaffen, einen neuen Stil, der alles umfassen sollte, Handwerk und Kunst. Die Kunst sollte aus ihrer Isolierung heraus und wieder zur angewandten Kunst werden. Es war der Beginn des österreichischen Jugendstils. So unterrichtete also der Maler Gustav Klimt den Ausschuss des Wiener Künstlerhauses am 3. April 1897 von der am gleichen Tage vollzogenen Konstituierung einer neuen Künstlergruppe, zu deren neuem Vorsitzenden man ihn gewählt



Secession,  
J. M. Olbricht 1897

hatte. Man nannte sich Secession, und man hatte einflußreiche Förderer auf seiner Seite, unter anderem den Vater des Philosophen Wittgenstein, der sogleich das Geld zum Bau einer eigenen Kunsthalle spendierte, aber auch bekannte Feuilletonisten, die so etwas wie Herolde und Vermittler der neuen Bewegung wurden: Haevesi, Berta Zuckerkandl, Hermann Bahr. Und schon 1898 konnte man – nach nur 7-monatiger Bauzeit – die zweite Secessionsausstellung im Neuen Gebäude machen, das von Olbricht entworfen war und von den Wienern despektierlich das "Grabmahl des Mahdi" oder – wegen der offenen Kugel über dem Eingang – auch das "Goldene Krauthapperl" genannt wurde. Schon drei Jahre später, in der achten Ausstellung im Frühjahr 1900, zeigte man Interieurs von Ch.R.Macintosh aus Schottland, von Charles Robert Ashbee aus London, von dem Belgier van der Velde und dem Deutschen Peter Behrens, und die Wiener stellten zufrieden fest, daß ihre Kolo Moser und Josef Hoffmann und Olbricht da gut mithalten konnten.

Loos war ebenfalls ein Moderner, zweifellos. Und er hatte damals schon ein paar Ladeneinrichtungen realisiert, die sich von heute aus gesehen kaum von Arbeiten etwa eines Josef Hoffmann unterscheiden. Er war erst kürzlich von einer dreijährigen Amerikareise zurückgekehrt, hatte also, wie er sich auszudrücken pflegte, den "kultivierten Westen" schon gesehen. Das Haus am Michaeler Platz, sein erster richtiger Neubau und Bauskandal, sollte erst 12



Café Museum  
A. Loos 1901

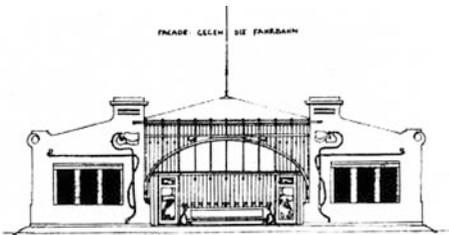
Jahre später kommen, 1909. Aber das berühmte Cafe am Museum, wo auch die Secessionisten aus und eingingen, hatte er in dieser Zeit in Arbeit. Es ist 1901 fertig geworden. Es war also nur natürlich, daß Adolf Loos, damals 28jährig, 1907 eingeladen wurde, in der Sezession mit anderen Sezessionisten eigene Möbel und Entwürfe für Interieurs auszustellen, neben Josef Hoffmann, Joseph Maria Olbrich, der das gerade fertiggestellte Secessionsgebäude entworfen hatte, und natürlich Gustav Klimt. Aber Loos, dieser notorische und damals schon schwerhörige Querkopf, sagte nur unter der Bedingung zu, daß er auch ein paar Koffer vom Lederwarengeschäft Feigl und verschiedenes Herrenschuhwerk von einem ebenso bekannten Wiener Schuhgeschäft ausstellen könne. Damit muß für Olbrich, Hoffmann und die anderen Secessionisten sofort klar gewesen sein, was Loos vorhatte. Seine Begeisterung für schmucklose Koffer kannte man zugenüge aus zahllosen Cafehaus-Diskussionen. Jedenfalls war man nicht bereit, die erste Ausstellung der Secession für Loosens Agitation gegen die angewandte Kunst herzugeben, die man doch gerade voranbringen wollte. Und so kam es über dieser Einladung zum offenen Bruch. Seither gibt es keinen Vortrag, keinen Zeitungsartikel von Herrn Loos, in dem dieser nicht irgendwann – ganz nebenbei – gegen die Secession stichelt, wobei er sie immer mit z statt mit c schreibt. Nach 1907 geraten dann noch die von Hoffmann gegründeten Wiener Werkstätten und natürlich der Werkbund, der deutsche und der oestereichische, unter seinen Schmä. Und wie immer in

solchen ideologischen Auseinandersetzungen geht es nicht um die groben, sondern um die feinen Unterschiede. Secession und Werkbund kriegen ihr Fett ab, weil sie modern sein wollen wie Loos. Aber was ist modern? Modern sein, das ist nach Auffassung der Secessionisten eine Frage an das persönliche Künstlertum, an die Emanzipation aus der Bevormundung durch irgendwelche kanonischen Stilregeln. Die Secessionisten sehen die Industrialisierung, die nur Schund und Kitsch für einen unsicheren Massengeschmack fabriziert. Sie wollen die industrielle Form im Sinne des guten, geschmackvollen Handwerks gestalten. Sie wollen die Tapeten, die Teppiche, die Fliesen künstlerisch gestalten. Kunst und Produktion sollen wieder eins werden. Sie wollen die Trennung von

Kunst und Handwerk überwinden und sprechen deshalb von Kunsthandwerk. Hermann Bahr: "Wir haben heute Künstler genug. Wir haben auch die Handwerker, es fehlt nur an der Organisation. Es fehlt an der großen Organisation einer Verbindung von Kunst und Handwerk.(...) Eine Brücke her! Die beiden müssen endlich zusammenkommen. Ein ungeheures Atelier, eine Kolonie von Werk-

stätten, wo die Künstler mit den Handwerkern wirken, sie belehrend, von ihnen lernend, das Handwerk an der Kunst, die Kunst am Handwerk wachsend..."

Das ist eine Tendenz, die noch 1919, nach dem 1. Weltkrieg, in dem man zum ersten Mal die "entfesselte Industrietechnik" erlebt hatte, im von Walter Gropius verfassten Programm für das staatli-



Haus des Bicycle-Clubs, J. M. Olbrich 1898

che Bauhaus Weimar ungebrochen fort dauert: "Architekten, Bildhauer, Maler, wir alle müssen zum Handwerk zurück! Denn es gibt keine Kunst von Beruf. Es gibt keinen Wesensunterschied zwischen dem Künstler und dem Handwerker. (...)Bilden wir also eine neue Zunft der Handwerker ohne die klassentrennende Anmaßung, die eine hochmütige Mauer zwischen Handwerkern und Künstlern errichten wollte. Wollen, erdenken, erschaffen wir gemeinsam den neuen Bau der Zukunft, der alles in einer Gestalt sein wird: Architektur und Plastik und Malerei. Der aus Millionen Händen der Handwerker einst gen Himmel steigen wird als kristallines .....". usw. usw.

Auch für Loos geht es um das Verhältnis von Kunst und Handwerk, nur ganz anders: Loos sieht das Problem bei den Künstlern. Er will die Künstler, die Gekrümmtem, wie er sie nennt, aus den Werkstätten schmeißen. Er versteht garnicht, wozu man die dort braucht. Ganz im Gegenteil: er, der Sohn eines Steinmetzmeisters, ist überzeugt, daß die Handwerker am besten selbst wissen, wie's geht. Denn sie folgen der Tradition. Und in der Tradition steckt die gesamte, handwerkliche Erfahrung vieler Generationen. Die Tischlerei muß man nach seiner Auffassung verloren geben. Dort haben "die Verbogenen" schon zu sehr ihr Unwesen getrieben und den Meistern ihren Stolz genommen. Aber im Leder- und Sattlergewerbe, in der Herrenschneiderei, in der Schumacherei, überall, wo die Verbogenen sich noch nicht eingemischt haben, gibt es noch das gute, ungefärbte Material und die meisterhafte Verarbeitung. Deshalb also der Koffer und die Schuhe. Und deshalb gibt es für Loos auch kein schlimmeres Schimpfwort als "Kunsth Handwerk".

Gebrauch und Kunst schließen sich aus. Denn der gute Gebrauchsgegenstand ist das Ergebnis einer Tradition. Er ist von vielen Meistern nach und nach geworden. Niemand hat ihn erfunden. Er ist zeitlos und originell. Aber die Kunst ist die Sache eines Einzelnen, sie ist im höchsten Grade persönlich und deshalb seiner Meinung nach auf keinen Fall für den Gebrauch und den damit verbundenen Verschleiß bestimmt.

Diese ganz andere Haltung zu Tradition und Handwerk hat Loos 1903 wunderschön in einer kleinen Geschichte beschrieben, in der Geschichte von einem Sattlermeister, der Sättel machte, die so geformt waren, daß sie "mit Sätteln früherer Jahrhunderte nichts gemein hatten."(Das geht gegen die historicistischen Moden) *"Auch nicht mit türkischen oder japanischen. Also moderne sättele. Er aber wusste das nicht. Er wusste nur, daß er sättele machte. So gut wie er konnte. Da kam in die Stadt eine merkwürdige Bewegung. Man nannte sie Sezession. Die verlangte, daß man nur moderne Gebrauchsgegenstände erzeuge. Als der Sattlermeister das hörte, nahm er einen seiner besten Sättel und ging damit zu einem der Führer der Sezession."* Und diesem Professor, so erzählt Loos weiter, habe er, weil er auch ein moderner Mensch sein wollte, den Sattel gezeigt und gefragt: Ist dieser Sattel modern? *"Der Professor",* so heißt es weiter, *"besah den Sattel und hielt dem Meister einen langen Vortrag, aus dem er immer nur die Worte "Kunst im Handwerk", "Individualität", "Moderne", Hermann Bahr" "Ruskin", "angewandte Kunst" etc.etc. heraushörte. Das facit aber war: nein, das ist kein moderner Sattel."* Danach sei der Meister ganz

betrübt nachhause gegangen, hätte viel nachgedacht und gearbeitet, und trotz aller Anstrengung, den hohen Forderungen des Professors gerecht zu werden, sei doch immer wieder nur sein alter Sattel dabei herausgekommen.

Hier muß ich einen kleinen Einschub machen, damit Sie das weitere gut verstehen: Für die Secessionisten ist Tradition offenbar identisch mit Historismus, mit alten Zöpfen. Sie wollen sich endlich von der Bevormundung durch die Geschichte, durch "die Alten", emanzipieren. Sie wollen nicht mehr die klassischen Vorlagen und Muster kopieren. Für sie gilt nur die eigene Fantasie, die Fantasie des einzig berufenen Genies. Überhaupt: statt Tradition und Konvention Fantasie und der Glanz einer unverwechselbaren Handschrift, was man damals "Stimmung" nannte: Der Begriff von Tradition ist aber bei Loos ein ganz anderer, wie die Fortsetzung der kleinen Geschichte vom Sattlermeister zeigt:

Nach allen vergeblichen Versuchen, endlich den Forderungen des Professors gerecht zu werden, sei der Sattlermeister schließlich wieder zu ihm gegangen, und hätte ihm sein Leid geklagt. *"Der professor besah sich die versuche des meisters und sprach:" Lieber meister, sie besitzen eben keine phantasie. Ja, das wars. Die besaß er offenbar nicht. Phantasie! Aber er hatte garnicht gewusst, daß die zum sattelerzeugen notwendig sei. Hätte er sie gehabt, so wäre er sicher maler oder bildhauer geworden. oder dichter, oder komponist".* Wie gesagt: bei Loos ist die Phantasie ganz ausschließlich den Künsten vorbehalten. Aber nie für die Dinge des Gebrauchs. Das würde die Kunst zum bloßen Orna-

ment, zur Dekoration herabwürdigen. Und der moderne Mensch kann aus seiner Sicht – anders als der Papua oder der tiroler Bauer – ohne solche Ornamentik auskommen.

Die Geschichte vom Sattlermeister nimmt denn auch ein Ende, das den secessionistischen Professor ganz der Lächerlichkeit preisgibt. Der schreibt nämlich in seiner Klasse jetzt einen Wettbewerb aus: Entwurf für einen Sattel. *"Der professor konnte nun dem sattlermeister 49 entwürfe für sättel vorweisen. Denn er hatte zwar nur 44 schüler, aber fünf entwürfe hatte er selbst angefertigt. Die sollten in das "studio", (damals in Wien das zentrum der angewandten Kunst). Denn es steckte stimmung in ihnen."* Und die Betrachtung dieser neunundvierzig Sattelentwürfe richtet nun unseren armen Sattlermeister ganz wieder auf. Seine Augen wurden heller und heller. Dann sagte er: *"Herr Professor! wenn ich so wenig vom reiten, vom pferde, vom leder und von der arbeit verstehen würde wie sie, dann hätte ich auch ihre phantasie" Und lebt nun glücklich und zufrieden. Und macht sättel. Moderne? Er weiß es nicht. Sättel."*

Und das ist das Paradox bei Adolf Loos: Modern sein heißt bei ihm, endlich zur ornamentlosen Gebrauchsform und zur kultur des Traditionellen zurückzukehren. Also das gerade Gegenteil dessen, was man jetzt bald nach belgischem Vorbild art nouveau oder dann auch Jugendstil oder Moderne nennt. Denn dort geht es eben immer um die Einmaligkeit, die Neuheit, das noch nie Dagewesene. Darin kommt aber auch zum Ausdruck, daß es bislang offensichtlich so eben nicht war: selbst die höhere Architektur der Opernhäuser und Bibliotheken folgte bislang bestimmten Traditio-

nen. Der ganze Historismus, der in den neuen Großstädten ja ein gigantisches Bauvolumen für völlig neue Aufgaben wie Bahnhöfe, Schlachthöfe, Irrenanstalten, Gefängnisse und Krankenhäuser in kürzester Zeit zu bewältigen hatte, war eine gewaltige Anstrengung, dieser ganzen dampfenden, zischenden und kreischenden Großstadtumgebung mit ihren unförmigen Stahlgitterträgern, Rohren und Oberleitungen doch noch einen Rest von Würde und Vertrautheit zu verleihen. Dazu wurden Terrakottafriese und Stuckreliefs industriell vorgefertigt. Aber die Form der Komponenten und die Ornamentik war eben nicht selbst erfunden, sondern von den Alten. Man lernte sie in den Akademien zeichnen und stellte sie nun massenhaft her. Dabei tat man zuweilen sicher zuviel des Guten. Aber daß man nun anfing, das alles selbst erfinden zu wollen, daß man alles immer mit einem ganz persönlichen Ornament und einer ganz neuen originellen Form herstellen wollte, das war in Loos' Augen die falsche Moderne. Jedenfalls ging es ganz offensichtlich nicht um eine Reform der Alltagskultur wie bei Loos, sondern um eine universale Umkrempelung von allem, vom Tintenfass über das Möbel bis zum Haus und bis zur Gestaltung der ganzen Stadt, wobei das alles immer der Ausdruck eines neuen universalen Stils und eines Künstlers sein sollte.

Und da stellt Herr Loos durchaus konsequent die Frage, wie denn das eine neue Kultur werden solle, wo doch "die Formen der Möbel von Van der Velde ganz erheblich von den Möbeln Josef Hoffmanns ab(weichen). Für welche Kultur soll sich nun der Deutsche entscheiden? Für die Kultur Hoffmanns oder die Kultur van der Velde? für die Riemerschmieds oder die Olbrichts?" Loos

beklagt hier etwas, was für den Modernismus geradezu kennzeichnend wird: eine Art Kunstimperialismus, der, wo immer er auftritt, es mit universalistischem Anspruch tut, immer so, als müsse die ganze Welt neu erfunden werden, und zwar immer einzig und allein vom jeweils gerade auftretenden Künstler. Jeder gegen Jeden. Ein Kampf der Titanen. Und das wird auch durchaus so gesehen: Otto Wagner, sozusagen der Vater der Secessionisten, spricht das in seiner Antrittsvorlesung an der Wiener Akademie 1884 klar aus: "Der Künstler ist vor allem eine gebärende, individuell geprägte Natur. Das Schöpferische in ihm ist seine Haupttugend. Es kann in künstlerischer Beziehung keine Philantropie geben, da jede Unterstützung des Schwachen das Kunstniveau herabdrücken muß. In der Kunst ist nur der Starke zu fördern, denn nur dessen Werke wirken vorbildlich, also kunstfördernd."

Wir haben hier also zwei Formen von Modernität: eine, nennen wir sie die secessionistische, die auf die Kraft der künstlerisch starken Person setzt, der dann sozusagen das Recht eingeräumt wird, die Welt nach ihrer Phantasie zu erneuern, womöglich ganz Paris wie von Le Corbusier vorgeschlagen für seine neue Idee von Stadt abzureißen: internationalistisch und universalistisch durch und durch. Und eine, eben die Loossche, die solcher Phantasie im höchsten Maße mißtraut und ganz im Gegenteil zu einer anonymen, durch Konvention und Brauchbarkeit stabilisierten Zivilgesellschaft kommen möchte, wobei sie die technischen Errungenschaften durchaus mit Nutzen will. Zitat Loos: "*Wir brauchen eine Tischlerkultur. Würden die angewandten Künstler wieder Bilder malen oder Straßen kehren, hätten wir sie.*"

Das ist also der erste Gegensatz: eine durch Tradition verbundene gemeinschaftliche "Tischlerkultur" auf der einen Seite und eine durch Konkurrenz stimulierte Kunsthandwerkerkultur auf der anderen. Man kann diesen Gegensatz am besten mit der marx-schen Unterscheidung von Gebrauchswert und Tauschwert beschreiben. Der Tauschwert entsteht danach erst durch Hinzufü-gung von an sich für den Gebrauch unnötigen Eigenschaften, die den Gegenstand erst zu einer zum Kauf verführenden Ware machen, eben durch Mode, durch die Hinzufügung des *Anscheins*, daß man das unbedingt haben muß, wenn man dazugehören will, durch den "dernier cris" oder nur durch einen eigentlich ganz unnötigen Henkel usw.

Loos hat die Utopie, daß man den unschuldigen Gebrauchswert der Sachen vor der aufkommenden industriellen Warenwirtschaft wird retten können. Für den Steinmetzsohn gibt es nichts als den Gebrauchswert und darüber – freischwebend: die Kunst, die aller-dings bei Loos immer nur zitiert wird aber konkret nie ins Bild kommt. (Wir wissen nur, daß ihn mit dem viel jüngeren Oscar Kokoschka eine tiefe und lebenslange Freundschaft verbunden hat.) Es ist die Utopie von Anonymität und Beständigkeit der Dinge, die noch keine Ware und kein vermarktbare *event* sind, wie man heute sagen würde. Unzählig dagegen die Äußerungen gegen die Vergänglichkeit der Erzeugnisse "angewandter" Phanta-sie. Loos erzählt z.B. von einer Begegnung mit einem Architekten, *"dem berühmten modernen Raumkünstler X auf der Straße. Guten Tag, sage ich, gestern habe ich eine wohnung von ihnen gesehen. So – welche ist es denn? – Die des Dr. Y. – Wie, die des Dr. Y. Um*

*gotteswillen, schauen sie sich doch den dreck nicht an. Das habe ich vor drei Jahren gemacht. – Was sie nicht sagen! Sehen sie, lieber kollege, ich habe immer geglaubt, zwischen uns gibt es einen prinzipiellen unterschied. Nun sehe ich, daß es sich nur um einen Zeitunterschied handelt. Einen zeitunterschied, den man sogar in jahren ausdrücken kann. Drei Jahre! Ich habe nämlich schon damals behauptet, daß es ein dreck ist – und sie tun das erst heute.."*

Aber Loos steht auf verlorenem Posten. Die ganze Bewegung der Zeit, die wachsenden Zwänge arbeitsteiliger Produktion und die Notwendigkeit von Werbung und raschem Verbrauch – alles spricht für die Secessionisten. Sie sind die wirklich Modernen, die Durchlauferhitzer. Einer von ihnen, Hoffmann, gründet die Wiener Werkstätten. Zusammen mit Industriellen gründet man 1907 den Werkbund. Man liegt sozusagen im Trend der wachsenden Konsumgüterindustrie. Und die will nicht die schiere Gebrauchsform, sondern die neueste Form, die Form mit *dernier cris*, die Form mit Schnörkel sozusagen oder eben – in der Sprache von Loos – die Form mit Ornament. Das Ornament, das sollten wir uns klarmachen, ist nicht einfach nur eine Verzierung, etwas, das wir Modernen längst überwunden haben. Nein, das ist das Individuelle, der ganz persönliche Stil, der Abdruck einer egomanen Phantasie oder, wie Loos in diesem Streit um die Ausstellung gesagt haben soll, das talmihafte, heute würden wir sagen: das fetisch- oder warenhafte.

Loos ist also auf einem utopischen Holzweg. Doch er hat ein großes Plus. Im Gegensatz zu den fortschrittsbesessenen Mensch-

heitsbeglückern hat er seine Moderne schon gesehen, jedenfalls Teile davon. Amerika! Loos ist gerade von Amerika heimgekehrt, aus dem "zivilisierten Westen", wie er zu sagen pflegt. Er war 3 Jahre dort bei einem Onkel in Philadelphia. Und er hat das neue Chicago gesehen, die Wolkenkratzer von Burnham & Root, von dem genialen Ingenieur Jeanney, von Adler & Sullivan. Und er hat von dort eine tiefe Bewunderung für den praktischen amerikanischen *lifestyle* mitgebracht, für die Umstandslosigkeit und die Gleichheit aller Stände, der Farmer und der Städter. Übrigens auch mein eigener Großvater, der in diesen Jahren wie Adolf Loos Nordamerika von der Ost- bis an die Westküste bereist hat, beschreibt die Leute mit dem gleichen Wort wie Loos: "*praktisch*". Darin steckt natürlich auch der Reflex einer absolut unpraktischen, umständlichen europäischen Gesellschaft um die Jahrhundertwende. Diese Monokelträger, diese steifen Kragen, diese gestelzte Sprache! Loos betätigt sich danach zuhause als Kulturreformer. Er gibt zwei Nummern einer Zeitschrift DAS ANDERE heraus. Untertitel: EIN BLATT ZUR EINFÜHRUNG ABENDLÄNDISCHER KULTUR IN OESTEREICH. Und darin findet man nicht nur diese schöne Geschichte vom Sattlermeister, sondern auch allemöglichen Regeln und Ratschläge, mit denen er sein "Amerika" unter die Leute bringen wollte: Loos möchte das Leben vereinfachen, wo er kann. Alles praktischer machen. Den Leuten bequemere Manieren beibringen. Er setzt sich dafür ein, daß in den Wirtschaftshäusern bittesehr die Salzfüßer mit Salzlöffeln auf den Tisch kommen, damit nicht jeder mit seinem Messer darin rumstochert. Er hält Vorträge über richtige, das heißt bequeme Sports- und Arbeits-

kleidung, über den amerikanischen Overall, er klärt die Leute darüber auf, daß sie gefälligst ihre Einrichtung nach ihrem eigenen Geschmack bestellen sollen, daß es nicht richtig ist, Herr Architekt zu sagen, da man ja auch nicht Herr Maurer oder Herr Tischler sagt; er tritt für die Rechte der Frauen ein, für ihr Recht, die Haare kurz zu tragen, er geißelt die sexuelle Verklemmtheit der Erziehung, wo doch nachts jedes Kind erlebt, wie die Schlafburschen oder Schlafmädchen sexuell mißbraucht werden. Er geißelt den Unterschied von Stadt und Land und die Rückständigkeit der noch Trachten tragenden Bauern, die an der städtischen Kultur nicht teilhaben. Man beachte die umgekehrte Richtung zu der, die sonst die Traditionsverehrer und die Heimatkünstler einschlagen: *"Statt aber die neuesten errungenschaften unserer kultur und unseres geisteslebens, statt unsere neuen erfindungen und erfahrungen auf das land hinauszubringen, versuchen es die heimatkünstler, die ländliche bauweise in die stadt hineinzutragen"*, heißt es 1914. Also immer – bei aller Tradition – eine fortschrittliche Kultur und keine Folklore. Und immer wieder die Betonung der Unauffälligkeit. *"Frage: Wie soll man angezogen sein? Modern. Wann ist man modern angezogen? Wenn man am wenigsten auffällt."* Und das wird dann noch nach Ort und Gelegenheit weiter differenziert. Fast wie ein Knigge.

Anonymität, Zeitlosigkeit, Nicht auffallen! Bequem, praktisch, sozial! Nun ist die modernistische Architektur, die Architektur der Künstler, ja einige Jahre später, nach den Phantastereien der Gläsernen Kette mit ihren schrecklichen Volkshäusern und totalitären Kunststädten schließlich auch zur Sachlichkeit gekommen. Vor



allem Jeanneret macht hier – wenigstens 10 Jahre nach dem Haus am Michaeler Platz – Fortschritte, was Herrn Loos zu der sarkastischen Bemerkung bringt, daß das beste, was Le Corbusier gemacht hat, bei ihm abgeguckt sei. Das ist auch vielleicht nicht ganz falsch. Doch es bleibt eben dieser fundamentale zweite Gegensatz: Das Haus am Michaeler Platz entsteht aus einer Utopie, die auf den schieren Gebrauchswert aus ist: auf gediegene Arbeit und schlichte, handwerkliche Form, entwickelt aus den Geflogenheiten der Wiener Wohnbauten in den Obergeschossen und aus den Notwendigkeiten des Ladenbaus im Sockel- und Mezzaningeschoss. Loos greift die Wiener Bautradition auf: kalkverputzte

Lochfassaden. Er will nicht auffallen. Er fällt damit nur deshalb auf, weil er die üblich gewordene Verkleidung mit allenmöglichen Verzierungen wegläßt.

Das ist bei Le Corbusier ganz anders. Corbusier versteht sich als Künstler und will bewusst gegen alles bisher dagewesene verstoßen. Er ist Artokrat! Nichts soll so bleiben, wie es ist. "Der Entwurf", läßt er verlauten, "ist der eigentliche Generator. Umso bedauerlicher für alle jene, die keine Imagination besitzen." Wir könnten auch übersetzen: keine Phantasie. Da ist sie wieder, die Phantasie der Künstler, die zu führen haben. Wie anders klingt dagegen Loos: *"Fürchte nicht,"* heißt es 1913 in den Regeln für den, der in den Bergen baut, *"fürchte nicht unmodern gescholten zu werden. Veränderungen der alten bauweise sind nur dann*

*erlaubt, wenn sie eine Verbesserung bedeuten, sonst aber bleibe beim alten."* . Also gerade nicht der Schock des Noch-nie-dagewesenen. Loos ist in dieser Beziehung ganz und gar unmodern. Wunderschön seine Beschreibung von der Architekten-Architektur: Unter dem Titel "Architektur" beschreibt er zuerst eine ländliche Idylle, einen friedlichen See mit Häusern daran, Häuser "*wie aus gottes werkstatt hervorgegangen, gleich den bergen und bäumen, den wolken und dem blauen himmel. Und alles atmet schönheit und ruhe. . . Doch da, was ist das! ein mißton in diesem frieden. Wie ein gekreisch, das nicht notwendig ist. Mitten unter den häusern der bauern, die nicht von ihnen, sondern von gott gemacht wurden, steht eine villa. Das gebilde eines guten oder eines schlechten architekten? Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß friede, ruhe und schönheit dahin sind.* Und weiter unten: *Wie kommt es, daß jeder architekt, ob schlecht oder gut, den see schändet? Der bauer tut das nicht. Auch nicht – und das ist jetzt bemerkenswert und typisch Loos: auch nicht der ingenieur, der eine eisenbahn ans ufer baut oder mit seinem schiffe tiefe furchen in den klaren see-spiegel zieht. Die schaffen anders . . . der baumeister konnte nur häuser bauen: im stile seiner zeit. Aber der, der in jedem vergangenem stile bauen konnte, der, der aus dem kontakt mit seiner zeit gekommen war, der entwurzelte und verbogene, er wurde der herrschende mann, er, der architekt."* Man sieht, es geht nicht gegen die neue Zeit und ihre Erfindungen. Im Gegenteil: Die Eisenbahn wird eins mit der ländlichen Kultur. Sie ist genauso praktisch, sie ist genauso zeitlos. Sie ist auch von jemandem gemacht, der "keine Phantasie" hat. Es geht bei Loos immer um dieses handwerkliche

Denken, das von jeder Egozentrik frei ist, bemüht, die Klugkeit einer Tradition zu verstehen und womöglich zu verbessern. Die Moderne ist hier also keine *art nouveau*, kein *dernier cris*, nicht dieser Kitzel des Neuen wie bei Le Corbusier, sondern die Rückkehr zu einem verloren gegangenen praktischen und gemeinschaftlichen Denken.

So ist Loos, dieser frühe oder sogar früheste Moderne unter den Architekten, eigentlich ein Postmoderner<sup>1</sup> gewesen. Und so gesehen läßt sich sagen, daß die architektonische Moderne paradoxerweise mit der Postmoderne, also ihrer Infragestellung, angefangen hat. Danach war dann erstmal lange nichts als "Heroische Moderne". Ein halbes Jahrhundert lang Universalismus, Internationalismus, totalitär durch und durch, faschistisch, sozialistisch, kommunistisch – auf jeden Fall erbarmungslos fortschrittlich. Und als dann endlich die Kritik sich rührte, als aufs neue postmoderne Zweifel aufkamen, da waren die Nachfolger der Secessionisten auch wieder gleich dabei und machten einen postmodernen Stil draus, von dem sie heute alle nichts mehr wissen wollen. Ich kenne viele bekannte Kollegen, die sagen würden: "Gucken Sie sich doch den Dreck nicht an: das habe ich doch vor 15 Jahren gemacht." Aber man sieht daran: es gibt hier keine historische Abfolge. Das sind nicht zwei Stile, sondern: zwei grundverschiedenen Arbeitshaltungen. Auf der einen Seite die Phantasie gegen den Rest der Welt. Das ist der Modernismus. Und auf der anderen

<sup>1</sup> Zum Begriff der Postmoderne s. M.W.: Architektur als Komposition, Basel 2000, S. 109 ff

Seite die Skepsis gegenüber diesem universalistischen Anspruch, diesen "grand famas". Dafür Reformarbeit für eine zivilere und allgemeinverbindliche Kultur.

In einem sehr lesenswerten Aufsatz über den Philosophen Ludwig Wittgenstein, der indirekt über den Architekten Engelmann ja auch ein Schüler von Adolf Loos gewesen ist, schreibt Hans Sluga: "Wenn die Begriffe der geschlossenen Form, des Entwurfs, der Hierarchie, des Logos, der Totalisierung, der Synthese, der Tiefe, der Metaphysik und Transzendenz weiterhin typische moderne Werte kennzeichnen, wie zuweilen gesagt worden ist, und die Begriffe der offenen Form, des Spiels, des Ereignisses, der Zerstreuung, des Texts, der Kombinierung, der Oberfläche, der Ironie, der Immanenz die entgegengesetzten postmodernen Werte, dann ist der frühe Wittgenstein ein moderner und der späte ein postmoderner Denker."<sup>1</sup> Die Postmoderne ist lediglich eine andere Haltung, eine elastischere Art, sich zwischen all dem, was die Zeit aufgetürmt hat, zu bewegen, vorsichtiger und skeptischer. Ich zitiere Sluga aber auch deswegen, weil ich seine Gegenüberstellung von Modern und Postmodern in diesem Zusammenhang sehr schön finde.

Und das ist es, was Herrn Loos so aktuell macht. In einer Zeit der blinden Überproduktion und einer immer schneller verschlissenen Egozentrik ist dies in meinen Augen die Tendenz, die Sinn macht: mehr Tradition im Loosschen Sinne, d.h. mehr Stabilität, mehr

<sup>1</sup> H. Sluga: Zwischen Modernismus und Postmoderne: Wittgenstein u. die Architektur, in: J. Batz, R. Vahrenkamp (Hrg): Die Wiener Jahrhundertwende, Wien, Köln, Graz 1993

Bewusstsein vom Wert dessen, was schon von anderen geschaffen ist, weniger Ex und Hopp, mehr Respekt vor dem, was da ist. Arbeit an Formen, die die Chance haben, sich zu bewähren und weiterentwickeln zu können. Mehr Arbeit in der Gruppe, mehr Körperwärme. In der Musik kann man diese Utopie vielleicht besser beschreiben und gefühlsmäßig leichter verstehen. Denken Sie etwa nur an die musikarcheologischen Ausgrabungen Ry Cooders, zuletzt die Musik der alten Männer aus Cuba. Beim Hören solcher traditionellen Musiken, dem kubanischen Son, dem andalusischen Flamenco, dem portugiesischen Fado, wird vielleicht am ehesten klar, was in dieser westlichen Ego-Künstler-Kultur alles untergegangen ist: Solche Vertrautheit, solche Wiedererkennbarkeit! Man kann mitsingen!

Daß Sie das mit der Tischlerkultur aber nicht falsch verstehen: Es geht hier nicht um die Produktionsart, um das gute Detail usw. Aber etwas von dieser Haltung, diesem freundlichen Respekt vor dem, was noch da ist, was sich bewährt hat, auch vor den alten Steinen, Respekt vor dem, was wohl andere schon gedacht und gemacht haben, etwas von solcher Handwerker-Demut: ich denke, das war es, was Katherine David damals mit "Interesse" gemeint hat. Erinnern Sie sich, wenn Sie auf der documentaX waren, an den Indonesier im Südbahnhof, den Herrn Ngui, der dort ein Häppchen nach indonesischer Tradition bereitete und es Ihnen dann mit einer landestypischen Verbeugung darreichte? Sie konnten mit ihm auch aus einem anderen Raum per Computer korrespondieren. Herr Ngui führte vor, was uns verloren zu gehen

droht: Die gute und durch Tradition gewordene Form. Oder einfach: "Tischlerkultur".

\*\*\*

Als wir vor einem viertel Jahrhundert die Studienordnung für Architektur, Stadt- und Landschaftsplanung entwickelt haben, ging es auch um diesen feinen Unterschied. In intellektualistisch reichlich gestelztem Linksdeutsch war da die Rede vom Architekten als "kooperationsfähigem Spezialisten". Wir wollten die Ego-Künstler nicht, nicht diese architektonischen ego-trips. Das ist dann oft verwechselt worden mit Kunstfeindlichkeit und Planungsbürokratismus, wozu die dürre intellektuelle Wissenschaftssprache auch Vor-schub geleistet hat. Deshalb freue ich mich, daß ich in meinen alten Papieren noch ein Zeugnis unseres Denkens von damals gefunden habe, das auf etwas poetischere Weise zusammenfasste, was wir da machen wollten in Studium und Lehre. Es handelt sich um eine Präambel, die ich 1981 einer kleinen Ausstellung studentischer Projektarbeiten im Kasseler Rathaus voranstellte.

s. *Während des Count-down*, II. 3

Und man sieht: schon damals spielten Otto Wagner und Le Corbusier die Rolle der Gegenspieler: Und um die Verwirrung vollständig zu machen, füge ich für die Jüngeren Studierenden gleich hinzu, was Sie auch in meinem Buch über Komposition nachlesen können: Daß ich immer ein großer Corbusier-fan gewesen bin. Denn dieses Mißverständnis sollten wir unbedingt vermeiden: es

geht hier nicht um richtig und falsch, sondern um die zwei Seiten der einen Medaille. Bei der die eine Seite, die secessionistische, immer gerne als die glänzende Vorderseite gesehen wird und die andere als die unvermeidliche Rückseite. Vorne die Fantasie und hinten der graue Alltag. Es ging und geht uns aber um eine Architektur, die den Wert der Tradition, des Konventionellen, des guten Materials, des guten Nutzen/Kosten-Verhältnisses voller Stolz betreibt, eine Architektur, die mit der eigenen Fantasie sparsam umgeht und sie nur bei besonderer Gelegenheit einsetzt, die sich sonst zugute hält, Konventionelles mit Qualität zu fertigen: nach lange entwickelten, gut verträglichen und wohlschmeckenden Rezepten, wie Herr Ngui und Herr Loos (und manchmal auch die Baufrösche) es vorgemacht haben.

I.10

## Formsinn statt Star(r)sinn

(2004)

In den späten 70er Jahren fand ich in einer Zeitung einen Text von Walter Benjamin aus seinem letzten Jahr 1940, über ein Bild von Paul Klee, das Angelus Novus heißt. Dieser Text, den ich in meinen Skizzenblock abgeschrieben hatte, hat mich seither immer begleitet, aber in letzter Zeit hab ich das Gefühl, dass ich ihn eigentlich erst jetzt, in diesen neoliberalen Zeiten, richtig verstehe:

*Der Engel der Geschichte muss so (wie auf Klees Bild)  
aussehen: Er hat das Antlitz der Vergangenheit zugewendet.  
Wo eine Kette von Begebenheiten vor uns erscheint,  
da sieht er eine einzige Katastrophe,  
die unablässig Trümmer auf Trümmer häuft und  
sie ihm vor die Füße schleudert.  
Er möchte wohl verweilen, die Toten wecken und  
das Zerschlagene zusammenfügen.  
Aber ein Sturm (...) treibt ihn unaufhaltsam in die Zukunft,  
der er den Rücken kehrt, während der Trümmerhaufen  
vor ihm zum Himmel wächst.  
Das, was wir den Fortschritt nennen, ist dieser Sturm.<sup>1</sup>*

<sup>1</sup> Walter Benjamin Über den Begriff der Geschichte in: Ein Lesebuch Hrg. von Michael Opitz, Frankfurt/M 199

Ein starkes Bild: Der Fortschritt, der unaufhörlich neue Trümmer produziert. Überall Schrott, fallende Grenzen, Tabubrüche, in Trümmer gegangene Ideale, die Geschichte verliert ihre Konturen. Und ich habe das Gefühl, dass auch wir Architekten uns zunehmend an der Zertrümmerung und Auflösung von allem, was noch „in Form ist“, beteiligen, und zwar im gleichen Maße, wie wir zu Ruhm und Erfolg kommen. Bezeichnend dafür ist ein gewisser Zynismus, der sich in unseren Kreisen breit macht, der gleiche übrigens, den man auch bei Politikern, Wirtschaftsbossen und Investoren antrifft und der sich z. B. darin äußert, dass das Wort „moralisch“ wenn überhaupt, dann nur als Negativ-Attribut gebraucht wird. Eine gewisse Skrupellosigkeit, solange sie geschäftsfördernd ist, gehört zum guten Umgangston und weißt den wahren Macher aus, den „kreativen Zerstörer“, wie der Ökonom Alois Schumpeter den wahren Unternehmer bezeichnet hat. Das trifft es. Auch die Architekten sind kreative Zerstörer geworden. Diese Zerstörung nennt man Innovation, oder sogar Vision, in der Politik nennt man das Reform! Aber eigentlich geht es doch immer nur um kreative Zerstörung, um Deformation und um das Anhäufen von Geschichtstrümmern.

Nun würde ich mich darüber nicht weiter echauffieren, solange es um wenige Stararchitekten und um ein paar architektonische *events* geht. Aber diese Beispiele machen leider Schule, auch Hochschule, und die zerstörerischen Visionchen im Alltagsgeschäft, das allenthalben praktizierte Ex und Hopp, die innovativen Verrenkungen bei jeder kleinen Planungsaufgabe: das sollten wir Veteranen schon kritisieren. Die bildenden Künste haben diese

Moderne längst verlassen. Und ich finde, wir Kasseler waren da – wenigstens vor der Wende – auch schon weiter. Natürlich war auch manches von heute aus gesehen viel zu klassenkämpferisch verquast. Aber es lohnt sich, unter diesem Aspekt noch einmal zurückzugucken. Das jedenfalls will ich hier tun.

Dazu muß ich vorher kurz auf ein Thema zurückkommen, das mich ganz am Anfang meines Berufslebens schon einmal beschäftigt hat: Die Form! (s. I.2: Die Angst vor den (bewährten) Formen). Von Formen spreche ich in diesem Zusammenhang in dem in der Philosophie gebräuchlichen Sinne: Mit Form ist hier nicht ein einmaliges, ästhetisch wahrnehmbares Ereignis gemeint, sondern eine gebräuchliche, weil bewährte Rezeptur, ein Handlungsmuster, nach dem verfahren werden kann und das dann ähnliche Erscheinungsformen generiert. Die Form ist also noch kein design, kein Original, noch nicht „der Inhalt“, sondern eher eine Tradition. Sie ist, wie Adolf Loos sagt, „vom lieben Gott gemacht“, wie seine Bauernhäuser in den Bergen, bis zu dem Tage, an dem “– was ist das? – eine Villa, das Werk eines Architekten”, dazwischentritt. Dieser Begriff ist praktisch, weil er nicht umstandslos seinen Gegenstand auf das ästhetisch Wahrnehmbare verkürzt, sondern die unsichtbaren technischen, praktischen und symbolischen Bedingungen mit einschließt. Der Zusammenhang von der Form und ihren variierenden Erscheinungsformen löst sich historisch nämlich erst in dem Moment auf, wo die Produktion von Erscheinungsformen Aufgabe von Experten wird und wo die neuen Wissenschaften und ihre Erkenntnisse tatsächlich ständig neue Form-Erfindungen nötig machen: ganz anders als die Bau-

und Handwerksmeister zuvor, haben die neuen Bauexperten keinen Respekt mehr vor überlieferten Formen. Im Gegenteil: Sie müssen ihr Existenzrecht durch den Fortschritt beweisen und Benjamins zerstörerischen Sturm entfachen. Denn das und nur das ist eine Nachricht und wird berühmt und marktgängig, was die bekannte und vertraute Form deformiert. Dieses Gesetz maximaler Auffälligkeit hat die Künstler und Architekten seit Beginn der fordistischen Industriezeit dann auch so stark beeinflusst, dass sie sich „Les Fauves“, also „die Wilden“ oder einfach „modern“ nannten. Seither musste man, wenn Architektur zum Ereignis und zur Nachricht werden sollte, immer die vertraute und heimatliche, gewohnte Form zerstören. Statt des bewährten Steildachs das damals noch ganz unbewährte Flachdach propagieren z.B...

Aber gab es wenigstens in der Ersten Moderne noch all die neuen Techniken (z.B. die Straßenbahnen, die Fahrstühle, die Fahrräder, die Automobile), Baustoffe (z.B. die Dachpappe) und Bauaufgaben, die das Abweichen von den alten Formen ja oft auch erforderte, so ist das heute so direkt und unmittelbar nicht mehr der Fall, weshalb dieser Zweiten Moderne auch das Begeisternde, Heroische der damaligen Formzerstörung völlig abgeht. Jetzt wird allzu deutlich, daß all diese Architekturevents eben nur Teil eines *marketings* sind, das die Architekten ob sie wollen oder nicht zu *stars* macht. Die gleiche Entwicklung von Kunst zum *Kunstevent* hat schon die bildenden Künste total korrumpiert. Was eben noch subversiv und verstörend war, wurde so unversehends zu fader Ware und zum Teil einer Selbstinszenierung. Und das bedauerliche ist nur, dass der harte Markt nun auch jeden Architekten wie schon

vorher die Künstler zwingt, selbst auf *star* zu machen und das heißt, systematisch und immer von den altbewährten Formen abzuweichen. Es genügt eben nicht mehr, eine schwarze Bert-Brecht-Kleidung zu tragen, man muß auch immer das Unerwartete, Ungewöhnliche, absolut coole produzieren und in Preisgerichten fördern. Diese obercoole, leicht zynische Haltung von ganz normalen BDA-Kollegen nenne ich: Star(r)sinn.

Solcher Star(r)sinn sieht eben in einem Entwurf mit eingezäunten Gärten nur die spießige Verhinderung eines zusammenhängenden Grünraums, er bespöttelt jedes Steildach als altbacken, er macht visionäre Vorschläge wie etwa den, die Amsterdamer Grachten für mehr Verkehrsfläche zuzuschmeißen; er diffamiert permanent die Gefühle der Leute, das Übliche und das Vergangene als muffig und kitschig. Denn dann ist man hipp! Das Publikum, jedenfalls das, das zu entscheiden hat, erwartet das von seinen Architekten. Ich zitiere aus ELLE, der Zeitschrift für die Dame mit Vermögen: (die Überschrift zu einem Artikel mit Geschäftshäusern von Koolhaas, Piani, Chipperfield, Teranni, Foster u.a.): „Das neue Traumpaar heißt: fashion-label & stararchitekt. Eine glückliche Kombination, die den Konsumtempel zu einem Kulturgut erhebt“. Ja, da weiß man jetzt, wo der Hammer hängt. Potentielle Auftraggeber erwarten es so. Sie wollen von uns Visionen und immer wieder Visionen! Und so kommt es, daß diejenigen, die von Berufs wegen eigentlich dazu da wären, die Wohnumwelt wohnlich, gewohnt und brauchbar zu erhalten, die Bewohner immer öfter in die realisierten zugigen Zwischenräume ihrer völlig unnötigen und unbrauchbaren Visionen stoßen.

Wenn man mir zustimmt, daß das nicht wünschenswert ist: Was ist dann dagegen zu tun, besonders hier, wo Architekten ausgebildet werden? Mir scheint, daß wir hier von den Bildenden Künsten lernen können, die schon länger unter solchem Star(r)sinn leiden und sich heute zunehmend davon abwenden. Dort gibt es eine Bewegung weg von der selbstreferentiellen Kunst hin zu verständlichen, mitteilenden, agitierenden Dokumentationen, Anklagen und Hinweisen auf Probleme, die der Markt nicht lösen kann, was dieser Kunst dann auch sogleich den Vorwurf „statt Kunst Volkshochschule“ von der etablierten Feuilletonkritik eingetragen hat. Typisch ein Kunstwerk auf der letzten documenta, das mit den meist türkischstämmigen Bewohnern eines Kasseler Quartiers gebaut wurde und gleichzeitig eine Lehrveranstaltung über den französischen Philosophen Bataille war, mit selbstgebauter Bibliothek, Ausstellungsraum, Seminarraum und Imbissstube. Immer Inszenierungen, die vom Künstler fort auf ein Drittes verweisen. Immer eine Haltung, die Caterine David mit „Interesse“ (im Sinne von Teilnahme) bezeichnete. Zwei norwegische Künstlerinnen, denen kürzlich eine Ausstellung im Museum für Moderne Kunst in Oslo gewidmet war, stellten dort eine nachgebaute Gartenlaube von Leberecht Migge ins Museum, zeigten einen Film über die Miggeschen Gärten in der Römerstadt und luden Heidrun Hubenthal ein, dort über die Selbstversorgergärten Migges, über die sie mit Jürgen v.Reuß geforscht hat, einen Vortrag zu halten. Auch da wieder die Abkehr von der Egozentrik des Œuvres zu mehr Mitteilung. Der spöttische Titel Volkshochschule trifft diese neuen Künstler jedenfalls wenig.

Das Interesse für Aufgaben und Probleme, die der Markt verursacht oder die er nicht lösen kann, diese latent politische Haltung, erinnert natürlich stark an das, was die Studenten und wir hier vor allem in den 80er Jahren gemacht und verfolgt haben. Auch wir betrieben die Abkehr von zuviel Subjektivität und die kritische Teilnahme an der banalen Realität. Man denke nur an die sicher zuweilen übertriebene Ablehnung von sogenannten Meisterklassen, oder das Ausbildungsideal des „problembezogenen Spezialisten“ und die Betonung von Teamarbeit. Gegenstand studentischer Projektarbeit war nicht das originelle design, sondern die ganze Aufgabe in ihrer komplexen technischen, ästhetischen und sozialen Problematik, mit andern Worten, die Form, der Brauch, und was daran zu verbessern und weiterzuentwickeln wäre. Dabei konnte es auch zu Erfindungen kommen wie etwa der, die eine Gruppe unter Jürgen v. Reuß's und meiner Betreuung 1990 für das Parkierproblem in der Fuldaer Aschebergsiedlung vorgeschlagen hat: „Laubengaragen“, eine praktische Verbindung von Garagen und Mietgärten, eine neue Form ohne Tradition. Ich finde das ein schönes Beispiel: Denn das Ergebnis der Formarbeit ist – selbst im Falle einer Innovation wie hier – dennoch nicht originelles Ereignis, sondern zeitlos richtig und objektiv. Es ist von vielen und niemandem entworfen. Ich möchte am Schluss fünf Aspekte dieses „Kasseler Profils“ verdeutlichen.

**ERSTENS** ging es um mehr empirisches Arbeiten. Wir müssen die Form, also das Problem und seine Kriterien erst lernen, und zwar nicht nur ihren ästhetisch wahrnehmbaren Teil, sondern auch ihren

sozialen und symbolischen Gebrauch. Wenn ich es richtig verstanden habe, gingen auch Fabio Reinhardts Übungen zum „Analogen Entwerfen“ in diese Richtung. Warum ist eine Form so, wie sie ist? Was ist an ihr das typische? Und ist sie noch bequem und kostengünstig oder müssen wir sie an neue Gegebenheiten anpassen? In den 70er Jahren habe ich mit einem alten Freund, dem Frankfurter Stadtplaner Nikola Dischkoff, und einer studentischen Projektgruppe hier aus Kassel ein Wettbewerbsverfahren entwickelt, das die „Entwurfsmenge“, z.B. 150 Konzeptentwürfe im Format DIN-A3 nutzte, um auf statistischem Wege, per Faktorenanalyse, darin die typischen Formen zu ermitteln. Statt immer gleich „den besten Entwurf“ aus dieser Menge herauszufischen, sollte erst einmal das Reich der Möglichkeiten auf die in ihm enthaltenen Lösungsformen untersucht werden. (s. I.3, Vom oft verkannten Wert einer Entwurfsmenge!) Die Bauherrnschaft, die „Problemöffentlichkeit“, sollte erstmal herausfinden und entscheiden können, welche Form sie überhaupt will. Denn die Formen lassen eine jede nur verschiedene Inhalte, d.h. verschiedenen Vor- und Nachteile zu. Und eine Alleskönner-Form mit allen Inhalten zugleich, eine Form nur mit Vorteilen, gibt es nicht. Bezeichnenderweise hat die Architektenkammer damals diesem so genannten Dietzenbacher Wettbewerbsmodell seine Zustimmung verweigert, weil man darin einen Angriff auf die künstlerische Originalität sah. Und der BDA erklärte Dischkoff, dass er aus dem BDA ausgeschlossen wäre, worauf Nikola Dischkoff schrieb, er bäte höflichst, ihn doch erstmal in den BDA aufzunehmen, bevor man ihn rausschmeißt!

**ZWEITENS** ging es darum, Interesse für die banale Gegenwart und für die "Nutzer" zu wecken, die sich die neue Umwelt aneignen können sollten, um im damaligen Jargon zu bleiben. Und dazu musste man nicht nur genau studieren, wozu und wie Balkone genutzt werden z.B., bevor man Balkone entwirft: also daß sie z.B. zeitweise auch als Abstellraum genutzt werden, oder daß man keine unfreiwilligen Mithörer haben möchte usw. Noch viel hilfreicher konnte der unmittelbare Kontakt zu den Opfern der Planung sein. Weshalb oft eine Bürger- oder Nutzerbeteiligung organisiert wurde. Wir feiern in zwei Wochen den 20-jährigen Geburtstag einer Wohnanlage an der Dönche, die zuerst im Rahmen der documenta urbana in studentischer Projektarbeit und später mit solcher Planungsbeteiligung entstanden ist. Wir, die daraus hervorgegangenen „Baufrösche“, haben in jenen Jahren mehrere solcher Gruppenprojekte betreut. Alle diese Projekte zeichnen sich durch solche Formobjektivität aus. Sie sind nicht originell, aber dafür um so wohnlicher. Und die Bewohner sind stolz darauf, denn sie können sie auch als ihr Werk betrachten. Ein Architekt, der später in ein Baufroschhaus an der Dönche zog, sagte mir, er hätte das Haus nur gekauft, weil es kein Architektenhaus wäre. Wahrscheinlich war das eine kleine Spitze gegen die Graue Architektenmaus Wilkens, aber es war das größte Kompliment, das er mir machen konnte. Wir hatten etwas Zeitloses gemacht, das er sich noch durch Gestaltung aneignen konnte!

Ich will nur am Rande erwähnen, daß zu diesem Aspekt auch die von Pierre Bourdieu dargelegte Erkenntnis gehört, daß es den „guten Geschmack“ ja per se nicht gibt, sondern nur den

Geschmack der Klasse mit seit Generationen – wie er es nennt – hohem symbolischen Kapital<sup>1</sup>. Das sollte uns als den Experten des Guten Geschmacks doch zu denken geben, jedenfalls solange wir Stadtquartiere planen. Die Klarheit der ästhetischen Form, z.B. in der Musik *Das wohltemperierte Klavier* von J.S.Bach, ist jedenfalls nicht jedermanns Schönheitsideal. Angehörige symbolisch weniger qualifizierter Schichten präferieren laut Bourdieu Chachaturians Säbeltanz. Die Stadt und unsere Gesellschaft lebt doch aber vom Multikulti und der Widersprüchlichkeit der Geschmäcker. Als Stadtplaner müssen wir also dafür sorgen, daß auch die „schlechte“ Architektur zum Zuge kommt. Man könnte auch sagen, wir brauchen in der Planung mehr Humor!

**DRITTENS** war „Behutsamkeit“ bekanntlich ein Kriterium solcher Formarbeit. Damit war Sorgfalt im Umgang mit den Beständen gemeint. Damals hatte man noch die verheerenden Flächensanierungen in schlimmer Erinnerung. Später kamen die aufgegebenen Betriebe und Kasernengelände: Formarbeit hieß hier, sorgsam mit Baumbeständen, mit ehemaligen Betriebsstraßen, mit Feldwegen, mit alten Fabrikations- oder Panzerhallen umzugehen, mit noch vorhandenen alten Wohnhäusern, neuerdings auch mit Altbeständen der 80er Jahre, die schon zur Disposition gestellt werden. Man kann diese Haltung auch etwas pathetisch mit Demut bezeichnen. Zum Beispiel die wunderschönen Klinkergebäude hier auf dem Henschel-Gelände, die für alte Henschelaner wie meinen Schwiegervater so viel bedeuteten, sie wurden per Architektenentwurf und Preisgerichtsurteil trotz aller Gegenentwürfe z.B. unseres

<sup>1</sup> F. Bourdieu: Die feinen Differenzen, Frankfurt 1990

verstorbenen Kollegen Peter Jockusch kurzerhand weggeplant. Klinkermauern, die nie wieder kommen! Kreativer Zynismus der Macher. Das ist bald ein Viertel Jahrhundert her. Aber noch heute machen wir die bittere Erfahrung, daß man mit solchem „passiven Entwerfen“, wie wir das auch nennen, bei Wettbewerben immer noch leicht hinten runterfällt. Man hat bei solchen Aufgaben schon manchesmal den Eindruck, an einem Wettbewerb für Plakatkunst oder Grafik-design teilgenommen zu haben. Denn Altbestände wirken wie widerspenstige Äste im Holz, das gehobelt werden soll, sie verhindern den Glattschliff, das Große Plakat. Die Konkurrenz, die sich durch solche Skrupel ebenso wenig beirren läßt wie die Stars in den Preisgerichten, holt dann wie etwa am Frankfurter Schlachthof oder neulich in Hamburg mit großer, konsistenter Geste den 1.Preis. All das störende Alte, kürzlich sogar die nur 20 Jahre alte Schule, in der die Jury tagte, ist weg und auf die Bühne tritt – das Neue, das architektonisch einmalige event. Jeder Bau der Gehry, Libeskind, Nouvell, Foster, Prix usw. sucht diesen Auftritt. Das Alte stört. Kreative Zerstörung! Die Arbeit an der Form widersetzt sich solchem Star(r)sinn und sucht mit Fantasie und passiver Eleganz das Neue im Alten.

**VIERTENS** war natürlich der Zusammenhang von Gebäude und Freiraum oder öffentlichem Stadtraum, die „Wechselwirkung zwischen Gebäude und Umwelt“, wie wir es in die Kasseler Prüfungsordnung schrieben, ein wichtiges, vielleicht das wichtigste Element dieses Profils. Die Erzeugnisse der Architekten sollten sich immer diesem größeren Zusammenhang unterordnen. Von heute aus gesehen ist es nicht verwunderlich, daß die Entwurfsarchitek-

ten der damals noch gemeinsamen OE 6 gegen die Verkopplung mit den Stadt- und Freiraumplanern protestierten und in Wiesbaden die Teilung durchsetzten. Sie nahmen nur die allgemeine Entwicklung vorweg: Denn die heutigen Produkte internationalen Star(r)sinns sind konvexe Solitäre: Sie sind rund und aufgeblasen wie die holzverschindelte Gallenblase von Sir Norman Foster mitten in der Altstadt von St. Moritz oder zähflüssig und aus Blech wie ein Gebäudebrei von Frank Gehry an einem Prager Stadtplatz. Der neoliberale Star(r)sinn degradiert den öffentlichen Freiraum zur Distanzfläche seiner Hochglanz-Solitäre.

Das wäre ja alles noch kein so großes Unglück, solange diese events sich wirklich nur auf die Konsumtempel, die Kunsttempel und die großen Sportstadien bezögen. Für Bilbao war Gehrys Guggenheim-Solitär, in dem ganze 50 Kunstwerke ausgestellt sind, 30 davon Pappmodelle von ihm selbst, für Bilbao war das wirklich die Rettung. Und der Berliner Tourismus zehrt immer noch von den eitlen Architekten-Kreationen am Potsdamer Platz. Aber ich sehe die Folgen für die alltäglichen Aufgaben, für die normalen Umwelten, für die kleinen Städte und erst recht für das, was heute in Indien oder in der Türkei oder in Bulgarien gezeichnet und gebaut wird. Sogar meine kubanischen Kollegen schielen schon nach diesen aufgeblasenen Star(r)sinnsproduktionen. Da hoffe ich auf eine Architekturlehre, die hier wieder zwischen dem einmaligen event und dem Alltag zu unterscheiden lehrt..

Hierbei gilt es aber **FÜNFTENS** noch einem häufigen Missverständnis vorzubeugen. Denn meine Unterscheidung von event und Alltag klingt fast wie die von Monument und Haus, wie sie Aldo

Rossi und Snozzi immer wieder bemüht haben. Architekturevents sind aber keine Monumente. Und unsere stars, auch die wirklichen Könner, können keine Monumente mehr kreieren. Monumente gehören nämlich ins Reich der von Jean-Francois Lyotard so genannten großen Märchen, der Ideologien, die diese Zivilgesellschaft schon hinter sich gelassen hat<sup>1</sup>. Wir haben keine Götter und keine Monarchen mehr. Deshalb kann es auch keine zentrale, all-gemeingültige Architektur mehr geben. Jeder, der heute an einem symbolisch zentralen Ort bauen will, wird hier leicht sein blaues Wunder erleben. Man muß hier allen gerecht werden. Gustav Langes Treppe war gut, und wäre gut geworden (das sage ich mit Überzeugung: schließlich war ich der Vertreter von Pro in der großen Versammlung in der Commerzbank damals!) Sie wäre gut geworden, wenn man, ja wenn man sie so steinern und stolz wie sie ursprünglich war, von höchster Stelle hätte dekretieren können. Aber königliche Bauherrn gibt es nicht mehr, und ein halbes, hölzernes Monument ist eben gar keines. Auch bei der Diskussion um das Berliner Stadtschloss war die Forderung der Architektenschaft, an diese symbolisch zentrale Stelle ein Monument heutiger Architektur zu setzen, deshalb so ahnungslos naiv. Ein Monument ist eben etwas anderes als ein heutiges Architektur-event. Es setzt ein Publikum mit einem Glauben voraus. Monumente waren die kunstvollen Modelle dieser allgemeingültigen Weltsicht. Deshalb werden die wiederaufgebauten Schlossfassaden, über die sich die Architekten jetzt so aufregen, etwas vollkommen anderes sein: sie werden wenigstens noch ein Abglanz jener hierarchischen und nai-

<sup>1</sup> F. Lyotard: Das Postmoderne Wissen, Frankfurt/M 1982

ven Welt sein können, die nicht wiederkommt, die aber unsere Geschichte ist. Nur der heute verbreitete Star(r)sinn kann so dumm und so arrogant sein zu glauben, er könne ein zeitgenössisches Monument bauen!. Wir können es nicht mehr. Und das ist gut so.

Was wir können ist, dem „Engel der Geschichte“ weniger Trümmer vor die Füße schleudern. Hier, von den Hochschulen, muß es kommen. Nur von hier und nur von den Jungen kann diese andere Berufsethik kommen: Mehr Demut, mehr Vorsicht, mehr Humor, mehr Unterordnung und Angemessenheit! Wohlgermerkt: Es geht nicht darum, statt des Kaisers neue Kleider jetzt die alten wieder hervorzuholen. Das ist leider dann immer die negative Postmoderne, wie sie mein sonst hoch geschätzter Kollege Kollhoff jetzt wieder versucht. Es geht aber nicht um eine konservative Ästhetik, das ist ein Missverständnis. Es geht um eine andere Praxis, das Arbeiten an der Form, die noch taugt, und das Überarbeiten der Formen, die nicht mehr taugen. Das sollten wir üben, und lehren. Objektives Entwerfen! Die Wohnlichkeit des Gewohnten! Deshalb brauchen wir eine Architekturlehre, die jedenfalls in mancher Hinsicht der ähnlich ist, die wir damals aufgebaut haben. Die den Formsinn fördert und den Star(r)sinn als solchen bloßstellt!

## II

### Hausbau, Wohnbau, Quartiersbau

II. 1

## **Hausbau ist ein Drama**

(1987)

... ist ein Drama mit vielen Akteuren, eine Geschichte mit unzähligen Missverständnissen, mit guten und schlechten Überraschungen; aber immer ist der Schluss der gleiche, sollte es wenigstens sein: aus einzelnen schüchternen Bauherren ist eine kräftige Gruppe geworden, alle ziehen unter ein Dach, und das Ganze ist mehr geworden als die Summe seiner Teile. Dieses Fazit betrachten wir als unsere Aufgabe von Anfang an. Die Idee, daß die späteren Bewohner ihre Häuser selbst entwerfen (und wir ihnen dabei nur den Griffel führen) sollen, finden wir falsch, ebenso falsch wie die Vorstellung der Architekten, sie müssten den Leuten ihre Häuser „gestalten“! Wir sind da „holländisch“: wir denken einen kollektiven Rahmen vor, dessen Nischen die Bewohner im Laufe der Zeit ihren sich wandelnden Bedürfnissen anpassen und „gestalten“ können sollen. Wenn es losgeht, liegt also schon etwas auf dem Tisch. Ein Haus mit einem bestimmten Querschnitt, in dem noch verschiedene Häuser untergebracht werden können. Das ist der Typ und eine bestimmte städtebauliche Figur. Gut natürlich, wenn man den Haustyp schon einmal andernorts so ähnlich gebaut hat. Er kann nur noch besser werden. Und die Gruppe lernt ihn schneller verstehen, kann sich mit seinen Vor- und Nachteilen auseinandersetzen. Ist dieser Haustyp gut und das ganze Konzept plausibel und natürlich auch noch offen genug, kann sich der Architekt

schon an die Baueingabe machen. Ohne große Diskussionen sammelt sich die Gruppe ganz von selbst um das gemeinsame Projekt. Man will auch vorankommen. Es soll billig bleiben. Man rauft sich zusammen. Man baut ein Haus, mit einem Dach, wenn's geht mit einer Heizung usw. Jetzt entwickelt die Gruppe allmählich die ihr innewohnenden Kräfte. Man kauft einen Kleinbus, einen Bauwagen. Man organisiert ein pompöses Richtfest, gemeinsame Kinderbetreuung. Die Gruppe hat viele Beziehungen: einer arbeitet beim Dachdeckereinkauf. Einer hat Beziehungen zu einem Sägewerk. Einer kann kostenlos einen LKW ausleihen. Keiner würde je noch einmal auf die absurde Idee kommen, für sich allein ein Haus zu bauen...



## Das „Unauffälligkeitsmanifest“

(Entwurf für eine Resolution des Wohnbund-Kongresses  
Münster) 1985

**1. Gut ist, was nicht groß auffällt.** Spektakuläre Entwürfe sind schlechte Entwürfe. Doch seit Le Corbusiers spektakulären Vorschlägen für den Abriss und Neubau von Paris (...) muß jeder Vorschlag zur Lösung anstehender Probleme Unterhaltungswert haben. (Er muß) plakativ übertrieben und möglichst noch mit den gerade gängigen Schlagworten etikettiert sein. Gestern „autogerecht“ und „urban“, später „human“, „verkehrsberuhigt“ und „maßstäblich“ oder gar „demokratisch“, und heute natürlich – „ökologisch“! Die damit verkaufte Entwürfe stellen immer neue Meisterleistungen an übertriebener Unbrauchbarkeit dar: „Autogerecht“ waren Stadtteile, die nur aus Schnellstraßen und Sackgassen bestanden. „Urban“ waren Stadtteile mit viel zu hohen Dichten und zu hohen Geschosszahlen, „human“ waren Stadtteile mit viel zu geringer Dichte und zu hohen Mieten. „Verkehrsberuhigt“ nannte man einen Stadtteil, wenn man den Durchgangsverkehr (und bald darauf die bisherigen Bewohner) in die benachbarten Quartiere verdrängt hatte. „Maßstäblich“ waren Großkaufhäuser und Tiefgaragen, wenn sie mit einer kleinteiligen und aufwendigen Bebauung garniert wurden. Ein paar schiefe Winkel im Grundriss waren immer schon „demokratisch“, und heutzutage, wo jede neue Siedlung eine neue Belastung für Kleinklima und Wasserhaushalt

darstellt, nennt man sie gleich "ökologisch"! So als ob Korkdämmung, Kachelöfen und überheizte Glashäuser allein irgend etwas außer dem Verkaufswert ändern würden! (...)Und inzwischen sind wir bereits soweit, daß die heutigen Architekturstudenten sich darin üben müssen, wie sie die Übertriebenheiten von vor 15 Jahren zu vertretbaren Kosten reparieren oder "rückbauen" können.

Aus solchen Erfahrungen klüger geworden, orientiert sich eine gute Planung heute an dem, was alltäglicher und normaler Brauch ist und was sich bewährt hat. Deshalb ist es wichtig, daß sich die Kommunalpolitik den Verlockungen des Planungszirkus widersetzt und statt auf spektakuläre Einweihungen und Eröffnungen auf nachhaltige Strategien und allmähliche Verbesserungen setzt. Deshalb ist es auch wichtig, daß Architekten erst gar keine Zirkusnummern anbieten, sondern maßvolle und komplexe Problemlösungen, die nur das erneuern oder reparieren und nur solche Alltäglichkeiten ändern, die ihre Brauchbarkeit eindeutig verloren haben (s. unten!). Natürlich gehören dazu auch Maßnahmen, die die Belastung der Umwelt verringern helfen, sofern damit nicht Belastungen ganz anderer Art verursacht werden. Auf jeden Fall wird eine ernsthaft ökologisch orientierte Planung sich vor jeder spektakulären Übertreibung in der einen oder anderen Richtung hüten.

**2. Gut ist, was mehr Nachbarschaft und Selbsttätigkeit und weniger Wohnungsfürsorge und Fremdverwaltung schafft.** Das liegt vor allem wohl daran, daß sich die Bedingungen von Wohnen

und Arbeit in letzter Zeit stark verändern: Das Heer der Arbeiter und kleinen Angestellten teilt sich in solche, die offiziell keine Arbeit haben und sich mit allerlei "Hilfeleistungen" und un versteuerten Jobs (physisch und psychisch) überwasser halten, und solchen, die einen Arbeitsplatz haben, aber ihre Freizeit nicht allein zur Wiederherstellung ihrer Arbeitskraft brauchen. Ein wachsender Teil von ihnen, besonders weibliche Schreibkräfte, sind zu Heimarbeiterinnen geworden. Auch die Aus- und Weiterbildung nimmt immer größere Lebensabschnitte ein, und viele junge Leute versuchen sich mit mehr oder weniger Selbstausbeutung als Selbstständige. So wird die allein dem Konsum und der Erholung gewidmete Etagenwohnung der Industriezeit, isoliert und fremdverwaltet, immer häufiger auch zum Arbeitsplatz, worauf sie nicht eingerichtet ist. Sie wird sich deshalb von der bloßen Wohnung in ein Wohnhaus zurückverwandeln müssen. Das muß kein Eigenheim sein, schon garnicht ein freistehendes. In diesem Sinne kann auch eine Altbauwohnung im 3. Stock zum "Wohnhaus" werden: dann nämlich, wenn ihre Bewohner über Keller- und Dachräume, über Hof und Garten jedenfalls teilweise verfügen und dort einer Vielzahl von Tätigkeiten nachgehen können. (s.S.223ff) Drückten übergroße Wohnzimmer mit pompösen Polstergarnituren drinnen und Ziergärten mit Hollywood-Schaukel draußen aus, daß ihre Bewohner sich eine Freizeit mit scheinbar großbürgerlichem Müßiggang leisten konnten, so wandelt sich das Wohnideal der Jüngeren schon in ein offen gezeigtes Nebeneinander von Feiern und Werkeln, bringt Schönes und Nützliches, Bücher und Gerätschaften, Blumen und Gemüse wieder zusammen. Das Wohnzim-

mer kann wieder zur Wohnküche werden. Kinder- und Schlafzimer "emanzipieren sich" zu kleinen Wohnungen, ungenutzte Abstandsflächen verwandeln sich in intensiv genutzte Mietergärten.

**3. Schön ist, was seinen Zweck dauerhaft mit den geringsten Mitteln erreicht.** Schön sind die Spuren von Spontaneität und gemeinsamem Handeln. Schön sind Häuser und Gärten, die altern können. Das Bewußtsein von der Begrenztheit und Empfindlichkeit unserer natürlichen Lebensgrundlagen, die zunehmende Erkenntnis, daß wir vorsichtiger mit Baggern, Kettensägen, Abfällen usw. umgehen müssen, führt zu einer Ästhetik der Sparsamkeit und läßt uns an bestimmte Ansätze des Funktionalismus (z.B. eines Adolf Loos oder Leberecht Migge) anknüpfen. Eine Architektur, die Brauchbarkeit nicht mit den geringsten Mitteln und Schädigungen zu erreichen versucht, kann in unseren Augen nicht mehr schön sein. Auch wenn solche Sparsamkeit in einer Gesellschaft, die sich auf den "Krieg der Sterne" vorbereitet, aufs Ganze gesehen sicher ohne meßbare Auswirkung ist, so ist sie als Symbol und Provokation doch umso wichtiger! Jedenfalls sollte das Argument dafür nicht primär eines der Wohnungswirtschaft sein. Wohnungswirtschaftlich haben alternative Formen der Kapitalbeschaffung und die Senkung der Kapitalkosten eine ungleich größere Wirkung. Die einfachen Mittel, der Verzicht auf pflegeleichten Glanz und nagelneue Farbenfrische, der Einsatz natürlicher und billiger Baustoffe, reparierbarer Technik, gewitzte Nutzung von Sonne, Regen und Wind sind vorerst hauptsächlich Symbole dieser

anderen Ästhetik, aber eine reale Herausforderung der Gesamtgesellschaft. (Von nicht bloß symbolischer Bedeutung ist im Bereich des Hausbaus wohl neben einer guten Energienutzung nur ein anderer Umgang mit dem Wasser, vor allem dem Oberflächenwasser, das unnötig oder in unnötig hohem Maß dem natürlichen Wasserkreislauf entzogen wird.)

Eine andere Seite dieser Ästhetik ist ihre Unempfindlichkeit gegenüber natürlicher Verschmutzung, Verfärbung, Ausbleichung und Alterung. Wir haben gelernt, hinter der Hochglanz-Sauberkeit des modernen Wohnens immer schon die dafür geopfert Sauberkeit der Flüsse, hinter der Gepflegtheit der Freiflächen die dafür zerstörte Vielfalt städtischer Biotope zu sehen. Wir riechen förmlich im aromatischen Duft dieser Wohnhygiene die Tücken der Chemie. Deshalb bevorzugen wir Oberflächen, die mit Anstand altern, die Spuren von Kinderspielen und Werkeleien annehmen können, Wegebefestigungen, die auch ohne Asphalt und Pflaster lange benutzbar bleiben. Deshalb entwickeln wir Konstruktionen, die eine lange Haltbarkeit auch ohne Alu-Klemmprofile und den Einsatz von Chemie ermöglichen.

**4. In mancher Hinsicht stellen sich deshalb gewisse Ähnlichkeiten mit den Bauformen der vorindustriellen Zeit ein:** Weit überstehende Dächer, Wege mit Pfützen, verunkrautete Nischen, Schuppen für wiederverwendbaren Sperrmüll, Remisen. Nischen, die von keiner Planung oder Verwaltung erfasst sind und die, wo es sie noch gab, unsere bevorzugten Spielplätze waren. Wir sehen Wohnsiedlungen vor uns, auch viergeschossige, die weniger

gepflegt, dafür aber intensiver bewohnt werden, die in diesem Sinn "dörflicher" geworden sind: mit "Häusern", Höfen, Gärten und Schuppen. Diese neue Ästhetik aber ist keine Koulisse, ist mit Architektur alleine garnicht zu erzeugen. Sie setzt eine andere Organisation von Wohnen und Arbeiten voraus: Mehr Selbstverwaltung, mehr Eigeninitiative, mehr "Wohnarbeit". Nur so kann die Grenze zu einer kitschigen Nostalgie gezogen werden, die mit rührseligen Koulissen, mit Holz und Lehm ein "Dorf" vortäuscht, ohne die Organisation des Lebens dahinter zu verändern. Diesen neuerdings wieder propagierten Regionalismus lehnen wir ab. Die durch die industrielle Entwicklung erzeugte Umorganisation der Lebens- und Wohnverhältnisse hat keine regional-kulturelle Basis. Die regionalen Traditionen sind – größtenteils – Folklore geworden. Stattdessen gilt es, mit Blick auf die heutigen technischen Möglichkeiten und die neuen Problemstellungen, in vorsichtigen Schritten neue Traditionen einzuüben, sowohl im Bauen wie im Wohnen. Deshalb sind auch nachhaltige Verbesserungen von Planern und Architekten allein nicht zu erwarten: die "soziale Fantasie" aller Beteiligten ist gefragt.

Zum Beispiel **was sich bewährt hat und deshalb auch so bleiben sollte:**

- daß "vorne" die Straße ist und "hinten" der Garten
- daß vor dem Haus ein überdachter Eingangsbereich ist, wo man Spielzeug, Fahrräder und Kinderwagen abstellen, Post öffnen, Altmaterial rausstellen, Gäste empfangen und verabschieden kann

- daß hinter dem Haus ein sicht- und windgeschützter Hof ist, wo man im Sommer draußen wohnen und werkeln kann,
- daß Bereiche privater Verfügung deutlich abgegrenzt werden, auch gegeneinander
- daß die rückwärtigen Gärten zusammen einen ruhigen, vor der Straße geschützten Hof bilden
- daß Wohnhäuser auch in der Stadt nicht mehr als vier Geschosse haben
- daß beim Wohnen "auf der Etage" die Möglichkeit geschaffen wird, eine Mansarde und/oder einen Garten hinzuzumieten
- daß auch Wohnstraßen öffentlich sind und somit auch von Fremden durchfahren werden können
- daß Fußgänger, Autos und Fahrräder sich den Straßenraum teilen, die Wohnstraße dennoch auch als Bewegungsfläche vor allem für Kinder genutzt werden kann

**Was sich nicht bewährt hat und neue Traditionen oder Regelungen braucht:**

- daß befahrbare Flächen, häufig auch Gehwege in Wohngebieten immer versiegelt werden
- daß die Gemeinden bzw. die Stadtwerke für Straßen und Leitungen die Unterhaltskosten tragen, die Anlieger 60 bzw. 90% der Baukosten
- daß Flächenversiegelungen bzw. umgekehrt Beiträge zur Minderung des Oberflächenwassers wie z.B. Grasdächer oder Zisternen sich bei der Erhebung des Baukostenzuschusses nicht hemmend oder fördernd auswirken

- daß Autos in Großgaragen abgestellt werden
- daß nach den gültigen Förderrichtlinien überkleine Schlafzimmer und übergroße Wohnzimmer gebaut werden müssen
- daß der wohnungsinterne Schallschutz obendrein schlecht ist
- daß es im 2.WBauG nur Ein- und Mehrfamilienhäuser sowie Wohnheime gibt, aber keine Wohngemeinschaftshäuser
- daß es in Wohngebieten keine für die Bewohner hinzumietbaren Läden (ohne Gewerbeschein) gibt
- daß Kanäle und Leitungen (mit Ausnahme von Gas) vor den Häusern in die Straße und nicht zugänglich unter die Hauszeilen gelegt werden
- dass Grünflächen "gepflegt" statt genutzt werden

## II. 3

# Während des Count-Downs

(1981)

"Der Künstler ist vor allem eine gebährende, individuell geprägte Natur....  
In der Kunst ist nur der Starke zu fördern, denn nur dessen Werke  
wirken vorbildlich, also kunstfördernd..." (O. Wagner, 1901)

"Die Kunst ist nicht volkstümlich. Sie ist eine notwendige Nahrung für die  
Elite, die sich sammeln muß, um zu führen." (Le Corbusier, 1923)

### Während des Count-Downs

unter dem Abwehrschirm von Avacs und Marschflugkörpern und  
in Anbetracht der Zerstörung vor unserer Tür  
will uns keine Architektur mehr einfallen.

Daß sie gerade jetzt

mit dem alten Anspruch und Dünkel wieder auftritt,

beweist uns ihre feindliche Funktion:

kulturelles Pentagon, ideologisches Cap Canaveral.

Die Elite sammelt sich wieder, um zu führen.

Angesichts solcher Bedrohung

richtet sich unsere Ausbildung nicht

an die wenigen "Begabten", an Solisten und

architektonische Raumfahrer.

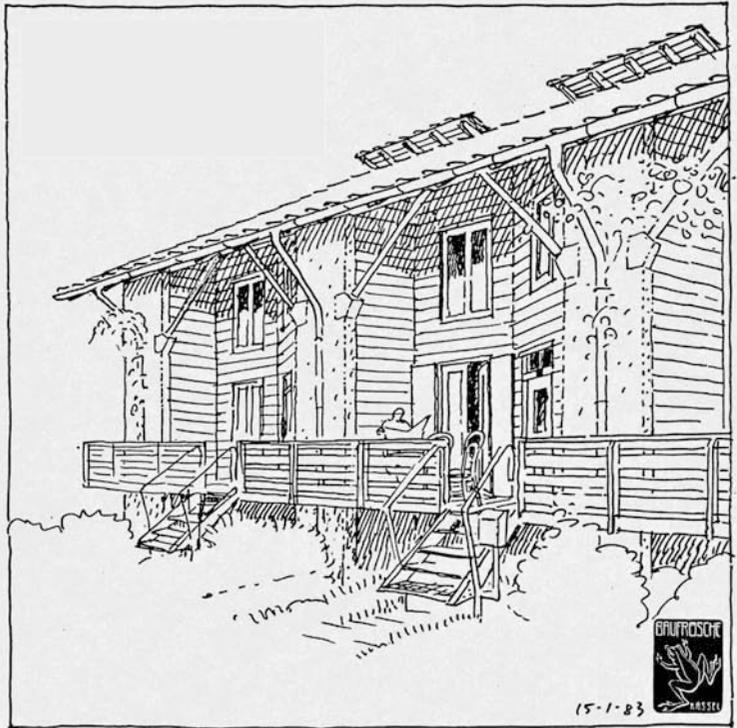
Sie soll stattdessen dazu befähigen,

wissenschaftliche, technische und organisatorische

Munition für die Stadtverteidigung, für die

Erhaltung von Restflächen und Hinterhäusern  
beizuschaffen, in denen ein halbwegs  
menschwürdiges Leben noch möglich ist.  
Planung als Gegenplanung! Technik als (Selbst)hilfe!!  
Solange "Baukunst" neue Tiefgaragen erfordert;  
Solange "Baukunst" die Ausbreitung der Fantasie verhindert  
und solange sie die Wirkung eines Bombenangriffs hat  
(von oben kommend, unangreifbar);  
solange  
werden wir die anonyme Kunst lernen/lehren,  
aus möglichst wenig Hypothekengeldern  
möglichst großen Nutzen zu ziehen:  
Wohn- und Freiräume zu erhalten oder neu zu schaffen,  
die gut zu gebrauchen sind; dazu  
die Fantasie Vieler zu organisieren und  
den Deutschen Verschwendungsnormen  
ein Schnippchen zu schlagen.

**Entwickeln statt entwerfen** In Dietzenbach organisierten die Baufrösche Selbsthilfe in der Gruppe, was bis dahin neu war. Die Bauherrn bildeten Baukolonnen, die bestimmte Ausbaugewerke in alle fertigen Rohbauten einbrachten und auch gegenseitig gewährleisteten. Die Architekten lernten dabei ihren Haustyp von der Ausführungsseite kennen und konnten ihn so für die nächste Anwendung verbessern. (Baufrösche 1986)



- Wohn- und Nutzfläche (DIN 283)	181 qm
- davon Wohnfläche (DIN 283)	108 qm
- cbm umbauter Raum (DIN 277)	634 cbm
- Wärmeverbrauch eines Mittelhauses ( DIN 4701 )	4,5 KW
- Gebäudekosten (Kostengruppe 3 der DIN 276) bei 100 % gewerblicher Erstellung	134.000,-- DM

Das entspricht 212,-- DM je cbm umbauter Raum bzw. 1.241,-- DM je fläche.

II. 4

## **Stand der Technik – Stillstand der Technik. Über den Zwangskonsum im Bauen**

(1992)

Das Thema kehrt immer wieder. Immer, wenn die Zahlungsfähigkeit von öffentlichen und privaten Haushalten an ihre absoluten Grenzen stößt und der Wohnungsbau zum Stillstand kommt, dann kommt man zu uns, den Wohnungsplanern, mit der alten Frage, ob wir das nicht alles viel billiger machen könnten. So war das schon 1927 mit der sogenannten „Wohnung für das Existenzminimum“, so war das nach Kriegsende, und so war das (in den Wirtschaftskrisen) 1974 und zuletzt 1982, und so geht das jetzt wieder los, wo die Zinsen nun wieder bei 10 % angekommen sind. „Ihr habt doch schon mal so billige Häuschen gebaut. Sowaß muß doch auch im Sozialen Wohnungsbau möglich sein. Mal ganz einfach, ohne Fliesen, Leitungen auf der Wand usw.“ Nun, meine Antwort habe ich schon in dem pessimistischen Titel gegeben, mit dem Stichwort „Zwangskonsum“. Wir sind und werden gezwungen, den bekannten Standard zu halten.

Wobei dieser Zwang stetig und von Jahr zu Jahr noch zunimmt. Haesler konnte 1927 bei seinen Stahlskeletthäusern in der Kasseler Rothenberg-Siedlung noch radikale und erfinderische Schritte zur Senkung der Baukosten machen. Da wurden Heuwickel zwischen die minimierten Walzträger geschoben. Das hält bis heute jetzt

schon 60 Jahre. Aber so etwas dürfen wir heute nicht mehr machen. Wir müssen den Stand der Technik einhalten, und der schreibt den Verbrauch technisch geprüfter Industrieprodukte vor, und zwar jeweils in Mengen, die immer für irgendeinen Extremfall berechnet sind, der alle paar Jahre wieder heraufgesetzt wird, so wie es ja auch lange im Straßenbau passiert ist. Wenn man hier also ernsthaft ranwill, das ist meine zentrale These, dann muß man das ganze System der Beschaffung von Bauleistungen unter die Lupe nehmen.

Ein erster Schritt in dieser Richtung ist – wie ich höre – vom Magistrat der Stadt Frankfurt getan. Ich möchte Ihnen einen zweiten vorschlagen. Denn eines ist klar: Hier im Bauwesen ist ein grausiger kleiner Hewelmann unterwegs, der nie genug kriegen kann: Der (wie in dem bekannten Kinderbuch) „Mehr, mehr!“ schreit und kopfüber kopfunter jetzt schon im Mercedes durch das Haus fährt. Neuerdings schreit er auch schon „öko – öko!“ weil er das für einen neumodischen Ausdruck für „mehr – mehr“ hält. Man muß diesem Wahnsinnigen ein Ende machen. Und die Stadt Frankfurt, die in den 20er Jahren schon einmal im Wohnungsbau beispielhaft vorgeprescht ist, könnte hier wieder eine Vorreiterrolle übernehmen. Dazu fordere ich sie auf. Doch bevor ich dazu Vorschläge mache, lassen Sie mich den „Zwangskonsum“ an konkreten Beispielen erläutern. Denn nur die Kenntnis dieses Konsum erzwingenden Systems läßt die richtigen Schlüsse zu und verschont uns Architekten vor der naiven Erwartung, wir könnten doch mit etwas schlichteren Konstruktionen das Kostenproblem in den Griff kriegen. Natürlich könnte man die Baukosten (die oft nur

noch 50% der Gesamtkosten ausmachen), radikal senken und Substandard-Wohnungen bauen, die womöglich besser sind als die normalen; aber das ist eine Revolution! Das muß man auch wollen und politisch durchstehen!

Das Verdienst, zuerst auf das kostentreibende Zusammenwirken staatlicher Stellen mit der Industrie zugunsten gesicherter Absätze hingewiesen zu haben, gebührt unserem verstorbenen Freund Klaus Novy, der 1978 (im Leviathan) die Geschichte dieses von ihm so genannten Zwangskonsums skizzierte. Danach beginnt sie mit dem Aufbau der kaiserlichen Kriegsmarine Ende des vorigen Jahrhunderts, wo einige von der preußischen Admiralität und den beteiligten Ministerien eingesetzte Herren sich regelmäßig mit Vertretern der Industrie, vor allem der Stahlbranche, zusammensetzten, um Qualitätsnormen für den Bau von Kriegsschiffen festzulegen. Man war staatlicherseits nämlich in der misslichen Lage, auf der Nachfrageseite nicht genügend technisches Know-how zu haben. Um nun wenigstens eine Meßlatte für die Bedarfsfeststellung zu haben, wurden hier Qualitätsnormen festgelegt. Nun kann man sich vorstellen, dass die Vertreter der Industrie, die ja hier nicht als Konkurrenten auftraten, im Zweifel immer für das etwas dickere Blech waren. Und die Ministerialbeamten, die ja nicht das eigene Geld dafür ausgeben mußten, waren froh, diese Fragen endlich prüfbar zu machen. Und so wurde dieser Herrenclub zum Anfang weiterer Ausschüsse, die alle im Auftrag der preußischen Verwaltung tagten und Qualitätsnormen festschrieben, die im Zweifel immer für ein bißchen mehr als für etwas weniger plädierten. Und eigentlich konnte anfangs doch niemand was dagegen

haben. Kein Wunder also, daß sich diese Arbeit schließlich zu einer Institution auswuchs, die in mehreren Tausend Normen ebenso die Größe, die Zusammensetzung und das Gewicht von Papierbögen festlegt wie die Ausstattungen von Bädern und die Querschnitte von Kanalrohren. So schön es ist, immer gleiche Papierformate oder passende Gewinde vorzufinden, beachte man aber auch, daß ausgerechnet die Höhe von Stoßstangen an Kraftfahrzeugen nicht genormt ist!

Die Deutsche Industrienorm ist nicht das einzige Instrument zur Konsumförderung. Inzwischen ist dieses System – im Bauwesen jedenfalls – dadurch noch verschärft, daß ein dichtes Regelwerk von Vorschriften und Durchführungsverordnungen zur jeweiligen Landesbauordnung den Handlungsspielraum für kostenmindernde Bautechnik immer weiter einengt. Allein die Regelungen, die die Anlage eines Treppenhauses eines Mehrfamilienhauses betreffen, sind etwa 30 eng beschriebene Buchseiten. Sie sind obendrein teilweise derart kompliziert, daß die Wächter der Bauaufsicht, die inzwischen auch nicht mehr durchblicken, im Zweifel lieber die sichere Auslegung wählen und dann mit grünem Stift entsprechende Verdikte in die Bauantragszeichnungen und in den Bauschein eintragen. Nehmen wir das Beispiel einer Maisonette-Dachwohnung im 3. Stock. Muß das obere Geschoß zusätzlich über das Treppenhaus erschlossen werden? Die Auskunft der Berliner Bauaufsicht war: Ja. Unsere Auffassung – nach stundenlangem Studium aller einschlägigen Regeln: Nein. Ich will Sie mit den Einzelheiten hier nicht langweilen. Aber behalten Sie bitte im Blick: stundenlanges Studium der Vorschriften. Erneute Bespre-

chung beim Bezirk mit unsicherem Ausgang. Am Ende sparen wir vielleicht ein Geschoß Treppenaufgang. Aber dafür haben wir auch 15 Stunden mit unsicherem Ausgang eingesetzt, die wir nicht bezahlt bekommen. 1500 DM für die Einsparung von DM 10.000. Nun geht es hier nicht nur um eine, sondern um 20 Treppen. Aber wenn jetzt noch großer Zeitdruck dazukommt, dann kann es sein, daß schon hier vermeidbare Kosten produziert werden, einfach weil niemand so ganz genau in kurzer Zeit durchblickt, und weil man sich späteren Ärger und Umplanungen sparen will.

Doch damit nicht genug: Auch die Bebauungspläne werden immer schwieriger. Die Unsitte hat zugenommen, daß man da alles mögliche hineinschreibt. Offenbar entdeckt hier manch ein Stadtplaner seine alte Liebe zur Architektur und macht sich daran, seinen Idealentwurf mit eng gezogenen Baugrenzen oder gar Baulinien und mit einer langen Reihe vertrackter Regeln über Dachform, Höhe des Kniestocks, maximale Sockelhöhe, Fensterform, Art und Ausmaß der Dachgauben usw. per Satzung zu verwirklichen. Angeblich um schlechte Architektur zu verhindern. Wenn wir dann mit etwas kommen, was da hinten und vorn kaum hineinpaßt, aber auch nicht schlechte Architektur ist, so heißt es: Ja, bei Ihnen machen wir da schon eine Ausnahme. Aber das geneigte Ziegeldach dieses verhinderten Architekten, vorgeschriebene Farbe rot bis rotbraun, das müssen wir doch bauen, obschon uns in diesem Vorstadtgetümmel nicht klar ist, welches öffentliche Interesse damit festgeschrieben wird. Wir sehen hier eher den Mißbrauch öffentlichen Rechts für die Durchsetzung privaten Geschmacks. Und die vielen Befreiungen, die erforderlich werden, kosten uns

wiederum zwei Reisen und zwei Sitzungen, die unser Privatvergnügen sind, und unseren Bauherrn ein paar Tausend Mark, die den Nebenkosten zugeschlagen werden müssen.

Das schlimmste aber ist doch der sogenannte „Stand der Technik“, der Jahr für Jahr umfassender von den Deutschen Industrienorm-Ausschüssen beschrieben und festgeschrieben wird. Alle Konstruktionen müssen diesem Stand der Technik entsprechen, will man im Schadensfall Regressansprüche abwehren. Es braucht nun niemand mehr über den Einzelfall nachzudenken. Stand der Technik ist, daß die Dichtung 15 cm über die Oberkante der angrenzenden Flächenabdichtung hochgezogen wird. Der Hinweis, daß hier gar kein Regenwasser oder Schnee hinkommt, weil die Fläche ja durch ein großes Dach überdeckt ist, verfängt da wenig. Es handelt sich nicht um einen geschlossenen Innenraum. Also kann sich hier Flugschnee sammeln und dann tauen und wieder frieren. „Und dann haben Sie das Wasser hinter der Dichtung und im Keller.“ – „Da ist aber kein Keller“, sagen wir. „Nur eine Tiefgarage.“ – „Tiefgarage? dann umso schlimmer! Das abtropfende Wasser nimmt Kalk aus der Decke mit, und schon haben Sie die Regressansprüche von Autofahrern, die eine neue Lackierung wollen!“ Da gibt man es auf. Und also wird 15 cm hoch gedichtet. Überhaupt das Dichten: Man könnte ein ganzes Buch schreiben mit dem Titel Dichtung und Wahrheit! In dieser Beziehung sind wir wirklich inzwischen nicht mehr ganz dicht: Stand der Technik bei Fenstern ist zum Beispiel, daß mit zwei Falzen gedichtet wird, wovon der innere eine an den Ecken verschweißte Gummidichtung aufnimmt. Da diese Dichtung so famos ist, daß schon Leute in solchen Zim-

mern erstickt sind, und weil der Wasserdampf nicht rauskann, gehen nun die Hersteller dazu über, aus dem nicht sichtbaren oberen Teil der Fensterdichtung wieder ein Stück herauszuschneiden. Andere bieten gleich eine besondere Lüftungsleiste unter der Fensterbank an, mit der man das Fenster für viel Geld wieder undicht machen kann. Es ist das schon von anderen Technikfeldern – z.B. dem Straßenbau – her bekannte Muster: Man erzeugt durch Regelung künstlich Probleme, zu deren Lösung man dann neue konsumtreibende Regelungen trifft, die ihrerseits wieder neue Probleme erzeugen, für die man dann neue konsumfördernde DIN-Rezepturen verschreibt.

Nehmen wir ein einfaches Beispiel: Balkone, die aus vernünftigen Brandschutzgründen nicht in Holz ausgeführt werden können und die oben durch ein weit auskragendes Pultdach überdeckt sind und die sich im übrigen gegenseitig wie üblich vor allzu viel Regen und Schnee schützen. Wir hatten deshalb glatt abgezogene Betonplatten vorgeschlagen, die über sogenannte Isolierkörbe mit den Geschoßplatten wärmebrückenfrei verbunden werden sollten. Zu gegeben nicht gerade eine sehr ansprechende Oberfläche. Aber schließlich hat man auf Terrassen oder auf Bürgersteigen auch Betonplatten, wenn auch als Pflaster, was sicher schöner ist. Quadratmeterpreis: ca. 90 DM.

Unsere Bauherren aber, die ihre Mieterschaft kennen, mochten sich damit denn doch nicht begnügen. Und so wurde vorgeschlagen, da eine Schicht Gußasphalt draufzubringen, was die Betonplatte vor Nässe und Frost schützt und eine etwas freundlichere Oberfläche herstellt. Jetzt sind wir bei etwa 150,- DM. Nun stellt

sich aber heraus, daß ein solcher Aufbau nicht DIN-gerecht ist, weshalb die Firma dafür keine Gewährleistung übernehmen will. Dichtungen müssen nach der einschlägigen Norm dreischichtig sein. Die ausführende Firma schlägt eine Ausführung vor, die zwar DIN-gerecht, aber sehr schadensanfällig ist, denn nun muß eine korrekte Wanne ausgeführt werden. Und das auf einem Balkon! Jetzt kostet der Quadratmeter schon weit über 200,-DM, mehr als das Dreifache von dem anfänglichen Vorschlag. Übrigens wußten Sie, daß für Balkone eine erhöhte Traglast von  $350 \text{ kg/m}^2$  gerechnet werden muß statt der in Wohnungen üblichen  $250$ ? Stand der Technik ist nämlich seit Nachkriegszeiten, daß auf den Balkonen (auch zentralgeheizter!) Häuser Briketts gelagert werden. Immer ein bißchen mehr, nie ein bißchen weniger! Verbrauchsnormen sind irreversibel !

Sie werden, soweit Sie selbst praktizierende Architekten sind, genügend ähnliche Beispiele für diesen kostentreibenden Wahnsinn kennen. Nur noch ein paar Beispiele: Früher baute man mit einem Beton „B150“, heute würde man sagen B15, also einem Beton mit der Festigkeit um ca.  $150 \text{ N/mm}^2$ . Damit ist z. B. auch der Sichtbeton aus den 50er Jahren hergestellt, der dicht neben einer stark befahrenen Kasseler Durchgangsstraße trotz Schadstoffbelastung und Bewitterung (es handelt sich um die Westseite des Kasseler Theaters) nunmehr über 30 Jahre überdauert hat. Heute ist der Einbau von Betonen einer viel höheren Festigkeit üblich: z.B. B 25, manchmal auch schon B 30. Man sollte meinen, daß damit nun die Wände und Stützen dünner gebaut werden können, aber nein doch: Die höheren Festigkeiten führen zu

einer sehr viel stärkeren Schwindung, und die damit verbundene verstärkte Rißbildung läßt trotz Zuschlägen Wasser tiefer eindringen, sodaß die Bewehrungen korrodieren und Teile durch Eis abgesprengt werden können. Deshalb sieht die neue DIN jetzt größere Überdeckungen vor: statt früher 3 heute 4 cm. Das ist wieder DIN-Logik: Höhere Festigkeit führt zu einem immensen Mehrverbrauch! Überdies wird Sichtbeton heute gestrichen. Statt einfach wieder Betone geringerer Festigkeit zu empfehlen, dreht sich so die Unsinnsmühle zugunsten höheren Verbrauchs immer weiter.

Ein Thema dieser Art ist auch der Holzschutz. Tatsächlich haben wir heute auf dem Bau kein gutes, nämlich im Winter geschlagenes und geflößtes Bauholz mehr. Auf dem Holz, heißt der Spruch beim Bau, haben vorgestern noch die Spatzen gezwitschert. Das führt nach dem Einbau zu starken Rissen und dann bei konstruktiv ungünstigen Bedingungen zu Schädlingsbefall und Fäulnis. Um dem vorzubeugen, wird Holzschutz mit allen möglichen Chemikalien getrieben, deren Wirksamkeit in dem Maße wächst, wie sie giftig sind. Dabei ist die Giftigkeit nicht etwa auf die Schädlinge und Fäulniserreger begrenzt: Es wird wiederum der Teufel mit dem Beelzebub ausgetrieben. Denn jetzt haben wir Holz, das "entsorgt" werden muß und nicht mehr verbrannt werden darf und das schon in eingebautem Zustand ein unkalkulierbares Risiko für die Bewohner darstellt. Da wird heftig drauflos „imprägniert“ und „versiegelt“, und wer erst einmal damit angefangen hat, muß von da ab – jedenfalls im Außenbereich – regelmäßig den Anstrich erneuern, will er eine unansehnliche Fleckigkeit oder das Ablät-

tern der Beschichtung verhindern. Der (gesundheitsschädliche) Konsum ist auf Jahre gesichert. An dieser krankmachenden Bauchemie sind vor allem die gefürchteten Instandhaltungskosten schuld. Die müssen natürlich berücksichtigt werden. Doch wird auch bei diesem Thema leider oft wieder allzu pauschal und damit kostentreibend verfahren. Soweit es nicht um tragende Hölzer geht, kann man im Außenbereich so konstruieren, daß man das Holz, wenn es von Fäule befallen ist, ohne großen Umstand ersetzen kann. Das ist mit Blick auf das Kleinklima und die Lebensbedingungen – nicht nur die menschlichen – und eine spätere Verbrennung in vielen Fällen – nicht in allen – sinnvoller als chemischer Holzschutz. Jedenfalls sollte man aufseiten der Baugesellschaften das Thema Reparatur nicht weiter so tabuisieren. Doch das ist ein Thema für sich.

Ein letztes Beispiel: Stand der "Konsumtechnik" ist auch, daß alles Regenwasser schleunigst im Kanal zu verschwinden hat. Oberirdische Gerinne mit kleinen Rückhaltebecken zwischendrin sind – nichteinmal für die documenta urbana – durchsetzbar. Das Wasser wird angeblich zum Vorfluten dringend benötigt. Außerdem erhöht sich bei offen geführtem Wasser angeblich die Unfallgefahr. Die Folge davon ist natürlich, daß bei jedem größeren Regen einige Stadtteile unter Wasser stehen und – was noch schlimmer ist – daß dann der ganze mitgetragene Umweltschmutz am Klärwerk vorbei direkt in den Fluß gespült wird. Aber deshalb brauchen wir nicht etwa mehr offene Gerinne, mehr Regenrückhaltung für Betriebswasser und mehr rückhaltende Dachgärten, natürlich nicht: Alles Unsinn! Jedenfalls wenn es nach den Tief-

bauern in den Ämtern und ihren Vettern außerhalb geht. Was wir brauchen, sind neue und größere Kanäle und größere Klärwerke! Nur in Mannheim-Vogelsang ging es ausnahmsweise anders. Dort nämlich schaltete sich der Ministerpräsident persönlich ein und forderte eine „ökologische“ Entwässerung. Alle Bedenken der Tiefbauer wurden hier einfach per Oktroi von ganz oben beiseite gewischt. Herr Späth wünschte es so und nicht anders. Und siehe da: Es geht auch so. Natürlich geht es auch so! Es ginge alles viel einfacher und kostengünstiger und umweltschonender. Aber versuchen Sie das mal alleine, ohne Ministerpräsidenten!

Und wenn es nicht einmal die Vorschriften und Normen sind, die diesen gewaltigen Konsum zwangsweise verursachen, dann sind es am Ende in vorauseilendem Gehorsam die Bauherrn oder sogar die Mieter selbst, die solche Standards freiwillig einklagen. Da wird wandhoch gefliest, sodaß die Wand überhaupt keine Feuchte mehr aufnehmen kann und diese sich dann vermehrt an den Schwachpunkten der Außenwand niederschlägt. Weil immer wieder Beschwerden von seiten der Mieter über die „Bläschen“ im Beton kommen, werden von vielen Baugesellschaften selbst in Sozialwohnungen die Betondecken nicht nur gespachtelt, nein – auch noch tapeziert! Sozialer Wohnungsbau! Die tapezierten Wände und Decken werden dann mit Dispersionsfarben gestrichen, der Fußboden gefliest, versiegelt, als gelte es, antiseptische Operationssäle herzustellen! So ist am Ende die Dampfaufnahmefähigkeit aller Oberflächen stark reduziert, die Fenster sind dicht, die Wände gut gedämmt: Da schlägt sich das Wasser natürlich an

irgendeiner schlecht belüfteten Stelle nieder. Schimmel! Kein Problem: Dagegen haben wir doch produktgeprüfte Farbbeschichtungen. Nun kriegt das Kind zwar rote Flecken und furchtbaren Juckreiz, aber der Schimmel ist weg und die Wohnung wieder absolut auf dem Stand der Technik. Alle die Kleber, Imprägnierungen, Beschichtungen, Versiegelungen brauen, wie von einer großen Illustrierten kürzlich mit Titelgeschichte drastisch vorgeführt, mit teilweise fabrikneuen chemisch hergestellten Dämm- und Werkstoffen ein teuflisches Gemisch chemischer Gifte in der Raumluft zusammen, daß sich eigentlich niemand über die rasante Zunahme von Allergien und Neurodermitis wundern sollte. Der Stand der Technik und das anezogene Konsumverhalten der Leute, vor allem ein oft schon pathologischer Putzfimmel, stellen nicht nur eine geradezu irrsinnige Verschwendung und Verschmutzung dar, sie machen die Leute auch noch krank. Womit wir hier wieder die bekannte Situation wie beim Autoverkehr haben, der als technisches Gesamtsystem ja nie eine TÜV-Prüfung mit Erfolg bestehen könnte. Darüberhinaus setzt dieser vermeidbare Mehrkonsum einen riesigen Aufwand an Herstellungs- und Transportenergie in Gang.

Ich mag nicht gern den Moralapostel und einsamen Rufer in der Wüste spielen. Die meisten von Ihnen kennen selbst diese Probleme. Aber ich wende mich nach außen an die Öffentlichkeit, wenn ich sage, daß es einfach nicht angehen kann, daß wir einerseits immer von „sozial“ und „öko“ reden, aber täglich immer so weiter machen wie bisher, zu Lasten der übrigen Welt und zu Lasten der Lebensbedingungen auf diesem Globus. Mir jedenfalls

macht das Bauen hier keinen Spaß mehr. Ich sehe kaum noch Bauherren, die Kampfgeist haben und wirkliche Unternehmer sind, damit meine ich Leute, die erkannte Mißstände mit Risikobereitschaft und Phantasie angehen. Stattdessen immer nur Sesselfurzerrei und Angst bis zur Hysterie.

Unser Beruf wird auch immer mehr von seiner Basis getrennt. Die meisten Kollegen, die was auf sich halten, haben sich ganz auf Gebäudedesign verlegt. Die bohren viele Löcher in die Walzträger, als gelte es, die Bauten zum Fliegen zu bringen, oder hängen Grabsteinplatten vor die Wände, was ja auf dem Zeichenbrett auch alles sehr erhaben wirkt und deshalb auch viel angesehen ist als Wohnhausplanung. Aber Ingenieurarbeit, also richtiges An-der-Kosten/Nutzen-Front-arbeiten, wird uns eigentlich nicht mehr abverlangt. Auch die Projektanten, also die Fachingenieure, mit denen wir arbeiten müssen, sind längst keine richtigen Ingenieure mehr. Die kennen nur noch ihre DIN-Vorschriften und ihre Bedarfstabellen. Alles geht so seinen D!N-formatierten Kriechgang.

Jede Dummheit kann man bezahlen. Je mehr Geld da ist, desto dümmer. Bis dann wieder gar nichts mehr geht. Und das alles wird begleitet von einem hysterischen Geschrei über Formaldehyd, Kieselrot, Asbest, Wohnungsnot, Sankt Florian. Was für erbärmliche Zustände! Ich sage Ihnen, wenn man diese Szene noch zuweilen von einer Baustelle in einem Dritte-Welt-Land aus beobachtet, wenn man sich von dort aus diese Diskussionen hier anhört, kommt fast so etwas wie Verachtung hoch, können Sie sich das vorstellen? Wie peinlich, wie peinlich!

Also sollten wir etwas tun. Aber was? Ich mache jetzt einen Vorschlag. Einen ersten Vorschlag. Er ist sicher in vieler Hinsicht noch nicht gut durchdacht. Also zerreißen Sie ihn deshalb nicht gleich in der Luft. Der Vorschlag gibt nur eine Richtung an. Er skizziert einen Ausweg und appelliert an Ihre Phantasie, an Ihren juristischen und taktischen Verstand, ihn zu verbessern und zu ergänzen. Der Vorschlag besteht aus vier Elementen.

**1. Die Stadt Frankfurt beruft – wie die Stadt Salzburg für die Stadtarchitektur – einen Gutachterbeirat für Wohnbauqualität aus zwei bewährten auswärtigen Architekten, einem bekannten Haustechnikfachmann, einem ebenso aufgeschlossenen Prüfstatiker und einem taktisch erfahrenen Brandschutzpraktiker.** Diesem 5-köpfigen Gremium sind alle Werkpläne für städtische Wohnbauprojekte vorzulegen. Dabei erläutern die Architekten besonders die Stellen, wo sie Abweichungen vom Stand der Technik vorgesehen haben. Von dieser Besprechung wird ein Protokoll erstellt. Für Konstruktionen, die hierin vom Beirat genehmigt sind, verzichtet die Stadt auf Gewährleistungsmängel, die auf die Planung zurückzuführen sind. Projekte, die diesem Beirat noch zu aufwendig erscheinen, erhalten keine Förderung. Es ist sicherzustellen, daß die Mittelfreigabe durch die HeLaBa an diese Vorprüfung gebunden wird.

**2. Zur Vereinfachung des Verfahrens erstellt die Stadt nach und nach einen Katalog solcher Konstruktionen, die das Kosten-Nutzen-Verhältnis nach Meinung des Beirats erheblich verbessern können.**

Sie knüpft damit an die Tradition der 20er Jahre an, wo die Stadt Frankfurt schon einmal eine eigene, fortschreibbare Norm für ihren Wohnungsbau entwickelt hatte. Doch wichtig: Diese Norm darf niemals die Einzelfallprüfung ersetzen.

**3. Je 1% der reinen Baukosten und somit etwa 1/20 von der Kostenminderung, die so erwirtschaftet wird, gehen in einen Fond, der – durch EG-Mittel vervierfacht (!) – für Wohnprojekte Frankfurter Partnerstädte in der Dritten Welt oder in Osteuropa zur Verfügung gestellt wird.**

Wenn sich also in Zukunft jemand über Bläschen in seiner Betondecke beschwert, so soll er erfahren, daß dies ein Beitrag für ein Dach über den Kopf anderswo ist. Ich erlaube mir hier sozusagen in Klammern anzumerken, daß bei einem derzeitigen jährlichen Kapitalrückfluß von 50 Billionen Dollar aus der Dritten Welt an die Geberländer des Internationalen Währungsfonds sich hier eigentlich niemand wundern sollte, wenn bald Zigtausende von dort bei uns auf der Matte stehen, die dann aber auch nach hiesigem Standard untergebracht werden müssen.

**4. Alle nach diesem Verfahren erstellten Wohnhäuser kriegen eine Art Prüfplakette, die sie für Außenstehende als „Frankfurter Qualitäts-Wohnungsbau“ ausweisen und auf dem die Verknüpfung des Projekts mit einem in der Dritten Welt dargestellt ist.**

Dieses Verfahren ist nicht teuer. Geht man davon aus, daß nach versierter Vorprüfung durch die Verwaltung oder ein außenstehendes Büro in zwei Sitzungstagen ein Bauvolumen von 30 Mio. DM reine Baukosten geprüft werden kann und daß 10-25% reine Baukosten eingespart werden können, so könnte in einer solchen Sitzung ein vermeidbarer Konsum von 3–6 Mio. DM eingespart werden, bei einem Aufwand an Spesen, Honoraren und Verwaltungskosten von ca. 30.000 DM. Ein Prozent der reinen Baukosten, also 300.000 DM, würden durch EG-Hilfe zu 0,8 Mio \$, wovon in einer tropischen Dritten Welt-Partnerstadt ca. 100, ca. 25 Wohnungen gebaut werden könnten. (...)

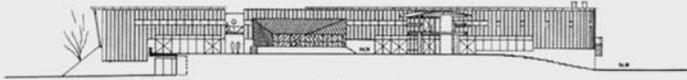
Dieser Frankfurter Qualitätswohnungsbau wäre ein mutiger Schritt. Ein Anknüpfen an eine große Frankfurter Tradition. (...) Sicher gäbe es Fälle, wo man die Erfahrung macht, daß es so doch nicht geht und wo sich zeigt, daß die konventionelle Lösung doch die bessere ist. Hier sind dann Reparaturen fällig Doch ein paar größere Reparaturen irgendwo sind immer noch besser als dieser blinde, aufgeblasene und schädliche Verbrauch überall und immer. Und wir würden dabei etwas lernen! Wir könnten so die Bautechnik durch Versuch und (manchmal) Irrtum voranbringen und die mit dem Bauen verbundenen externen Schäden reduzieren!



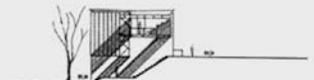
Schnitt 1-1



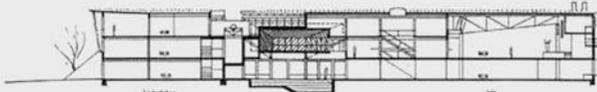
Schnitt 2-2



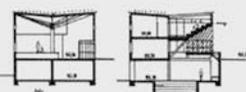
Schnitt 4-4



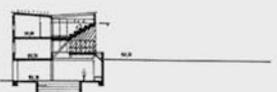
Schnitt 5-5



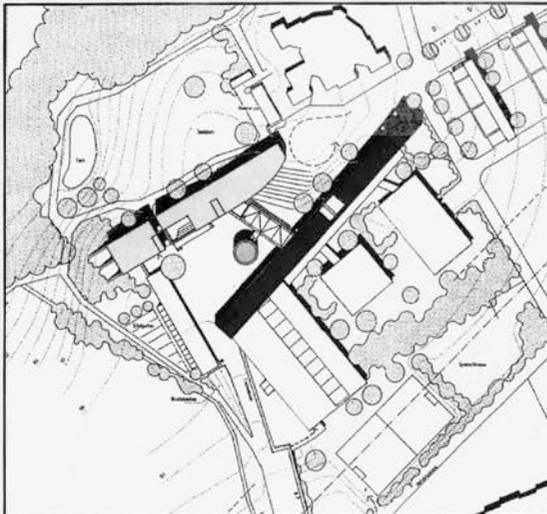
Schnitt 3-3



Schnitt 7-7



Schnitt 8-8



**In der Wohnwüste der  
Peripherie müssen Schulen  
Stadt-Kerne sein**

Grundschule mit Kindertreff,  
Freilichtbühne, Medienturm,  
Schwimmbad und Großem Saal  
in Minden/Westfalen  
(Baufrösche 1993: Wettbewerbs-  
beitrag)

II. 5

## **Architektur einsparende Energiesparlügen**

(1994)

Der Graf von Münchhausen, auch Lügenbaron genannt, der zu seiner Zeit und in seiner Gegend im Weserbergland großes Aufsehen mit seinen kaum glaubhaften Kriegsabenteuern aus Russland zu erregen wusste, hätte heute nichts zu lachen. Denn Lügengeschichten sind unser Alltag. Wir leben mit ihnen. Sie kommen allabendlich ins Haus. Unsere Sprache hat sich darauf eingestellt. Wir leben in einem Zeitalter, da reißt der gefilmte Ritt auf einer Kanonenkugel kaum noch jemanden vom Hocker. Politiker vermuten nichts mehr, sie "gehen davon aus", daß etwas so oder so sei. Sie machen aus einer unsicheren Vermutung eine sichere Behauptung. Und wer zufällig selbst irgend ein Ereignis genau kennt, über das in den Medien berichtet wird, sieht plötzlich mit Erstaunen, welche Bären uns da aufgebunden werden, wie das Tatsachen-Material, das wir genau kennen, so trickreich gemischt wird, daß daraus eine neue Lügengeschichte wird.

Eine der dabei wesentlichen Techniken ist das Schneiden. Das Nachrichtenmaterial wird zunächst elektronisch in Einzelteile zerschnitten. Die Ausschnitte werden danach in einen bestimmten, ganz neuartigen Zusammenhang gebracht und ergeben so die beabsichtigte Lügengeschichte. Ein Beispiel: Die Umweltministerin Niedersachsens fährt in Urlaub, und zwar umweltfreundlich mit der Bahn. Ihre Pressereferentin sorgt dafür, daß diese Nach-

richt ins Fernsehen kommt. Es ist eine Lügengeschichte, entstanden durch Schneidetechnik. Abgeschnitten von der Nachricht ist die dazugehörige Tatsache, daß das umfangreiche Gepäck unserer Frau Minister mit dem Dienstwagen hinterhergefahren wird. In diesem Fall wurde der Schnitt nicht vom Fernsehen, sondern von der Pressereferentin vorgenommen. Ein zweites Beispiel: Nach einer Auskunft des statistischen Bundesamtes verteilt sich der jährliche CO<sup>2</sup>-Ausstoß eines reisenden Bundesbürgers auf die verschiedenen Verkehrsmittel wie folgt: Auto: 90%. Bahn 5%. Flugzeug:(man höre und staune): nur harmlose 3,9%. Nur Schiffsreisen sind mit 1,1% noch klimafreundlicher. Obwohl einige Annahmen klein gedruckt dabeistehen und den Eindruck von Seriosität vermitteln, handelt es sich um eine Lügengeschichte im Stile des Barons von Münchhausen. Erfasst ist nämlich nur die Mobilität innerhalb der Grenzen des Bundesgebiets. Ansonsten wäre der Skandal erkennbar, daß die Bundesbürger durchschnittlich den etwa 7fachen Schaden mit ihrer durchschnittlich einen Flugreise anrichten, und das meist auch nur zum Vergnügen. Statistische Schneidetechnik.

Aber um auf unser Thema hier und heute zu kommen: Ich bin der Meinung, daß wir aufpassen müssen, daß wir uns nicht auch mit unseren fachlichen Erkenntnissen zu solcher drittmittelwirksamen Schneidetechnik drängen lassen. Und keine andere Disziplin im Bereich der Bauwissenschaften – außer meiner eigenen, der Architektur selbst (darauf komme ich gleich noch) – keine andere Disziplin ist in dieser Hinsicht so gefährdet und so lügengeschichtsträchtig wie die des Energie sparenden Bauens(...). Schon

ist mit den Sollwerten der neuen Wärmeschutzverordnung eine Schwelle überschritten, bei der jetzt eine ganze Lawine von Folgeaufwendungen für die Vermeidung von Kondensationsschäden und Lüftungsverlusten bis in den Bereich des Städtebaus losgetreten wird, die vorher – jedenfalls im Wohnungsbau – alle noch nicht erforderlich waren. Und es scheint mir – oder neudeutsch: "ich gehe davon aus", daß niemand zuvor die Folgen und ihre externen energie- und allgemein kostenwirksamen Effekte abgeschätzt hat. Mein Verdacht ist einfach der, daß es a) letztlich nur wieder zu einer Förderung des Verbrauchs kommt – auch des Energieverbrauchs und b) zur Etablierung einer neuen Schutz-Bürokratie (neben Natur- und Denkmalschutz dann in Zukunft auch noch Wärmeschutzämter. Vorformen davon haben wir schon), die diesen neuen Zwangskonsum kostentreibend kontrolliert. Statt Politik – Verordnung: diese treudeutsche Methode treibt immer nur neue Wasserköpfe hervor, ihr vorgebliches Ziel erreicht sie nie.

Die lügnerische Schneidetechnik dabei würde folgende Schnitte anwenden: (Erstens) – wie bei der vorhin zitierten Mobililitätsbilanz – den geographischen: Betrachtet werden nur die Ergebnisse und Verläufe im Inland. Obwohl es – etwa mit Blick auf das Klima – sicherlich sehr viel dringlicher wäre, die jetzt nach der neuen WS.Vo zusätzlichen Dicken an Wärmedämmung zuerst einmal dafür einzusetzen, daß vor allem bei unseren östlichen Nachbarn damit die ärgsten Löcher gestopft werden. Die ersten fünf Zentimeter Dämmung wären dort – als Erstmaßnahme – rein rechnerisch etwa 4mal so wirksam wie hier die zusätzlichen fünf zu den 10cm, die wir nach der alten DIN eh schon hatten. Aber jeder

kehrt nur vor seiner eigenen Tür. Die Weltgesellschaft ist zwar längst *eine* auf diesem kleinen blauen Planeten, aber sie befindet sich im Zustand Europas vor den Religionskriegen: eine barocke Kleinstaaterie, aus der allenfalls die Großfürstentümer ihren Nutzen ziehen. Der arme Umweltminister, der gerade dabei ist, das Lügenmärchen vom verringerten CO<sup>2</sup>-Ausstoß dank Katalysator-Technik noch eben vor den Wahlen in die Haushalte zu bringen, er kann ein Lied davon singen, wie schwierig es ist, grenzüberschreitende Politik zu machen. Also ziehen wir uns mit der üblichen Spießermoral aus diesem Chaos zurück und dämmen unser kleines Häußchen mit deutscher Gründlichkeit und ohne Rücksicht auf Verluste.

Die zweite Art Schneidetechnik dabei ist seit eh in allen Ingenieurwissenschaften beliebt: Es werden alle Parameter aus der Betrachtung herausgeschnitten, die nicht exakt quantifizierbar sind. Nicht-quantifizierbarkeit ist besonders deutschen Ingenieuren ein Greuel. Bei den Bauingenieuren z.B. genierte man sich jahrzehntelang nicht, Tragwerke so zu zeichnen, daß sie zwar am Aufwand gemessen nicht optimal, dafür aber "statisch bestimmt" und folglich berechenbar waren. Im Falle des energiesparenden Bauens verfährt man ähnlich: In die Energiesparbetrachtung einbezogen werden Faktoren, die messbar sind, nicht aber solche, die schon begrifflich nicht einfach zu erfassen sind wie z.B. solche des sozialen Verhaltens, der für den Betrieb eines Systems wichtigen Gewohnheiten und Motivationen. Etwas überspitzt gesagt wären beispielsweise Forschungen über den Zusammenhang von Formen

des Zusammenwohnens einerseits und Ehescheidungen andererseits im Ergebnis vielleicht sehr viel relevanter für die Einsparung von Heizenergie und Zweitwohnungen als die Untersuchungen von Wärmewanderungen in Konstruktionen usw. Womit ich nicht sagen will, daß die Bauphysik sich zukünftig auch noch mit Beziehungskrisen beschäftigen sollte, wohl aber, daß sie sich und ihre Auftraggeber – hier an der Hochschule auch ihre Studenten – über solche Zusammenhänge und die Relevanz des eigenen Forschungsfeldes besser informieren sollte. Was meine Arbeit als Architekt betrifft, so geht sie jedenfalls sehr stark von der Annahme aus, daß Energiesparen wie überhaupt Umweltschonung zuallererst einmal eine Frage nach dem sozialen Verhalten und der Organisation des Zusammenlebens ist und dann erst eine von Naturwissenschaft, Technik und Bauaufsicht. Um ein konkretes Beispiel zu nennen: Eine Forschungsfrage von Bauphysik und Haustechnik ist heute die nach dem Zusammenhang von Siedlungsform und zentraler Wärmeerzeugung: Also etwa Kriterien für die Wahl einer Wärmeerzeugungstechnik und die Zahl der Wohneinheiten, die davon optimal versorgt werden können. Dieser Begriff von Optimalität schneidet das Kriterium, um welche Art Wohnungen es sich handelt, Sozialmiete oder Eigentum, aus der Betrachtung heraus und führt dann im Ergebnis zu technisch richtigen aber sozial nicht akzeptierten und deshalb im Ergebnis schlechten Lösungen. Ein zweites Beispiel: Orientierung der Wohnungen: Wärmebilanzen von nord/süd- bzw. west/ost-orientierten Wohnungen. Hier stellt sich schnell heraus, daß eine Südorientierung bei Niedrigenergiehäusern Wärmegewinne von bis zu 6%

bringt, je nach Gebäudegeometrie usw.. Interessant. Aber dieses Ergebnis wird nun mit seinen klinischen Laborbedingungen herausgeschnitten und zur Anwendung empfohlen. Die geradezu verheerenden städtebaulichen und sozialen Folgen einer solchen Empfehlung (reine Zeilenerschließung, fehlende Straßenräume etc.) bleiben aus der Betrachtung ausgeblendet, werden weg geschnitten.

Die dritte Art des Schneidens hängt mit der zweiten zusammen. Es ist die symbolische: die Ergebnisse der Forschung müssen präsentabel und politisch verwertbar sein. Nur so kommt man an die ganz großen Futtertöpfe mit saftigen Drittmitteln. Und dafür bietet sich meine Zunft allemal an. Ein hübsch verrücktes, rundes Solarhäußchen am Stadtrand ist allemal besser als ein kompaktes, stinknormales Mehrfamilienhaus. Dabei könnte eine komplex arbeitende Bauphysik in jedem dieser Fälle vorrechnen, daß die Multiplikation dieses Modells den Verbrauch an Herstellungs- und Mobilitätsenergie nicht verringern, eher vermehren würde. Allein die Tatsache, daß jemand auf seinem Grundstück "freistehend" baut, ist in der massenhaften Kopie gleichbedeutend mit höherem Landschaftsverbrauch, mit vermehrter Bodenversiegelung und infolge davon größeren Verbräuchen für die Abwassertechnik, heißt natürlich auch mehr Straßennetz, höheres Verkehrsaufkommen, von dem baulichen Mehraufwand garnicht zu reden, und ein Verlust an sozialer Dichte. Aber an solchen komplexen Sachverhalten ist die Politik nicht interessiert. Sie will nur nachweisen, daß sie Gelder für Energiesparforschung sinnvoll ausgegeben hat. Und da ist es allemal besser, wenn am Ende so ein verrücktes

Solarhäußchen mit hohem Aufmerksamkeitswert über die Bildschirm flimmert. Auch das Wort "Solar-" im Titel eines Forschungsantrags ist ein duftendes Parfüm, das seine Wirkung tut und deshalb auf die Forschung ebenso wie auf die Architektur zurückwirkt. Da reiten immer mehr Lügenbarone auf solaren Kanonenkugeln durch die Medien. Nur ändern, liebe Freunde, ändern tut sich garnichts. Der CO<sub>2</sub>-Ausstoß bleibt, wenn ich den Ergebnissen des Freiburger Öko-Instituts mehr vertraue als denen des eifrigen Herrn Töpfer – der gleiche, und der Energieverbrauch pro Kopf der Bevölkerung ist – konjunkturbereinigt – auch noch nie geringer geworden. DIN-Vorschriften und technische Verordnungen waren in diesem Land immer nur ein Vehikel zu staatlicher Konsumverordnung und zur Verdrängung<sup>1</sup> oder Fernhaltung von neuen, kostensparenden Ingenieur-Ideen vom Markt, immer zugunsten der eingeführten Produkte und zugunsten des "Standes der Technik"(s. hier II.4).

Bitte verstehen Sie mich nicht falsch: Ich sage nicht, daß die Bemühungen um energiesparendes Bauen nutzlos wären und daß wir unsere Studenten nicht für diesen Aspekt interessieren sollten. Immerhin waren es die Baufrösche, die in Hessen die ersten Niedrigenergiesiedlungen gebaut haben und 1983 eine erste Gemein-

<sup>1</sup> Daimler-Benz-Chef Etzard Reuter spricht in diesem Zusammenhang sogar von einem "Schweigekartell deutscher Oberingenieure" (in DIE ZEIT vom 13.1.95): "...gestehe ich die Notwendigkeit ein, den gleichsam systemimmanenten Fehler einer Umweltpolitik, die allein auf das Ordnungsrecht setzt, auszumerzen: Es ist nicht die Fülle der Gesetzesvorschriften, es ist vielmehr der mangelnde Anreiz, mehr für den Umweltschutz zu tun, als gesetzlich vorgeschrieben, ein Phänomen, das zuweilen boshaft als "Schweigekartell der Oberingenieure" beschrieben wird."

schaftsheizung mit Brennwerttechnik. Wir haben uns deshalb auch nicht an dieser Unterschriftensammlung von Architekten gegen die Wärmeschutzverordnung beteiligt. Die ging uns zu weit. Natürlich sollten wir uns um Methoden kostengünstiger Energieeinsparung bemühen, und ich bin froh, daß mein Kollege Hausladen gerade an Forschungen in dieser Richtung interessiert ist. Ich warne einfach nur davor zu glauben, man könne in Deutschland per Verordnung das Sparen und die Begrenzung des Wachstums einführen. Und ich warne davor, daß diese Bemühungen dann doch wieder nur zum Selbstläufer werden und in der Anwendung dann ein billiger Ersatz für gute, nämlich komplexe Architektur, die nicht nur einen, sondern sehr viele solche Aspekte zu einem Kompromiss zusammenführen muß. Ich möchte Ihnen das am Schluss dadurch erläutern, daß ich darstelle, welche Kompromisse und welche Lügengeschichten wir in der Auseinandersetzung mit diesem Aspekt und den vielen anderen, die wir verfolgen, machen müssen.

**1. Ein wichtiger, aber oft gegenläufiger Aspekt ist der der gestuften Erschließung.** Darunter verstehen wir eine Wohnungserschließung, die zwischen Räumen verschiedener Öffentlichkeits- und Zugänglichkeitsstufen deutliche Grenzen zieht und die Abstufung der Personenzahl, die für diese Stufen sozusagen Schlüsselgewalt haben, in eine bestimmte Proportion bringt. Es hat sich herausgestellt, daß dieser Aspekt für die Wohnsituation – vor allem für die Bildung funktionierender Nachbarschaften – von großer Bedeutung ist. Die für alle zugängliche, öffentliche Straße soll deutlich vom nur für einen bestimmten Kreis von Menschen

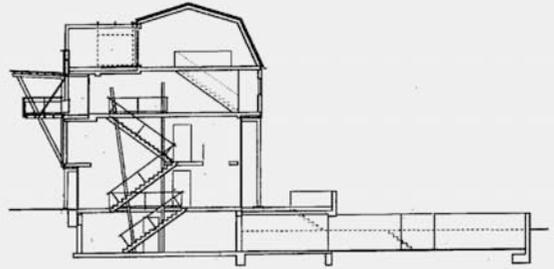
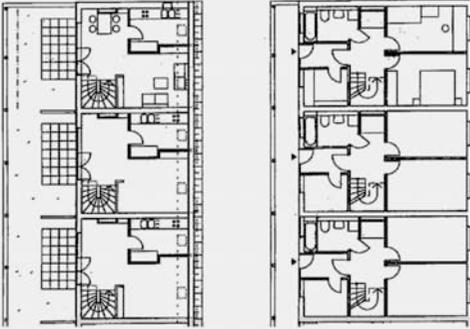
zugänglichen Treppenhaus getrennt sein und dieses wiederum deutlich von der daran liegenden Wohnung, in der wiederum die Zimmer einen hohen Grad von Privatheit und Selbstständigkeit haben sollen. Der Bereich vor dem Haus soll deutlich getrennt sein von dem privateren hinter dem Haus usw. Dieser Aspekt drängt in die traditionelle Richtung, die Straßenräume beidseitig mit Häusern oder Hauszeilen zu begrenzen und so geschützte Freiräume hinter den Häusern zu formieren. Und das wiederum bedeutet, daß man sogenannte Doppelzeilen bevorzugt vor Zeilen: also lieber: Haus—Straße—Haus und wieder Haus—Straße—Haus anstatt Haus—Straße—Haus—Straße. Das aber bedeutet auch, daß man die reine Südorientierung einer Siedlung – jedenfalls unter diesem Aspekt der gestuften Erschließung – möglichst meidet. Als Preisrichter sehe ich aber landauf landab wieder diese einseitigen Zeilensiedlungen, meistens provoziert durch Ausschreibungen, an denen Bauphysiker mitgewirkt haben.

**2. Ein anderer wohnungsbaulicher Aspekt ist das Problem der Lastabtragungsrichtung der Decken:** quer oder längs zur Außenwand. Aspekte des Schallschutzes und der Möglichkeit, die Wohnungsgrößen sehr fein variieren zu können, sprechen für eine Tragrichtung quer zur Außenwand. Dabei werden also beide Außenwände und eine Mittelwand belastet. Der Energiespar-Aspekt führt aber in die umgekehrte Richtung: Tragende Schotten und vorfabrizierte, hoch wärme gedämmte Außenwände. Tragende Schotten legen nahe, die Decken über mehrere Felder durchzuspannen. Dabei bieten sich Stützweiten von um die 6 m an. In

einer solchen Tragstruktur wird es sehr schwierig, Wohnungsgrößen zu variieren, da die tragenden Querwände immer übereinanderstehen müssen. Es gibt starke Probleme mit dem Zuschnitt der Zimmergrößen und obendrein verschiedene Schallschutzprobleme, die beim klassischen Dreiwandtyp alle nicht auftreten. Bisher hatten wir hier noch Entscheidungsfreiheit. Die neue WärmeschutzVO läßt uns hier aber kaum noch eine Wahl.

**3. und letztes: Wohnarchitektur und Architektur überhaupt stellen hohe Anforderungen an die äußere Hülle eines Gebäudes:** Sie soll mindestens dicht über dem Boden einen festen Sockel haben, sie soll vor- oder zurückspringen, Nischen und Loggien bilden, Gesimse oder Balkone herauschieben, sie soll hier steinern und fest sein und dort durchsichtig und fragil. Folgt man dem Aspekt des Energiesparens bei begrenzten Kosten, so gehen alle diese Ansprüche gerade in die falsche Richtung. Niedrigenergiehäuser haben eine Neigung zu Rundlichkeit bis Fettsucht. Jeder Vor- und Rücksprung bringt Verluste und Gefahren. Fester Stein ist ein guter Wärmeleiter: Deshalb legt sich über alles ein ekliger Mantel aus Dämmstoff. Wo nicht, müssen wir diesen Pullover mit Bewehrungen aus Edelstahl durchstoßen. Alles, was Architektur so fest und verlässlich gemacht hat: Betonstützen und wohl gefügtes Mauerwerk, alles wird nun Tapete: ein modernes Lügenmärchen über Hartschaum und Edelstahl. Inzwischen versuchen wir, aus der Not eine Tugend zu machen. Wir hängen unsere Balkone von oben ab. Wir blenden falsche Stützen vor. Wir wechseln die Dämmseite, wo die Nutzung es zulässt, im Sockelgeschoss. Gerade bauen wir

in Hannover-Marienwerder ein 150 m langes, viergeschossiges Wohnhaus, Nord-Süd stehend, also mit Ost- und Westfassade, von dem alle sagen werden, es sei ein viergeschossiger Holzständerbau mit tragenden Holzstützen! Aber wie haben die Baufrösche diese brandschutztechnische Unmöglichkeit bloß wieder durchgesetzt bei der Bauaufsicht? – Gar nicht: Es ist nur wieder eine Lügengeschichte, aber eine schöne: Im Wald bei Marienwerder steht an der Stelle der alten Klosterdomäne ein viergeschossiges Holzhaus! Ist das nicht toll? Alles gelogen. Es ist ein Schottenbau. (Die Betonschotten tragen.) Wir haben nichts gegen Lügengeschichten. Wenn sie nur stimmen!



**Nichts gegen Lügengeschichten. Wenn sie nur stimmen!** Neubebauung Alter Gutshof Hannover-Marienwerder: Langhaus mit Eigentums- und Sozialwohnungen in einem Haustrakt! Die Holzstützen tragen nichts. (Baufrösche 1994/95)



II. 6

## **Wie man vom Konzept zur Werkplanung kommt**

(mit Vinzenz von Feilitzsch 1994)

Der Prozess, um den es hier geht, ist ziemlich chaotisch, wie das problemlösende Denken überhaupt. Wenn wir ihn hier in bestimmte Phasen einteilen, dann (erstens) weil das für die Übersichtlichkeit dieses Seminars nützlich ist und (zweitens) weil uns von außen, vom Bauherrn und den Behörden und schließlich auch von der Honorarordnung die Einhaltung einer bestimmten Schrittfolge von Entscheidungen (Phasen) abgenötigt wird.

**Grundlagenermittlung: 1. Klärung des Auftrags: Wir haben immer drei Auftraggeber: den Bauherrn, die Stadt, und die Leute, die unser Gebäude täglich benutzen. Vergessen Sie nie die beiden letztgenannten. Ihre Existenz als freier Architekt hängt letztlich von diesen beiden ab.**

Der Bauherr ist oft nicht leicht auszumachen. Er ist oft ein Gremium. Welche Personen haben hier Einfluss? Was sind ihre Interessen? Der Bauherr hat manchmal das Interesse, möglichst viel selbst zu machen. Wir sind eigentlich nur seine Behörden-gänger. Oder er hat ein Interesse, daß wir möglichst viel machen. Wir sollen auch weithin seine Kontrollaufgaben übernehmen. Auf diesen Fall kommen wir nachher noch zu sprechen.

Die Stadt steht hier für das ganze Drumherum, die Politik, die Ethik. Unsere Gebäude haben Einfluss auf diese (und auch die

natürliche) Umwelt. In der Wirtschaft spricht man von "externen" Folgen. Die Bilanz dieser externen Folgen unseres Projektes sollte natürlich positiv sein.

Die Leute, die unser Haus benutzen, sind meistens nicht identisch mit dem Bauherrn. Es sind z.B. die Angestellten, die in unserm Haus ungefähr die Hälfte ihres Tages verbringen. Ihre Interessen sind möglicherweise denen unseres Bauherrn (oder auch denen der Stadt) entgegengesetzt. Diese Gegensätze müssen thematisiert werden! Daran sind auch die (starken) Bauherrn durchaus interessiert.

**Vorentwurf: 2. Festlegung eines Konzepts. Nur wer ein starkes Konzept hat, kann bis zur Realisierung den Kurs halten.**

Je potenter die Bauherrn, desto mehr sind sie an starken Konzepten interessiert, auch wenn diese von den beiden anderen Auftraggebern bestimmt sind. Ein starkes Konzept legt überzeugend fest, was ihr objektives Interesse sein sollte.

Man erwartet von uns Architekten, daß wir in der Lage sind, diese Interessen zu benennen und daraus Schlüsse für die Bauaufgabe zu ziehen, auch wenn sie unbequem sind.

**Entwurf: 1. Umsetzung des Konzepts in Architektur. Hier ist unsere Fähigkeit zu räumlicher Komposition gefragt.**

Unter räumlicher Komposition verstehen wir in der Gebäudeplanung eine Strategie, nach der tragende und nicht tragende Bauteile "zusammengesetzt" (komponiert) werden: Sockel, Sockeltreppe, Sockelrampe, Wandscheibe, Öffnung, Pfeiler, Säule, Pfosten,

Balken (Decke), Treppe, Rampe, Brücke, Dach, Membran, usw.: in welcher Reihenfolge sollen sie komponiert werden? Diese Reihenfolge ist zunächst keine bautechnische, sondern eine ideelle.

Aufgabe: Zeichne Verbindung eines zweigeschossigen Gebäudes mit einer Hofumfassungsmauer. Beachte die strukturelle Übereinstimmung von ideeller und bautechnischer Komposition.

Merke: Kompositorische Festlegungen sind subjektiv. Aber wenn wir uns entschieden haben, sind sie konstitutiv. Wir müssen uns dann daran halten. Oder wir ändern das ganze Raumkonzept. Bei mehr städtebaulichen Aufgaben ist es ähnlich. Hier sind bestimmte Reihenfolgen schon durch die komplexen Bestände vorgegeben. (Aber auf diese Seite des Themas gehen wir hier nicht näher ein.)

Wir unterscheiden verschiedene kompositorische Strategien: Stapelung, Verdichtung, Reihung, Durchdringung, Gegenüberstellung usw. (Sie können Ihre eigenen Kategorien finden). Diese Strategien haben bestimmte Vor- und Nachteile und ganz verschiedene Wirkungen. Üben Sie sich darin, sie zu benennen. Es hilft Ihnen, sich und anderen klarzumachen, was Sie (kompositorisch) tun und warum. Das führt uns zu

**Entwurf: 2. Schreiben Sie frühzeitig auf, was das „politische“ und das kompositorische Konzept (“Evangelium”) ist. Sie werden feststellen, daß das Rückwirkungen auf Ihren Vorentwurf hat.** Sie schreiben also schon ziemlich bald so etwas wie "Erläuterungen" (z.B. bei einem Wettbewerb), auch wenn es niemand von Ihnen verlangt. Dieser Text macht Ihnen oft selber noch viel besser klar, was Sie da machen.

**Entwurf: 3. Reden Sie mit anderen über die Aufgabe. Benutzen Sie dabei auch Bleistift und ein Stück Papier! Ihr Partner versteht alles etwas anders als Sie und entwickelt aus Ihren (mißverstandenen) Beschreibungen eine Variante, die vielleicht noch besser ist.**

Überhaupt: Bleiben Sie beim Konzept und verlieren Sie sich nicht zu schnell in irgendwelchen scheinbar praktischen Details. D. h. konkret: bleiben Sie bei weichen Stiften und kleinem Format und verlieren Sie nicht die Umgebung aus dem Auge! Zeichnen Sie mit mehreren Kollegen an der gleichen Skizze. Das fördert positive Mißverständnisse!

**Entwurf: 4. Sorgen Sie jetzt dafür, daß später keine Änderungen mehr nötig werden. Drücken Sie sich nicht vor unangenehmen Fragen (Brandschutz, Gründungsverhältnisse, Nachbarnrechte und mögl. Einsprüche) und lassen Sie sich in dieser Phase nicht unter Termindruck bringen!**

Natürlich können Sie mehr Leute an die Planung setzen und dadurch Zeit sparen. Machen Sie dem Bauherrn klar, daß das schnell in bloßen Aktionismus übergeht, dann nämlich, wenn erforderliche Auskünfte auf sich warten lassen und der Abstimmungsaufwand unter allen Beteiligten überproportional wächst.

**Entwurf: 5. Teilen Sie dem Bauherrn nie Ihre Zweifel mit. Er will von Ihnen Sicherheit!**

Sicherheit müssen auch Ihre Zeichnungen ausdrücken. Sie sind knapp und schematisch und lassen nie jemanden darüber im Unklaren, daß sie ein erstes Konzept sind. Deshalb sieht man

keine Details. Der Strich ist grob. Aber es sollte Schaubilder (perspektivische Skizzen) geben, die Assoziationen in Gang setzen.

**Konstruktionsplanung: 1. Formulieren Sie, welches konstruktive Konzept ihrem kompositorischen am nächsten kommt. Nur wenn Sie beide Konzepte zur Deckung bringen, können Sie im Detail aufwendige Umwegaktionen vermeiden.**

Für jede Bauaufgabe müssen Sie Ihre "technologische Linie" finden, und zwar schon beim Entwurfsprozess und nicht nachher. Wir nennen das "herstellungstechnisches Entwerfen" und es hilft uns, den Aspekt der Bautechnik frühzeitig in den Entwurf zu bringen. Ein so gefundenes konstruktives Thema erleichtert die Ausführungs- und Detailplanung. Wir bemühen uns dabei, die jeweiligen Ausführungstechniken so einzusetzen, wie sie von sich aus sein wollen.

**Konstruktionsplanung: 2. .Sorgen Sie dafür, daß das Gebäude so dargestellt wird, daß jetzt schon jedes Bauteil von allen Seiten erkennbar und abmessbar ist.**

Diese Forderung ist, wenn Sie mit CAD arbeiten, leicht einlösbar. Die jederzeit vollständige Darstellung hilft Ihnen, rechtzeitig "komische" Ecken zu erkennen und dient als feste Grundlage für die Gespräche mit den Fachplanern und ggf. für bauteilbezogene Kostenermittlungen. Sie ist auch nützlich bei der Planung der Werkplanung.

Hier beginnt die Berührung mit den Ausführenden. Diese können auch planen. Sie besitzen oft besseres know-how, zumindest was

ihre eigenen Liefermöglichkeiten betrifft. Wenn Sie alles detaillieren und festlegen, bleibt für die Ausführenden kein Planungsspielraum übrig. Der ganze Beschaffungsprozess wird dadurch schwieriger. Das wird sich in den Angebotspreisen niederschlagen. Ihre Omnipotenz kostet den Bauherrn bares Geld. Deshalb:

**Konstruktionsplanung: 3. Lassen Sie in Ihren Werkplänen so viel offen wie konzeptionell möglich und geben Sie Material und Maße nur für die Teile an, die so und nicht anders sein müssen. Machen Sie zeichnerisch klar, worauf es Ihnen ankommt ("Evangelium"). Schaubilder oder Modelle können da hilfreich sein!**

Vergessen Sie nicht: Ihre Zeichnung ist Bestandteil eines Werkvertrags. Also belasten Sie den Auftragnehmer nicht mit unnötig vielen Auflagen und lassen Sie seiner eigenen Geschicklichkeit und Intelligenz so viel Spielraum wie möglich. Perfektionismus im Detail ist meist Ersatz für schwache Konzepte und führt schon bei der Ausschreibung zu "Angstpreisen"!

An dieser Stelle setzt Ihnen mancher Bauherr ein hauseigenes oder örtliches Bauleitungsbüro vor die Nase, das Ihre Planung jetzt in Ausschreibungstexte überführt und dann die entscheidenden Auftragsverhandlungen führt. Offenbar hat man schlechte Erfahrung mit bauleitenden Entwerfern gemacht. Wenn Sie auf diesem Feld unsicher sind oder aber am Willen Ihres Bauherrn nichts ändern können, sorgen Sie wenigstens dafür, daß Ihnen eine Aufsicht eingeräumt wird und daß Änderungen unbedingt mit Ihrem Einverständnis vorgenommen werden. Allgemein gesagt:

**Ausschreibung: 1. Beschreiben Sie das Endprodukt mit seinen gewünschten ästhetischen und physischen Eigenschaften und versuchen Sie, die anbietenden Firmen in eine inhaltliche Konkurrenz um den besten Weg dahin zu bringen (ähnlich wie ein Wettbewerb bei uns Architekten)**

Das entspricht etwa einer "Funktionalen Leistungsbeschreibung" wie bei Ingenieurbauten üblich, ist aber etwas differenzierter: Die Art der Beschreibung ist z.B. für eine Leichtbauwand nur dann anders als für eine Mauer, wenn das nach Ihrem Konzept (Schritt 7) unbedingt wichtig ist.

**Ausschreibung: 2. Fassen Sie die Leistungsbeschreibung in Gewerkegruppen zusammen, die eine "gleiche Sprache" sprechen, und klären Sie genau die Schnittstellen.**

Dies ist wichtig, damit das technische Know-how der Bieter mobilisiert werden kann und weiterhin, damit Sie es auf dem Bau mit weniger Ansprechpartnern zu tun bekommen. Sie unterscheiden also z.B. nur noch Tiefbau, Massivbau, Leichtbau, Finish und Techn. Ausbau. Dahinter verbergen sich die altbekannten Gewerke, aber in Gruppen zusammengefasst, die eine ähnliche Sprache sprechen und die zeitlich am stärksten miteinander verzahnt sind und von daher kooperieren müssen.

**Bauleitung: Wenn irgend möglich sorgen sie dafür, dass Sie gerade bei Arbeiten im Bestand die Bauleitung in der Hand behalten.**

## II. 7

# Architekten auf dem krummen Eselspfad

(Baufrosche 1994)

Immer häufiger findet unsere Arbeit nicht mehr am Stadtrand, sondern in bewohntem Gelände, auf Stadtbrachen, über irgendwelchen mehr oder weniger kontaminierten Resten vormaligen Wohnens und Arbeitens statt. Das ist richtig und gut so. Und es verlangt mehr von uns als bei der Umwandlung eines Roggenfelds in eine Stadtrandsiedlung. Mittlerweile haben wir uns auf diesen unübersichtlichen Territorien eine gewisse entwurfliche Elastizität antrainiert. Das Spiel heißt jetzt: Wer findet eine Interpretation für das, was noch da ist? Wer findet ein Konzept, in dem diese alten Teile noch gut mitspielen können? Wir nennen das „passives Entwerfen“, und wir finden, daß man das zu einer hohen Kunst entwickeln kann und auch sollte. Daß es besser ist, Altes weiter zu verwenden anstatt neue Müllberge zu produzieren, und daß im Eifer des „Aufräumens“ leicht übersehbare Zusammenhänge versehentlich zerstört werden, dürfte nach den Jahren der Flächen-sanierungen zur allgemeinen Einsicht geworden sein. Aber die Entwurfspraxis von Architekten wie die Urteilspraxis von Preisrichtern zeigt sich oft ganz anders: Immer noch auf „Ordnung“, auf Geometrie und auf Visionäres fixiert, plädiert man sogar auf komplizierten Stadtbrachen unentwegt für neue Großtaten, als ob nicht schon seit Jane Jacobs bekannt wäre, daß die städtischen Wirklichkeiten immer viel komplizierter und reicher sind als diese

Entwürfe, daß sie eben viel mehr den krummen Eselspfaden ähneln als den stur „fortschrittlichen“ Achsen. Aber wer wollte sich schon nachsagen lassen, daß er auf krummen Wegen wie ein Esel vorangeht! Auch bei uns gab es früher einen Hang zur großen Form, und auch wir haben uns bitter beschwert, wenn diese dann von den „Bürokraten“, den Natur- und Denkmalschützern, den Bewohnern oder von wem immer „verhunzt“ worden war. Inzwischen empfinden wir solche Klagen als ein peinliches Eingeständnis von schlechter Arbeit. Die krummen Pfade des Esels entstehen ja auch nicht aus Dummheit, sondern aus Geschick!

Ein wichtiges Element des passiven Entwerfens ist die Berücksichtigung des noch vorhandenen Straßen- und Wegenetzes. Nicht nur, daß diese Erschließungsflächen häufig grundbuchlich abgesicherten Ansprüchen und Rechten folgen: Oft verbergen sie auch noch intakte Kanäle; Gehölze und Baumreihen begleiten sie, und in Altsiedlungen ist das unbebaute Gelände oft dicht mit Gärten besetzt. Deshalb orientieren wir uns am alten, oft kaum noch erkennbaren Straßensystem und stocken lieber auf, als die alten Grundrisse zu durchkreuzen. Die Respektierung ehemaliger Betriebsstraßen ermöglicht manchmal die Einbeziehung noch bestehender Stall- bzw. Fabrikgebäude und Baumreihen sowie nicht zuletzt der Straßen selbst.

Der Vorteil dieser Methode besteht vor allem darin, daß Entscheidungen über Abriß oder Erhalt von Altbauten noch vertagt werden können, denn sie stehen ja der neuen Struktur so nicht im Wege. Man hat Zeit, Wirtschaftlichkeits-Gutachten einzuholen, und oft genug bringt die Zeit Veränderungen, die dann plötzlich doch noch

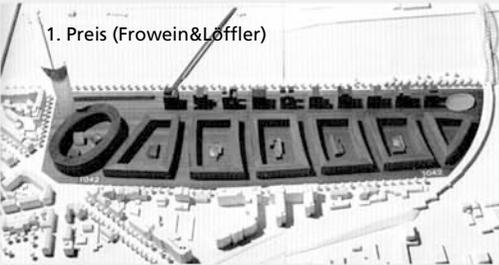
Gerberstraße mit  
alten Stallgebäuden



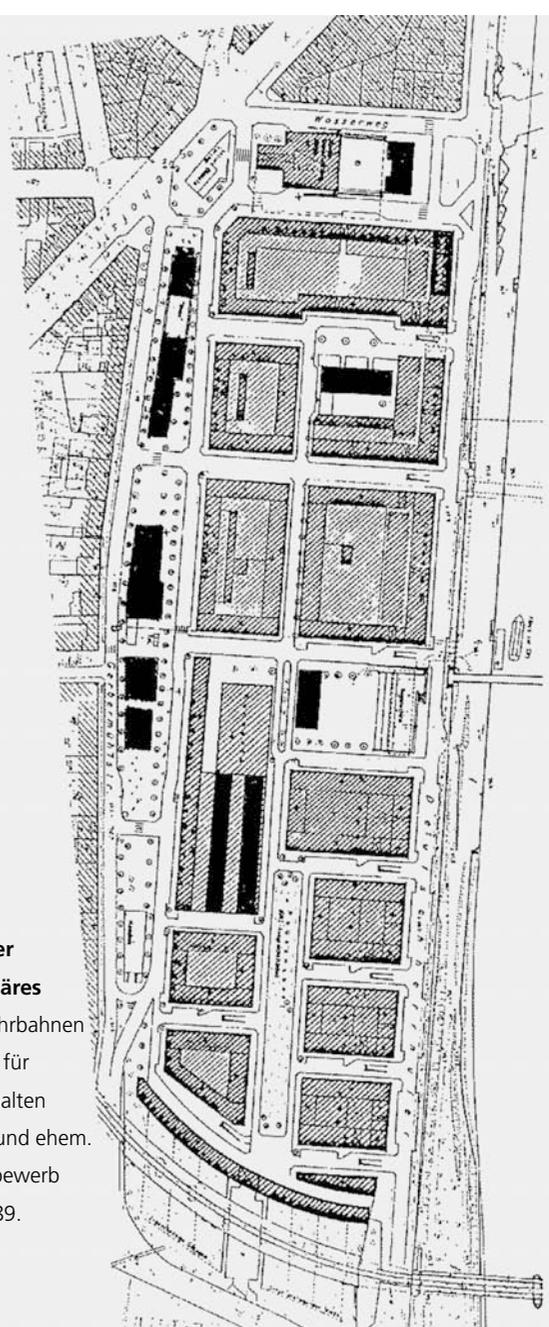
2. Preis (Baufrösche)



1. Preis (Frowein&Löffler)



**Leider ist die Urteilspraxis von Preisrichtern immer noch auf Ordnung, auf Geometrie und auf Visionäres fixiert.** Durch Aufsplitten der Gerberstraße in zwei Fahrbahnen konnten die ehemaligen Stallgebäude als Markthallen für Läden der "2. und 3. Auflage" auf der Mittelinsel erhalten werden. Auch im Gelände wurden Bestandsgebäude und ehem. Betriebsstraßen in die Neubebauung integriert. (Wettbewerb Schlachthof in Frankfurt Main, 2. Preis Baufrösche 1989. Immobilienmarkt-Beratung, J. Blumenauer)



den Erhalt eines Gebäudes ermöglichen. *Ermöglichen*, das ist wichtig: Es geht uns nicht darum, Altbestände um jeden Preis zu *erhalten*, sondern ihnen ihre Chance zu geben.

Wir denken, daß dem „Design“ bzw. der Geometrie des Straßensystems und der Gebäudestellung nicht der Wert zukommt, der ihm im klassischen Städtebau auf der *tabula rasa* noch zugeschrieben wurde. Eine gute Abstufung von öffentlichen, halbprivaten und privaten Flächen ist uns wichtiger. Die Straßen sollen wirklich öffentlichen Charakter haben und ihre Funktion als sozialer Raum behalten. Weder eine „Gesamtgeometrie“ noch die neuerdings wieder in Mode gekommene Optimierung der Gebäudeausrichtung nach Süden (die dann zwangsläufig wie in den späten 20er Jahren Zeilenstrukturen produziert), scheinen uns die damit zumeist verbundene Gefährdung der Restbestände zu rechtfertigen.



Im Laufe der Zeit haben wir gelernt, in diesen „unansehnlichen“ und „unordentlichen“ Beständen etwas Liebenswertes zu sehen. Inzwischen wollen wir herausfinden, was so ein Gelände „kann“, was seine ureigenste Qualität ist. Wir möchten seine mißachteten Fähigkeiten fördern. Bei der als „Mau-Mau-Siedlung“ verrufenen Wohnanlage am Schlierbacher Weg in Berlin versuchten wir z.B. der naserrüpfenden Öffentlichkeit (und den für

Abriß plädierenden Ingenieuren) zu zeigen, wie schön und wie stabil so ein Ensemble immer noch ist. Sogar in den Waschküchen von 1951 kann noch ein Nachbarschaftszentrum stecken. Oder

jener große Hof der Tübinger Loretto-Kaserne, der zufällig neben einer kleinen Stadtkirche liegt – könnte der nicht im Zusammenwirken mit der Kirche das in der Ausschreibung geforderte betreute Wohnen aufnehmen? Und warum sollen in diesem Stadtteil die Rampen einer nicht mehr gebrauchten Straßenüberführung wegplaniert werden? Hat das Gelände nicht die Potenz zu einem Park mit Rodel- und Skateboard-Möglichkeiten? (Tatsächlich waren wir die einzigen von über 40 Büros im Wettbewerb, die den Erhalt der Rampen vorschlugen! Ist es denn so selbstverständlich, die vor 20 Jahren angefahrenen 12.000 m<sup>3</sup> Erde wieder abzufahren?) Mag sein, daß ohne diese Mischung aus verschiedenen Resten die neue Bebauung „schöner“ würde, wahrscheinlich „sauberer“ und auch besser vermarktbar. Aber wohnlicher? Alle diese Überbleibsel – auch die eher unscheinbaren – sind doch Spuren und Teile von Lebenswelten, also von etwas, das man, und sei es sentimental, Heimat nennen kann. Jeder Abriß wirft solche Vergangenheiten und Geschichten von Jemandem weg.

Diese Praxis hat uns in letzter Zeit zu immer riskanteren Aufgaben gebracht: Die wahrscheinlich extremste Herausforderung war das Gelände der ehemaligen SS-Kasernen in Sachsenhausen, das nach der Wettbewerbsausschreibung zu einem Wohnquartier der Stadt Oranienburg werden soll (siehe Bauwelt 14/15,1993). Viele Kollegen haben sich entrüstet gezeigt, wie man bei einem solchen Vorhaben überhaupt teilnehmen kann: Am heftigsten diskutiert wurde dann auch prompt Daniel Libeskind's Vorschlag, aus dem Gelände eine gigantische Gedenkstätte zu machen. Dagegen hat kaum jemand verstanden, daß wir uns architektonisches Schweigen auf-

erlegt hatten. Statt architektonischer Symbolik hatten wir eine praktische vorgeschlagen: Die von den Opfern gebauten Gebäude sollten in eine „Stiftung der Opfer“ eingebracht und die Bau- substanz dann für ein neues Wohn- und Arbeitsquartier neben der eigentlichen Gedenkstätte hergerichtet und umgenutzt werden, ohne jegliche düstere Aura. Alles sollte verwertet werden und wieder auffindbar sein, aber nun als Teil eines ganz normalen Wohnquartiers: Der alte Kasernengrundriß ging in einem neuen Stadtgrundriß auf; das ehemalige Kasernentor war in einen der neuen Straßenblocks integriert und zum Lesesaal der Stadtbibliothek geworden; aus den Panzerhallen der NVA sollten jetzt Werkstätten für Existenzgründer werden usw. Wir wollten eine „Resozialisierung“ der Gebäude versuchen, denn in einem derart geschichtlich „kontaminierten“ Quartier kann niemand mit Anstand wohnen und arbeiten. Ein solches Vorgehen kann aber wohl niemand verstehen, der immer gleich auf Le Corbusiers gerader Straße daherkommt und selbst an solchem Ort Symbol und Design sehen will. Natürlich entwerfen wir auch gerne „aktiv“. Aber auf solchen Territorien – und Oranienburg war nur ein Extremfall – erscheint es uns angemessener, sich passiv zu verhalten und im Bestand immer schon den Vorentwurf zu sehen. Denn immerhin: „Der Esel hat alle Städte des Kontinents gezeichnet“, wie Le Corbusier an zitierter Stelle feststellte. Aber dann muß der störrische Esel doch ein verdammt guter Entwerfer gewesen sein!

## II. 8

# Gute Nachbarschaft braucht Zäune

(1997)

Neuerdings häufen sich wieder die Versuche, das Wohnungsproblem mit unkonventionellen Architekturideen zu beantworten. Es scheint so, daß mit wachsender Nachfrage die Kreativität von Architekten in dieser Frage zunimmt. Das war beim letzten Wohnungsbauboom in den frühen 70er Jahren ebenso. Man denke nur an die Metastadt und die hehren Worte, die ihr bei der Einweihung mitgegeben wurden. Heute ist diese unbewohnbare Erfindung bereits der Abrissbirne zum Opfer gefallen

Je einfallsreicher die städtebaulichen Ideen jener Zeit, desto sicherer beschäftigen sie heute ganze Gutachterstäbe, um sie vor dem endgültigen Abriss zu bewahren. Und das war damals schon absehbar: „Daß wir soviel schlechte ...Wohnsiedlungen haben“, schrieben wir 1978 (s. III. 1), liegt einfach daran, daß die Architekten unbedingt gute Entwürfe machen wollen. Ihr eingebildetes Berufsethos hält sie davon ab, etwas Gewöhnliches und Bewährtes schlicht zu wiederholen.“ Darum aber geht es. Auf diesem Arbeitsfeld muß man sehr vorsichtig sein. Es eignet sich nicht für originelle Hauruck-Einfälle. Zu sehr hat Wohnen mit Gewohnheit zu tun, als daß man hier das Rad neu erfinden könnte. Die Kunst besteht vielmehr darin, aus der genauen Kenntnis bewährter Siedlungs- und Wohnformen heraus die neuen Wohnaufgaben zu beantworten. Nichts anderes ist mit „Mindeststandards“ hier

gemeint. Zwar wäre ich heftig dagegen, daraus neue Vorschriften und Förderrichtlinien zu machen. Aber wenigstens kennen sollte man solche Standards, bevor man sich hier aufs Erfinden verlegt. Die „objektiven“, also meßbaren Standards sind dabei nicht so sehr das Thema. Sie sind alle in bekannten Richtlinien und Verordnungen geregelt, also:

- guter Schallschutz von außen, von den Nachbarwohnungen und aus der eigenen Wohnung
- guter Wärmeschutz
- hohe Brandsicherheit, sichere Rettungswege
- gute Besonnung
- gesundes Wohnklima (ohne „Wohngifte“ und „Störzonen“)
- behindertenfreundliche Erschließung
- möglichst schöne Aussicht

Kritisch sind die weniger „objektiven“ Standards wie z. B. Sicherheit für Frauen. Dabei ist es mit guter Beleuchtung ja nicht getan. Eine dichte Nachbarschaft und gute soziale Kontrolle sind dafür viel wichtiger. Daneben aber gibt es mindestens vier Standards, die nicht einfach meßbar und über Vorschriften schon gar nicht regelbar, dennoch aber für die Wohnqualität oft nicht minder wichtig sind. Ich zähle sie hier auf ohne den Anspruch, daß die Liste vollständig ist:

1. Die gute Wohnung ist nicht anonym. Sie ist Teil einer differenzierten Nachbarschaft
2. Die gute Wohnung ermöglicht „vollständiges“ Wohnen: Erholung und Arbeit drinnen und draußen.

3. Jedes Zimmer einer guten Wohnung kann auch als Wohnraum in Wohngemeinschaft genutzt werden (hohe Nutzungsneutralität)
4. Deshalb lassen sich gute Wohnungen leicht teilen und verschieden schalten.

Im Folgenden werden ich diese vier Mindeststandards einzeln erläutern, um sie dann am Beispiel einer zu sanierenden Großsiedlung im Zusammenhang anzuwenden.

**Die gute Wohnung ist nicht anonym, sie ist immer Teil einer funktionierenden Nachbarschaft.**

Daß dies eine wichtige Wohnqualität sei, wird sicher von niemandem bestritten. Die Frage ist aber, wie denn so etwas schon in der Planung berücksichtigt werden kann. Jedenfalls wissen wir, daß die Aufstellung von Bänken vor dem Haus, die Einrichtung vergrößerter Treppenpodeste mit Sitzgelegenheit, ja nicht einmal Gemeinschaftsräume sicherstellen können, daß hier eine „funktionierende“ Nachbarschaft entsteht, also daß sich die Leute mindestens dem Sehen nach als Nachbarn erkennen und grüßen und zur Not auch nachschauen, was mit einem ist. So muß sich jeder Einzelne doch nicht ganz verloren fühlen. Tatsächlich können alle wohlgemeinten „Kommunikationsangebote“ nicht wirksam werden, wenn die ganze Siedlung ihrer Struktur nach keine Bildung von Nachbarschaften ermöglicht. Das bedeutet, daß es Filter geben muß, die aus der unübersichtlichen Menge von Städtern diejenigen aussieben, die sich dann im Laufe der Zeit als Nachbarn erkennen. Wir nennen sowas ein System „gestufter Öffentlichkeit“, und wir

können es in jeder funktionierenden Siedlung nachweisen<sup>1</sup> Zwischen der Privatheit der einzelnen Wohnung und der Öffentlichkeit der Straße gibt es verschiedene, durch deutliche Schwellen voneinander unterschiedene Bereiche, zu denen eine stufenweise eingeschränkte Zahl von Bewohnern Zutritt hat. In innerstädtischen Straßen gibt es oft nur zwei solche Schwellen: die Hauseingangstür und die Wohnungstür. Der halbprivate Bereich dazwischen ist dort das Treppenhaus mit seinen meist 10 Parteien und der Hof. An entlegeneren Stellen der Stadt beginnt diese Abstufung schon vor dem Haus mit der kleinen Straße, die fast nur von den in ihr Wohnenden benutzt wird und somit halböffentliche Straße ist. Hier wird man dann z. B. als Fremder angesprochen, wen man hier sucht. (s.auch S.271 Tabelle)

Enthält diese Halböffentlichkeit mehr als, sagen wir, 30 Parteien, sollte es davon deutlich getrennte Bereiche geben, z. B. Treppenhäuser, deren Öffentlichkeitsgrad schon deutlich geringer ist: Die eigentliche Nachbarschaft (der halbprivate Bereich) kann nicht viel mehr als 10 Parteien haben. Bei dieser Zahl ist dann z. B. immer zu erfahren, daß jemand verreist ist und wer womöglich die Urlaubsadresse hat. Hier geht niemand verloren. Voraussetzung für solche Nachbarschaft ist also eine „gestufte Öffentlichkeit“, und diese kann über ein Erschließungsnetz mit abgestuften Zugänglichkeiten organisiert werden. Im Zweifelsfall hält man sich an die vertrauten Vorbilder: Straße vor dem Haus, Treppenhaus und Hof

<sup>1</sup> Der Begriff „gestufte Öffentlichkeit“ wurde an der Gesamthochschule Kassel, zuerst wohl von K.H. Hülbusch in den 70er Jahren entwickelt. s. hierzu auch unter III.3 Stadtarchitektur

hinter dem Haus, Wohnung. Dies ist sozusagen die Mindestanforderung, damit Nachbarschaft funktioniert. Wie man sieht, eher eine Sache des Städte- oder Siedlungsplaners und weniger eine des Wohnhausplaners. Deshalb läßt sich auch in einem schlechten Städtebau kein guter Wohnungsbau mehr machen.

Natürlich kann man nun – sozusagen in der Kür – noch versuchen, die Anlässe solcher Nachbarschaft zu vermehren bis zum Grade gemeinsamer Verwaltung gemeinschaftlicher Einrichtungen. Besonders für die vielen Alleinerziehenden in unserer Gesellschaft sind solche Angebote ganz wichtig. Da kann es eine große Hilfe sein, daß es ein zumietbares Gästezimmer im Haus gibt. Denn die eigene Wohnung ist dafür zu klein. Oder wenn es ein gemeinsames großes Kinderspielzimmer gibt usw. Aber all das setzt gestufte Öffentlichkeit und somit auch gestufte Mitverantwortung voraus, sonst kann es nicht klappen.

**Die gute Wohnung ermöglicht „vollständiges Wohnen“: Sich erholen und Arbeiten drinnen und draußen.**

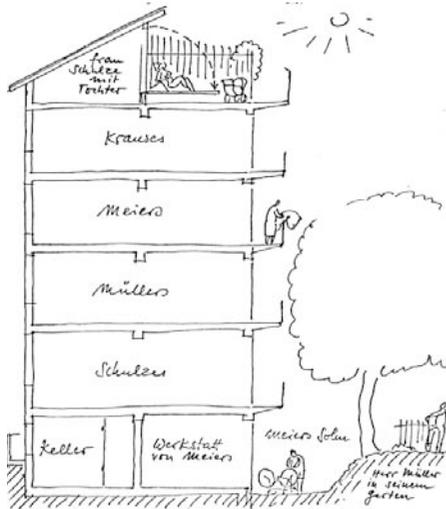
Schon in den 20er Jahren setzte ein unheilvolles Interesse für die Optimierung der Wohnung ein, das sich später im Begriff der Wohnfläche niederschlug. Gut war danach eine möglichst kleine Wohnung mit wenig Verkehrsfläche und einem praktischen Zusammenhang der Wohn- und Schlafzimmer mit Küche und Bad an möglichst nur einem Installationsstrang. Schnell geriet dabei der Zusammenhang mit den Außen- und Nebenflächen der Wohnung und den zentralen Einrichtungen in Vergessenheit. Diese gedankliche Isolierung der Kleinwohnung schuf das Vakuum, in

dem dann die oben schon erwähnten Architekteneinfälle mächtig ins Kraut schießen konnten: Hochhäuser, Hügelhäuser, Teppichsiedlungen usw. Die Straße verlor ihre soziale Funktion; die Höfe und die Gärten ebenso. Bedenkenlos wurden Fahrstühle eingepplant. Der Fahrstuhl aber stellt keine Hausöffentlichkeit her. Er atomisiert sie, stellt einen Dunkelraum her, aus dem einzelne Gestalten wie Atome auftauchen und in dem sie namenlos wieder verschwinden. Kinder können hier erst recht im Nu verloren gehen. Die einzelne Wohnung, gut geschnitten und bestens ausgestattet, schwebt mit all ihrem Komfort höchst unkomfortabel in diesem unheimlichen Dunkel.

Hier ist ein nur sehr unvollständiges Wohnen möglich. Man kann nichts Geräuschvolles basteln, ohne daß es Beschwerden gibt. Man kann auch draußen kaum etwas tun. Es gibt weder für die Kinder noch den werkelnden Vater einen animierenden Schuppen mit Wiederverwendbarem, es gibt keinen Garten und keinen für die Kinder so wichtigen Stallhasen. Alles ist nur auf die Reproduktion von Vaters Arbeitskraft ausgelegt, wozu die Frau in eine praktische, kleine Küche gesperrt wird. Diese Art förderfähige Sozialwohnungen nenne ich „Hollywood-Schaukeln“. Und davon gibt es hierzulande dank emsiger Optimierungsarbeit von Baugesellschaften und Architekten sehr viele! Wir sehen sie allenthalben neu entstehen. Was ist hier zu tun?

Zunächst sollten wir aufhören, immer nur an den Wohnungsgrundrissen herum zu entwerfen. Wichtiger ist der ganze Organismus, der verloren gegangene Zusammenhang von „Haus und Hof“. Und der muß so organisiert werden, daß jede einzelne Wohnung vom

Dach bis zum Keller und zum hinteren Hof überall in irgend einer Form präsent ist: Auf dem Dachboden hat man noch eine nicht beheizbare Mansarde, die zum Werkeln von Weihnachtsgeschenken oder zum Aufstellen der Elektrischen Eisenbahn taugt (neben ihrer offiziellen Funktion als Abstellraum). Um die Ecke hat man eine Mietgarage, in der man auch noch werken kann, wozu sie

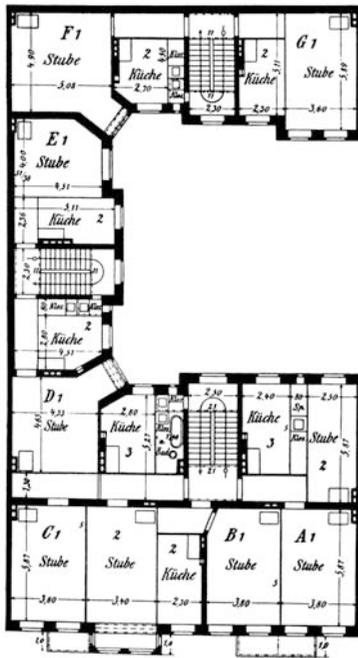


etwas größer als die normale Garage ist. Oder man hat ein Gärtchen im Hof, vielleicht sogar mit einer kleinen Hütte, wo man Geräte und Gartenmöbel lassen kann. Am Hauseingang hat man, wenn man höher wohnt, noch ein eigenes Schließfach usw. Gibt es alle diese Dinge nicht, die ein „richtiges“ Wohnhaus natürlich alle hat, so ist man gnadenlos auf Auto und Konsum angewiesen. Ist beides nicht bezahlbar, bleibt offenbar nur hemmungsloser Vandalismus oder das Abtauchen in Selbsthass und Drangsalierung von Partnern, Kindern, Nachbarn, „Ausländern“ und anderen Sündenböcken. Deshalb ist es so wichtig, daß im neuen Wohnungsbau nicht

die alten Fehler wieder gemacht werden. Allerdings sind die Wohnfläche als Bewertungsmaßstab und der Begriff der Abgeschlossenheit der Wohnung hierfür äußerst hinderlich. Solange die Förderung von solchen Voraussetzungen ausgeht, wird man hier nicht sehr viel weiter kommen. Man schafft gute Wohnungen eben nicht, indem man "gute Wohnungsgrundrisse" entwirft und sie

massiert, sondern indem man verschiedene Wohnmilieus erzeugt, die verschiedene Lebensweisen vollständig und in all ihren zugehörigen Ausprägungen ermöglichen. So etwas war beim Frankfurter Schlachthoffwettbewerb wohl mit „Wohnbausteinen“ gemeint. Leider haben die meisten dann doch wieder die immer gleiche Addition unvollständiger Wohnungen vorgeschlagen, eine gewaltige Massierung von Hollywoodschaukeln mit architektonisch gestyltem Einheitsmilieu. Doch es gab auch Versuche, verschiedene

Strukturen, die verschiedene Wohnmilieus befördern, nach Art einer Collage aufeinanderstoßen zu lassen. Solche Stadt-Collage, von vielen offenbar nur als neueste Designmode aufgegriffen und in ihrem Inhalt kaum verstanden, beschreibt immerhin einen neuen Bedarf nach mehr städtischem Nebeneinander. Sie übersieht jedoch oft, dass dafür die einzelnen Teile in diesem Sinne „vollständiger“ ausgeprägt sein müssen. Es sollen die verschiedenen Lebensstile sich auch „äußern“ können.



**Jedes Zimmer einer Wohnung muß als teil-selbstständige Wohnung in einer Wohngemeinschaft bewohnbar sein.**

Diese Forderung hat inzwischen unter dem Stichwort „nutzungsneutrale Räume“ weite Verbreitung gefunden. War die oben beschriebene „Hollywoodschaukel“ noch ganz auf die intakte, patriarchalische Kleinfamilie zugeschnitten, so reagiert diese Forderung auf die

unübersehbare Tatsache, daß solche Familien weithin so nicht mehr existieren, ihre einzelnen Mitglieder mehr Selbstständigkeit für sich fordern. Man muß also nicht – wie sich das zunächst anhört – für Wohngemeinschaften planen, sondern für Familien, die zunehmend *ähnlich wie Wohngemeinschaften* leben. Und diese Emanzipation der Einzelnen in ihren Zimmern ist eine wichtige Voraussetzung des vollständigen Wohnens. Denn es gehört zur Vollständigkeit des Wohnens z. B. des halbwüchsigen Sohnes, daß er seinen Hobbies ungestört nachgehen kann und der Papa den seinen. Aber wie ist dieser Anspruch ohne unbezahlbare Vergrößerung der Wohnfläche einzulösen? Die Antwort ist klar: Nur durch Verkleinerung des gemeinschaftlich nutzbaren Wohnraums zugunsten der einzelnen Zimmer, gegebenenfalls auch durch Erhöhung der Geschosse auf 3.20 m, um den Einbau von Hochbetten zu ermöglichen und damit mehr Fläche für Wohnen und Arbeiten freizubekommen. (Eine solche Geschosserhöhung dürfte vom Kosten/Nutzenverhältnis her günstiger sein als eine Vergrößerung der Wohnfläche). Auch dieser Standard ist eigentlich konventionell. In den Wohn- und Mietshäusern, die noch nicht „optimiert“ waren, gab es nur diese mehr oder weniger gleich großen Zimmer, und sie waren oft so hoch, daß man bequem ein Hochbett darin einbauen konnte (s.S.226 Grundriss eines Berliner Mietshauses). Unsere Forderung geht aber noch weiter: sie erstreckt sich auch auf die Nicht-Wohnräume: auf Bad und Küche. Auch diese Räume sollten wohnlicher werden und weniger auf den einen Zweck abgestimmt: Weniger Fliesen im Bad ergeben eine weit bessere Dampfaufnahmefähigkeit der Wände und größere Wohnlichkeit.



Baufrösche 1981

Warum sollte hier nicht ein Regal für alte Zeitschriften sein? Kann man hier leicht Wäsche trocknen, Fotos abziehen, ein Baby wickeln? Kann man hier ein Bild an die Wand hängen? Weder noch. Die Bäder sind clean aber unwohnlich. Mit der Küche ist es oft ähnlich. Sie ist das direkte Abbild der Putzmittel-Werbung, in ihrer scheinbaren Sauberkeit eine üble Quelle permanenter Verdreckung und Vergiftung der Abwässer. Dabei ist doch die Küche der wichtigste Ort in der Wohnung: wenn das Gerede von der Emanzipation der Geschlechter ernst gemeint ist, müssen hier zwei gleichzeitig arbeiten können, einer am Herd,

der andere bei der Gemüsevorbereitung oder ähnlich. Da oft auch noch Kinder mit zu beaufsichtigen sind, spricht viel für eine Wohnküche oder ihr ähnliche Kombinationen von Koch- und Wohnbereich.

**Gute Wohnungen (für mehr als zwei Personen) haben mindestens zwei voneinander abtrennbare Bereiche und sind verschieden zu schalten.**

Dies ist eigentlich nur ein Plädoyer für den guten alten, von den optimierenden Architekten aber immer als unnütze Verkehrsfläche mißachteten Flur. Denn viele etwa gleich große Zimmer können nur über einen zentralen Flur erschlossen und ggf. auch abgetrennt werden. Er ist so etwas wie die interne „Straße“, die den „Anliegern“ eine gewisse Selbstständigkeit sichert und für Kleinkinder (deshalb) eine ideale Spielfläche darstellt. Nur ein solcher Flur ermöglicht die vielfältige Schaltung der Räume und sichert deren

Zurückgezogenheit. Alle bei Architekten so beliebten Versuche, den Flur in Wohnraum zu verwandeln oder Räume flurlos über Treppenpodeste (split level) zu erschließen, mindern die Wohnqualität, solange wir jedenfalls nicht Luxuswohnungen mit starkem Repräsentationsbedarf zu planen haben. Dies hat sehr stark auch etwas mit dem Thema „wohnungsinterner Schallschutz“ zu tun. Denn kurze Wege in der Wohnung sind immer auch kurze Wege für den Schall. Ganz im Gegenteil sollten wir uns öfter fragen, ob nicht eine Verlängerung der internen Erschließung – nämlich durch völlige Abtrennung eines Zimmers z. B. – nützlicher sein könnte. Solch ein abgetrenntes Zimmer ermöglicht das Untervermieten, wenn ein Kind aus dem Haus ist, und erleichtert den Übergang zur Selbstständigkeit in der Pubertät. Die berühmte „sturmfreie Bude“ jedenfalls hatte ihr Gutes ebenso wie die oben schon erwähnte Mansarde. Mindeststandard aber – jedenfalls bei größeren Wohnungen – ist der Flur oder – bei Maisonettenwohnungen – das abgeschlossene interne Treppenhaus, das zwei potentiell getrennte Wohnungen erschließt. Lohnt sich ein solches nicht, ist das in der Regel ein deutlicher Hinweis, daß die Wohnung für eine Mehrgeschossigkeit ohnehin zu klein ist. Maisonettenwohnungen sind manchmal aus anderen Gründen wichtig und die einzige Möglichkeit, z. B. möglichst viele Hauseingänge an einen städtischen Platz zu bringen oder ein vorgeschriebenes Steildach zu nutzen. Man sollte sich aber über die vergleichsweise höheren Kosten (größerer Trennwandanteil, doppelte Erschließung) im Klaren sein und dann die Mehrgeschossigkeit auch nutzen, zwei möglichst selbstständige Geschosse zu bekommen. Die bei Architekten so beliebten

Galerien jedenfalls sind im sozialen Wohnungsbau der reinste Terror. Sie eignen sich vielleicht für Atelierwohnungen (von denen es im sozialen Wohnungsbau mehr geben sollte!) und sonst nur für Villen, also für Wohnungen mit extrem großen Wohnflächen pro Person.

### **Riskante „Flexibilität“**

Neuerdings hört man wieder öfter etwas von „variablen“ oder „flexiblen“ Wohnungen. Unter diesen Begriffen plädierte man in den 60er Jahren für veränderbare (variable) Wohnflächenaufteilungen oder vergrößerbare(flexible) Wohnflächen. Beide Strategien haben sich als äußerst aufwendig und unpraktisch erwiesen. Versetzbare Wände bedeuten hohe technische Vorkehrungen, wenn sie hinlänglich Lärmschutz bieten sollen, und darüber hinaus größere Vorhaltungen an Elektroinstallation. Flexible Wohnungsgrößen kann es aber nur mit einer Vergrößerung nach außen, also einem Versetzen der aufwendigen Gebäudehülle geben, denn die Erweiterung nach der Seite, zum Nachbarn hin, setzt voraus, daß dieser gleichzeitig verkleinern will, was in der Praxis so gut wie nie paßt.

Variabler sind deshalb Grundrisse, die mit Schließen oder Öffnen einer Tür ermöglicht werden. Und eine Vergrößerung oder Verkleinerung der Wohnfläche ist leichter durch Hinzumieten oder Abgeben von Mansarden zu erreichen. Solche Mansarden sind aber nach den derzeitigen Förderrichtlinien nicht förderbar, da diese vom Begriff der Abgeschlossenheit der Wohneinheit ausgehen. Es ist deshalb dringend an der Zeit, über diese Voraussetzungen neu nachzudenken und hier zu neuen Regelungen zu kommen. Wir

haben hier von der leichten Schaltbarkeit und Teilbarkeit der guten Wohnung gesprochen. Ich füge noch eine weitere Qualität an, die man allerdings nicht als Mindeststandard bezeichnen kann, die man aber durchaus ständig im Auge behalten sollte:

**Gute Wohnungen lassen sich leicht z. B. zu gemeinsamer Kinderbeaufsichtigung verbinden.** Wir haben bei zweien unserer Wohnprojekte die Eingangsterrassen (der Reihenhäuser) mit einem schmalen „Überlauf“ verbunden, den man auch ganz dezent mit einem großen Blumentopf stillegen kann. Das älteste Beispiel ist jetzt sechs Jahre alt. Nur 2 von 15 Parteien haben diesen Überweg gesperrt. Es ist eben so, daß in vielen Fällen ja nicht das Reinsehen der vertrauten Nachbarn, sondern das Klingeln und Zur-Tür-gehen müssen lästig ist. Das macht auch verständlich, wieviel Störung ein solcher Übergang über den Balkon (oder durch eine Schleuse in Gestalt eines von zwei Seiten benutzbaren Abstellraums) ersparen kann.

### **Gute Nachbarschaft braucht Zäune!**

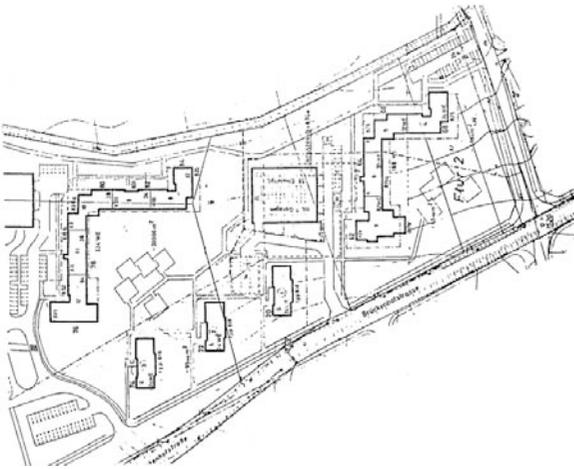
Die Forderungen oder Mindeststandards, die wir formuliert haben, lassen sich auch so ausdrücken: Alle zum Wohnen gehörenden Flächen und Räume sollen unzweideutig einer bestimmten Zahl von Menschen zugeordnet, also nur für sie zugänglich sein. Andernfalls kann keine Nachbarschaft und keine Verantwortlichkeit entstehen. Das System der Erschließung enthält also Filter oder Schwellen, die den Kreis der Benutzer eingrenzen. Und tatsächlich sind wesentliche Elemente einer solchen Erschließung, wie das

Wort ja auch schon sagt, so scheinbar abweisende und unfreundliche Dinge wie Zäune, Mauern, abschließbare Tore usw. Gerade von jungen und „weltoffenen“ Bauherrn, die gemeinsam und in der Gruppe bauen wollen, werden solche Dinge zuerst fast immer mit Entrüstung abgelehnt. Man will doch gerade gemeinsam etwas machen. Aber gerade dann, halten wir ihnen entgegen, muß man sich verabreden, wo man etwas zusammen machen will und wo nicht. Will man selbst für seine Tomaten verantwortlich sein? Nun, dann muß man sie abgrenzen, vielleicht nicht gleich einzäunen, aber doch eine deutliche Grenze für diese Absicht markieren. Und ein Zaun ist dabei gar nicht so übel. Er verhindert, daß die Dreijährige des Nachbarn unschuldsvoll alles niedertrampelt, schützt auch vor unfreiwilligen Angriffen mit Fußbällen und läßt es so dann tatsächlich eher zu den sprichwörtlichen Gesprächen über den Gartenzaun kommen. Grenzen der verschiedenen Art sind also nicht Symbole der Intoleranz und Spießigkeit, sondern ganz im Gegenteil Zeichen eines geregelten und friedlichen Nebeneinander, aus dem dann am ehesten einmal eine Gemeinschaft erwachsen kann, die „unseren kranken Nachbarn auch“ mitträgt und über nachbarliche Höflichkeiten weit hinausgeht.

### **Straßen: die „Fenster“ der Siedlung**

Macht man sich das klar, so wird auch deutlich, woran die vielberichtigten Massensiedlungen der 60er und 70er Jahre kranken: Es ist nicht zuförderst der „Beton“, die Monotonie, die Tristesse der Fassaden! Es sind – etwas überspitzt formuliert – die fehlenden

Zäune und Grenzen! Es sind diese diffusen Abstandsflächen, für die niemand außer einer im Akkord arbeitenden Gärtnertruppe zuständig ist, die Treppenhäuser mit viel zu vielen Parteien und anonymisierenden Fahrstühlen, und – und das ist besonders wichtig – die Abwesenheit von Straßen, die diesen Namen verdienen. (Die also mehr sind als oberirdische Großgaragen). Denn wir sind keine Dörfler mehr. Wir – und besonders die Jugendlichen – wollen auch den neugierigen Blicken der lieben Nachbarn entfliehen können: Wir suchen die Anonymität der Stadt. Begegnungen, Bekanntschaften, Neuheiten, schöne Augen, Träume, Geschäfte, Angebote ... die Stadtstraße eröffnet Perspektiven, Weite. Wo es sie vor dem Haus nicht gibt, nur eine Sackgasse oder einen Fußweg, ist die Wohn-Tristesse ohne Fenster und Ausweg. Ob gehobene Reihenhaussiedlung oder soziale Großsiedlung: Wo dieses Fenster fehlt, gibt es ein schwüles Sozialklima, das sich jederzeit in Ausbrüchen von Haß und Gewalt entladen kann. Da wir immer noch mit Bebauungsplänen konfrontiert werden, die keine wirklich öffentlichen (und also an beiden Enden offenen!) Stadtstraßen ausweisen, halte ich hier noch einmal in plakativer Verkürzung fest: **Zum Wohnen braucht man „hinter dem Haus“ einen umfriedeten Hof, und „vor dem Haus“ eine Straße (keine Sackgasse!).** Das ist nun wirklich die allermindeste Voraussetzung. Und wo sie fehlt, kann man sich alle weitere Liebesmüh schenken. Kürzlich wurden wir eingeladen, Sanierungsvorschläge zu einer Großsiedlung der 70er Jahre zu machen, die Mitte der 80er Jahre eine Zeitlang von wachsendem Leerstand bedroht, später dann auf Grund der wachsenden Nachfrage wieder voll bewohnt, aber



immer noch ziemlich verrufen war. Tatsächlich hatte man auf engem Raum hier alle typischen Fehler einer miserablen Wohnungsplanung beieinander. Vor den Häusern keine Straße, sondern irgendwo daneben. (Und das ist natürlich dann keine Straße im hier gemeinten sozialen Sinne mehr). Hinter den Häusern das gleiche wie davor: Gehölze, Rasen. Keine Abgrenzungen. Irgendwo dazwischen: Spielplätze. Es war klar – für uns

jedenfalls – was hier zu tun war. Man musste dafür sorgen, daß vor dem Haus so etwas entstand wie „Straße“ und hinter dem Haus ein Hof. Das Hauptinstrument unserer Sanierung war also – sehr zum Erstaunen der Auftraggeber – ein etwa 2 Meter hoher und mit Rankern dicht bepflanzt Maschendrahtzaun. Man muß sich einen Augenblick ausmalen und plastisch vorstellen, welche Veränderung von dieser einzigen Maßnahme ausgeht: Die ganze Siedlung zerfällt plötzlich in solche Bereiche, in denen man sich fortbewegt, zum Bus oder zum Kiosk geht, mit dem Rad fährt usw.; und in solche, die jeweils nur von den Treppenhäusern erreichbar sind und die man deshalb nicht ohne weiteres betreten kann. (Natürlich müssen Tore für die Feuerwehr bleiben). Stellen wir uns nun vor, daß zu jedem Treppenhaus so ein Hof gehört und daß an den Rändern schon ein dichter Kranz von Sträuchern und Bäumen gepflanzt ist: Bis auf die beiden 14 bzw. 16-geschossigen Häuser wären dann an jedem Hof jeweils zwischen 24 und 32 Wohnpar-



teilen beteiligt: zwar immer noch zu viel für normale Verhältnisse, aber doch wenig genug, um Fremde von Nachbarn unterscheiden zu können. Hier gäbe es eine ungewisse, aber doch nicht unrealistische Chance, dass die Bewohner eines Treppenhauses diesen Hof als ihren begreifen und ihn sich nach ihren Bedürfnissen aneignen, wenn die Baugesellschaft ihnen dabei

freie Hand läßt und sie dabei noch mit den Beträgen, die sie heute noch für die Pflege dieser Flächen ausgibt, unterstützt. Wie solche Hofflächen nach einiger Zeit aussehen könnten, führten Carsten Nibbes und Hans Thalgott schon 1984 an Beispielen Hamburger Mietergärten vor<sup>1</sup>. Stellen wir uns einen Augenblick eine solche Zukunft für diese Flächen plastisch vor, so haben wir eine Ahnung davon, was das Aufstellen von Zäunen (und natürlich der Anschluß der Treppenhäuser an die rückwärtige Hoffläche) an Veränderung bewirken kann. Ich kenne kaum eine andere Maßnahme, die ein so günstiges Kosten-Nutzen-Verhältnis hat wie diese. Aber weiter: Die Bereiche vor den Häusern, wo sich nun der ganze Verkehr der Stadtteilbewohner und ihrer Besucher abspielt, sind deshalb immer noch keine Straße im gebrauchsförmigen Sinn. Straße in diesem Sinne können sie erst werden, wenn sie

<sup>1</sup> Carsten Nibbes, Hans Thalgott: Mietergärten direkt bei der Wohnung. In Stadt, Heft 1, Februar 1984

- von vielen „Adressen“ gesäumt werden, nicht nur von einigen Hauseingängen,
- auch für Kinder gefahrlos, trotz hier fahrender Autos, bespielbar sind.
- wenn sie von vielen Fenstern kontrolliert werden können, übersichtlich und nachts gut beleuchtet sind, sodaß sie Schutz vor Belästigungen und sexueller Gewalt bieten<sup>1</sup>,
- wenn sie auch einigermaßen Schutz vor Wind und Wetter bieten und
- wenn sie wirklich öffentlich, also auch an beiden Enden offen für Durchgangsverkehre aller Art sind, Autos vielleicht aufgenommen.

Wir schlugen also vor, die Erdgeschoßwohnungen nach und nach zu entmieten und hier Praxen und Geschäfte, eine schon vorhandene Sozialstation und eine Krankenschwester unterzubringen, die verbleibenden Wohnungen direkt von der Straße zu erschließen und jedem Eingang einen kleinen Gemeinschaftsraum zuzuordnen, der von der Straße und vom Eingang her einsehbar ist. Auf der anderen Straßenseite, also jeweils am rückwärtigen Rand eines angrenzenden „Hofs“, plazierten wir in unserem Sanierungsvorschlag etwas, für das wir schon bei einer früheren Quartierssanierung die Bezeichnung „Werkgarage“ gefunden hatten. Darunter verstehen wir eine Garage, die groß und hell genug ist, um eine Werkbank darin aufzustellen und die nach hinten oder nach oben

<sup>1</sup> Kerstin Siemonsen, Gabriele Zauke: Sicherheit im öffentlichen Raum, Zürich 1991.

mit einem Freisitz und einem kleinen (Dach-)Gärtchen verbunden ist. Die Baugesellschaft könnte hierfür Selbsthilfegruppen interessierter Mieter zusammenstellen. Mit solchen besonders an Wochenenden vielfältig benutzten Garagenhäußchen könnte die gegenüberliegende Straßenseite geschlossen werden. Der Bereich zwischen diesen beiden so gebildeten Straßenwänden erhält dann statt der unübersichtlichen Büsche eine befahrbare und verschiedenen beispielbare, aber nur teilweise (zum Rollschuhfahren und Malen z. B.) asphaltierte Fläche, gerade Reihen von Straßenbäumen und natürlich eine gute Straßenbeleuchtung. Mir geht es bei dieser Beschreibung nur darum, die Fantasie des Lesers auf solche ziemlich unspektakulären Veränderungen und die sehr erheblichen mit ihnen verbundenen sozioklimatischen Änderungsprozesse zu richten. Diese relativ geringfügigen Eingriffe verändern die Situation total. Man kann hoffen, daß die Wohnungen schon durch diese Umfeldmaßnahmen aus ihrer Isolation herauskommen und die Wohnzufriedenheit und die Identifikation mit dem Haus deutlich zunehmen. Ohne daß wir auch nur etwas an dem miserablen Erscheinungsbild der Blocks selbst verändert hätten, würde doch die Tristesse dieses Bildes hinter zahlreichen Spuren von Aneignung und Besitz verschwinden. Das jedenfalls ist die realistische Hoffnung. Ob sie berechtigt ist, muß die Erfahrung zeigen.

### **Gemeinschaftliches Wohnen**

Ich habe hier von Mindeststandards gesprochen. Wir sollten uns aber wenigstens kurz noch mit einem Wohnbedarf beschäftigen,

dessen Berücksichtigung zwar nicht Mindeststandard, schon bald aber allgemeiner Standard sein sollte. Ich meine das Gemeinschaftswohnen. Natürlich: Kommt man Baugesellschaften damit, winken sie ab: " Ich bitte Sie – das haben wir doch längst alles probiert!" Hier sollten wir uns nicht so schnell ins Boxhorn jagen lassen. Bitte wo haben Sie das probiert? Waren denn dort diese Mindeststandards für die Bildung von Nachbarschaft erfüllt? Man wird sehen: was probiert wurde und was – natürlich – schief gegangen ist, war die Einrichtung eines Gemeinschaftsraums für eine im übrigen nicht vorhandene Nachbarschaft und ohne die (auch finanzielle) Beteiligung der Mieterschaft. Einrichtungen dieser Art, das sollte man sich klarmachen, können erst und nur dann funktionieren, wenn die oben beschriebenen Mindeststandards berücksichtigt sind.

Wenn sie aber funktionieren, können sie das Wohnklima eines ganzen Quartiers, das zeigen Beispiele aus skandinavischen Großsiedlungen, erheblich verbessern. Bei uns scheitern derartige Einrichtungen im Sozialen Wohnungsbau womöglich schon an den Förderrichtlinien. Worum geht es? Gemeinschaftliche Einrichtungen werden besonders von solchen Bewohnern und mehr noch Bewohnerinnen nachgefragt, die Ein- oder Eineinhalbzimmerwohnungen (oder gemeinsam Vierzimmerwohnungen) bewohnen, ein Kind zu versorgen haben oder/und berufstätig sind. Diese Kleinhaushalte bilden in Großstädten schon die Hälfte aller Haushalte. Der Alltag dieser Menschen ist nur zu bewältigen, wenn man sich gegenseitig verschiedene Aufgaben abgibt. Wenn jemand eine Zeitlang z.B. auf mehrere Kinder aufpaßt, wenn jeweils einer für mehrere die

Einkäufe tätigt oder kocht, wenn man sich für Besuche noch ein Gästezimmer teilt usw. Alles das aber braucht Räume. Wir haben die Erfahrung gemacht, daß bei frei finanzierten Wohnprojekten die Leute bis zu 10.000 DM Mehraufwand für solche Einrichtungen gerne zu zahlen bereit sind. Und wie unsere schwedischen Kollegen stellen wir fest, daß sich diese Nachfrage keinesfalls, wie zunächst vermutet, auf Intellektuelle beschränkt. In Schweden gibt es inzwischen einen regelrechten Boom im Bau von großen Kollektivanlagen, und er wird dort, wenn alte Leute mit aufgenommen werden, staatlich gefördert<sup>1</sup>. Ich reiße dieses Thema hier nur an, weil wir hier immer noch „Familienheime“ bauen und der Gesetzgeber offenbar bis heute keinen Anlaß gesehen hat, dies zu ändern.

### **In schwierigen Fällen: Anwaltsplaner!**

Am Schluss dieser Abhandlung möchte ich noch kurz auf ein Thema eingehen, das in diesem Zusammenhang nicht unbehandelt bleiben sollte: das Verhältnis von Trägern zu ihren Mietern. Denn auch dieses ist eine Art Standard, kann die Wohnsituation und die Aneignung und Verantwortlichkeit erheblich beeinflussen. Dieses Verhältnis ist in den meisten Fällen tief gestört. Es hat wenig Sinn, von außen vorwurfsvoll auf eine der beiden Seiten zu zeigen. Als Architekten, die zuweilen hier zwischen die Fronten geraten, stellen wir jedoch jedesmal fest, daß das Misstrauen auf beiden Seiten – vermutlich berechtigt – groß ist. In solcher Situation kann man hier auch von außen wenig bewegen. Als von der bösen Gesell-

<sup>1</sup> Jürgen Schuh: Kollektives Wohnen, Veröffentlichungen des Fachbereichs Architektur, Gesamthochschule Kassel, 1988.

schaft bezahlter Architekt steht man schon für die Mieter auf der falschen Seite. Setzt man sich aber – z. B. zusammen mit einer studentischen Projektgruppe – ohne offiziellen Auftrag für die Mieter ein, so wird alles, was man vorschlägt, von der Baugesellschaft von vornherein als unrealistisch abgewehrt.

In Berlin, das eine lange Geschichte von Mieterkämpfen bis hin zu „Instandbesetzungen“ hinter sich hat, ist man längst dazu übergegangen, vom Bezirk bezahlte Anwaltsplaner einzuschalten. Und folglich gibt es dort Büros, die bereits über langjährige Erfahrung auf diesem Feld verfügen und auf beiden Seiten respektiert werden. Bei größeren Sanierungsprojekten wird dann eine Projektgruppe aus je einem Vertreter der Baugesellschaft, des Senats, des Sozialplanungsbüros, des Bezirks und der Architektengruppe gebildet, die als Clearing-Stelle fungiert und bürokratische Hemmnisse relativ rasch ausräumen kann. In solchen Gruppen ist auch die Chance gegeben, unspektakuläre aber effektive Änderungen, wie sie heute besonders unter dem (viel mißbrauchten) Stichwort „ökologisch“ erforderlich werden, durchzusetzen. Nur durch diese Voraussetzungen war es zum Beispiel in Berlin-Neuköln möglich, eine wunderschöne Nachkriegssiedlung mit einem dichten Besatz von Mietergärten mit reichlicher Kleintierhaltung zu erhalten und – durch Aufstockung – zu verdichten. (Die Baugesellschaft allein hatte anfangs diese Siedlung abreißen und verdichtet wieder aufbauen wollen, steht aber inzwischen längst überzeugt hinter diesem Erhaltungskonzept und will es anderswo auch anwenden.)

Wohnungsbau ist jedenfalls, das ist vielleicht deutlich geworden, kein Thema für "Leute mit originellen Einfällen". Guter Woh-

nungsbau ist auch keineswegs identisch mit guter Architektur, schon eher mit gutem Städtebau. Als ich diese Mindeststandards in einem Fortbildungsseminar der Architektenkammer darstellte, wurde anschließend Enttäuschung laut. Da hätte man sich doch neue Erkenntnisse erhofft. Was ich hier berichtet hätte, seien doch alles „alte Hüte“. Richtig. Aber man muß als Wohnungsplaner auch bereit sein, sich diese bewährten Modelle aufzusetzen, statt sich von der gerade aktuellen Mode verleiten zu lassen. Nur dann gibt es eine Chance, daß am Ende Brauchbares herauskommt. Auch die Stadtplaner müssen sich mehr um diese (Erschließungs-)Standards kümmern, anstatt sich mit zu eng gezogenen Baugrenzen und Vorschriften über Dachneigungen, Firstrichtungen, Farbe der Dacheindeckung, Sockelhöhen usw. um die Architektur zu sorgen. Sie sollten sich mehr darum kümmern, dass die Mindeststandards für einen brauchbaren Wohnungsbau im Bebauungsplan gesichert werden: daß es genügend öffentlichen Straßenraum gibt und – außer in der Innenstadt – nicht mehr Geschoßflächen, als diese Straßen noch „mit Anstand“ Abstellplätze aufnehmen können. Und sie müssen sicherstellen, daß Bestehendes, (Bauten, Bäume, alte Betriebsstraßen, Feldraine) nicht so leicht zerstört wird. Aber Ziegeldächer vorzuschreiben, wo wir schon aus wasserwirtschaftlichen und kleinklimatischen Gründen dringend mehr Dachgärten brauchen, das kann nun wirklich nicht mehr im öffentlichen Interesse liegen.



**Zum Wohnen gehören nicht nur (beheizte)**

**Wohnflächen** Statt wie ausgeschrieben das Land mit Reihen- und Doppelhäusern zu überziehen, sollte eine kompakte Stadt im Westentaschenformat entstehen:

"Rundlitz". Von einer "Stadtmauer" aus "Laubengaragen" umgrenzt. und durch die hierher verlegte Schulerweiterung mit Sport- und Schwimmhalle bereichert, bietet diese autofreie "Altstadt" den Bewohnern genügend

Möglichkeiten zu gewerblicher und nichtgewerblicher Tätigkeit in Werkstätten,

Telebüros und Läden. (Städtebaulicher Wettbewerb Wohnpark Wandlitz, Baufrosche 1995)



## II.9

# **7 Regeln für die Planung neuer oder nachzuverdichtender Wohngebiete**

(1991)

1) Installiere frühzeitig eine Projektgruppe, mit allen an der Planung zu Beteiligten. (Stadt, Land, HeLaBa, Mieter, Architekt und Landschaftsplaner) In politisch schwierigen Fällen: unter Leitung eines zu berufenden Planungsanwalts.

2) Achte auf die Flurstücksgrenzen bzw. bestehende Parzellierungen. Sie sind Voraussetzung, daß städtische Mischung entstehen kann. Plane anfangs mit Luftbildern!

3) überhaupt: Plane mit und nicht gegen den Bestand an (Betriebs-)Straßen, Bäumen, Gebäuden (auch hässlichen), Wasserläufen, noch vorhandener technischer Erschließung.

4) Sei erzkonservativ hinsichtlich der Straßen und Freiflächen und Sorge dafür, daß sie unauffällig in das umgebende Freiraum- und Straßengefüge integriert werden. Aber lass deinem Architekten Freiheit bei der Gestaltung selbstbewusster, moderner Wohnarchitektur.

5) Sorge für eine abgestufte Erschließung mit normalen Stadtstraßen, aber ohne Tiefgaragen (jedenfalls außerhalb der Innenstadt)!

Eine gut abgestufte Zugänglichkeit ist Voraussetzung für die Herausbildung nachbarschaftlicher Gruppen, die sich für ihren Bereich verantwortlich fühlen.

6) Achte auf Vollständigkeit der milieutypischen Räume und Flächen ("Vollständiges Wohnen"), damit sich eine Quartiersidentität bilden kann. Zum Wohnen gehören nicht nur (beheizte) Wohnflächen!

7) Vermeide Bau- und Betriebskosten, die zu vermeiden sind. (Anders gesagt: Baue "ökologisch"!.) Kläre mit der Stadt, ob sie die Kosten für Einzelfallprüfung von kostensparenden Standardabweichungen durch Gutachter mitträgt (s. hier II.4)

II. 10

## **Wohnen, wohnen, nichts als wohnen!**

(2001)

Als ob es wirklich nichts anderes gäbe als Auf-der-Couch-sitzen, Glotzen, Essen, Schlafen: Nichteinmal der mittlerweile zum Standard gehörende PC, der ja wenigstens manchmal noch mit kreativer Arbeit verbunden ist, findet im üblichen Wohnungsbau seinen Raum. Man baut Wohnungen immer noch nach diesem Programm, wenn gefördert, dann nach den technischen Richtlinien, die auch nichts anderes mit dem Wohnen verbinden, und sonst Dreizimmerwohnungen und nochmal Dreizimmerwohnungen bis runter zum Erdgeschoss, weil man andere vermarktbare Nutzungen als Wohnen oder mal einen Laden einfach nicht kennt. Und wenn sie gut mit Auto und Bahn erreichbar am Stadtrand gebaut sind, weitab von Drogendealern, Autolärm und vollgeparkten Stadtstraßen, sozusagen im Grünen "auf dem Land", so finden solche Wohnungen auch ihre Käufer, vorausgesetzt, es gibt einen Carport und ein kleines Kellerersatzrümchen noch dabei. Natürlich, wenn "das Land" bald vollgebaut ist nach allen Richtungen mit solchen rolladenbewehrten Wartesälen, wenn die Einzelkinder in der städtischen Oberschule oder schon ganz aus dem Haus sind, dann wird sich der Mangel mit Macht zeigen: Denn was werden die Leute hier anderes tun, als möglichst bald den Tod vor Langeweile sterben, wobei sich noch herausstellt, daß ja auch der Friedhof viel zu weit weg ist! Vor allem: was werden die Leute hier miteinander

tun? Natürlich: Grillen, auf der Straße. Es muß ja kein Rindfleisch sein!?! Vielleicht gibt es ja auch irgendwo einen Basketballkorb an einer Garagenwand, oder eine Boolebahn. Aber was sonst? Gymnastik? Tai Chi? Chorsingen? Musik üben, Schularbeiten, Tango tanzen? Und wo ist eine Kneipe und wo eine Kirche, falls noch oder wieder Bedarf ist? Also wird man immerzu fahren müssen: zur Gymnastik, zur Grabpflege, zum Chor. Oder doch nur wieder auf der Couch sitzen und glotzen.

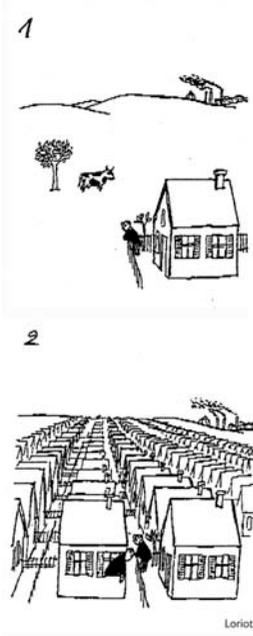
Und wir Architekten freuen uns, wenn wir solche Wettbewerbe gewinnen und machen notgedrungen dabei mit. Was bleibt uns auch anderes übrig. Oder gibt es realistische Alternativen, die wir unseren Auftraggebern vorschlagen könnten? Wir (Baufrosche) knacken schon lange an dieser Nuss, genaugenommen seit 1978, als Marcel Monard und ich in einem Wettbewerb für Kassel-Bettenhausen das "Vollständige Wohnen" forderten und mit entsprechend ausgestatteten Häusern auch den 1.Preis machten. Seither haben wir eine ganze Reihe von Rezepten entwickelt. Aber weder wurde jener Wettbewerbsentwurf je verwirklicht noch haben wir andernorts davon viel realisieren können. Aber es mag ja anregend sein, diese Vorschläge nochmal zur Diskussion zu stellen: Ich zähle sie hier auf:

**1. Freizeit- und Kulturläden:** Darunter verstehen wir zunächst nur roh installierte 50–100 qm große Gebäude verschiedenen Zuschnitts im Neubauquartier an Stellen, die für Wohnen ebenso wie für Gewerbe schlecht vermarktbar sind: also z.B. an Bewoh-

nersammelparkplätzen oder an Bahnüberführungen usw. Die Investoren werden durch städtebaulichen Vertrag verpflichtet, z. B. je 100 qm erstellter Wohnfläche 1,5 qm solcher Treffs oder Shops mit zu erstellen. Diese werden dann von einem Sozialarbeiter "angefahren" und später von einer Nutzergruppe bewirtschaftet. Hingewiesen sei auf den Unterschied zum Gemeinschaftshaus: Diese nichtgewerblichen Läden sind Angebote an jedermann und nicht zentrale Einrichtung einer Siedlung. Deshalb sollte es auch möglichst nicht nur *eine* solche Räumlichkeit, sondern mehrere und möglichst verschiedene davon geben.

**2. Werkhof:** Es wird eine Fläche an geeigneter Stelle freigehalten, auf der nach Fertigstellung des Neubauquartiers – möglichst in Selbsthilfe – eine Reihe von Werkstätten an einem gemeinsamen Hof mit gemeinschaftlicher Sanitäreanlage und Kochgelegenheit errichtet wird. Das ist rechtzeitig in die Pläne einzutragen und politisch von Anfang an so festzuklopfen, daß später keiner mehr zurückkann. Und von Anfang an muß klar sein, daß diese Flächen nicht gewerblich genutzt werden, sondern der Eigenarbeit und der Fortbildung dienen. Auch hier braucht man, wie in der Kasseler Unterneustadt, tatkräftige Unterstützung der Investoren und der Kommune, die auch die notwendige anfängliche Öffentlichkeitsarbeit unterstützen und einen Sozialarbeiter für die Anfahrtzeit finanzieren. In Kassel gibt es bislang nur die freigehaltene Hoffläche, aber eine sehr lebendige Initiatorengruppe, die eine Lehrküche, eine Computerwerkstatt, eine Werkstatt für Solartechnik, eine Tauschbörse und eine Töpferei einrichten will. Eine

solcher Werkhof könnte personell von einem Altenwohnheim in der Nähe profitieren und umgekehrt.



**3. Jugendturm:** Das ist so etwas wie eine neugebaute Ruine, ein ungemütliches Gemäuer ohne Wärmedämmung, Zentralheizung und Hausmeister, das sich Jugendgruppen aneignen können. Es muß mit ihnen geplant und auch mit ihnen und Auszubildenden gebaut werden. Vielleicht gibt es Kaminfeuer oder Kanonenöfen darin. Im obersten Geschoss gibt es einen Grillplatz, wo man auch ein Feuer machen kann, ohne die Nachbarschaft zu stören. Das ist ein Abenteuerspielplatz, ein Rückzugsort, wo Jugendliche unter sich sein können. Früher gab es dafür ja noch wirkliche Ruinen oder alte Bunker oder Scheunen. In unseren gepflegten Nurwohnsiedlungen ist aber kein Ort mehr dafür da. Und wenn doch, dann beschweren sich gleich die Anlieger. Vielleicht gelingt es, in unserem neuen Stadtteil Bocholt-West den damals im Wettbewerb vorgeschlagenen Jugendturm jetzt zu verwirklichen. Interesse ist da.

**4. Central Park mit Sozialen Gärten:** Überhaupt die Jugend: Was soll die eigentlich anfangen, wenn überall nur Wohnungen und Carports und Autos sind? Wo gibt es einen Bolzplatz, wo man ungestört bolzen kann, wo kann man Volleyball spielen und wo den ersten Kuss probieren? Parks sind teuer in der Unterhaltung. Leberecht Migge hatte deshalb in den 20er Jahren Parks aus Schrebergärten angelegt, mit breiten Spazierwegen und mit Sportanlagen dazwischen. Heutzutage könnten ökologische Ausgleichsflächen so angelegt sein: Mietgärten, dazwischen Spazier-

wege mit Bänken in kleinen Nischen aus Hainbuchenhecken und engestreute Sportflächen verschiedener Qualität. Aber dafür braucht man eine kommunale Politik: Architekten allein können sowas zwar zeichnen, aber nicht durchsetzen.

**5. Laubengaragen:** Garagen sind immerhin Räume, die nicht unmittelbar dem Wohnenwohnenwohnen dienen. Hier kann man auch Tischtennis spielen oder sein Auto draußen lassen und eine Werkstatt einrichten. Und wenn die Garage nicht direkt beim Haus ist und noch mit einem Gärtchen verbunden, so wird eine Art Wochenendhaus daraus. Wir nennen das Laubengarage und haben solche Wochenend-Garagen-Nachbarschaften in vielen Wettbewerbsbeiträgen und Vorträgen propagiert: Immer stößt die Idee auf viel Wohlwollen und sogar Begeisterung. Aber erst jetzt wird ein erstes Beispiel verwirklicht: in Leipzig. Die Architekten haben uns Zeichnungen davon geschickt. Das wäre ein Anfang. Die Idee wurde übrigens erstmals von Studenten der Kasseler Hochschule für eine Fuldaer Hochhaussiedlung entwickelt, vor 19 Jahren!

**6. Gemeinschafts-Ausbaukeller:** Ich glaube ja, daß Keller, richtige Keller, früher manches Elend des Nurwohnens verhindert haben, weil sie in der Zeit danach noch Wohnfolgebedarfe aufnehmen konnten: Da wurden Werkstätten, Hobbyräume, kleine Bars und Saunen eingerichtet, da konnte man (wenigstens tags) am Schlagzeug üben. Hier unten gab es letzte Residuen kulturellen Lebens. Aber Keller sind teuer, jedenfalls solange man immer nur bloße Abstellräume darunter versteht, und so werden sie heute

zunehmend minimiert, wenn sie nicht ganz durch sogenannte Kellerersatzräume wegrationalisiert werden. Deshalb ist schon viel gewonnen, wenn man z.B. bei Mehrfamilienhäusern die Keller so plant, daß sie später auch für solche Wohnfolgebedarfe einzeln oder gemeinschaftlich in Anspruch genommen werden können.

**7. Beteiligungsplanung** Plant man für eine Bauherrengruppe, ist das alles nicht so schwer: Hier kann man nach unserer Erfahrung die Bauherrschaft leicht von den Vorzügen gemeinsamer Einrichtungen überzeugen, die den einzelnen ermöglichen, aus der Wohnung heraus zu kommen und irgendwo in der Nähe noch einen Raum für die Mitnutzung zu haben, der nicht dem bloßen Wohnen dient. Aber Beteiligungsplanung ist auch für Architekten eine wirtschaftlich heikle Angelegenheit. Investoren lassen verständlicherweise die Finger davon. Und sie weisen natürlich auch nicht auf die Öde hin, die ihre Wohnsiedlungen erst später offenbaren, dann, wenn die Landschaft weg ist und alle ihr Häußchen (wie bei Lorient) bezogen haben und garnichts mehr zu retten ist.

Die öffentliche Hand sollte deshalb wenigstens dafür sorgen, daß für diese Zeit danach einige eingestreute Flächen für solchen gewerblichen und nichtgewerblichen Wohnfolgebedarf zurückgehalten werden. Schon bei der zurückgehaltenen Fläche in der Kasseler Unterneustadt war zu beobachten, daß hier bald Nachfrage entsteht: Jemand wollte hier eine (gewerbliche) Tanzschule bauen, ein anderer eine Keramikwerkstatt, die auch Kurse anbietet, also Einrichtungen, die das Nurwohnen durchaus bereichern könnten und deren spezielle Ansprüche vorher garnicht absehbar sind.

### III

## Stadt, Stadtzentrum und Erinnerung

III. 1

## **Stadtplanung: einfach! Konzepte: gewöhnlich!**

(mit Nikola Dischkoff, 1978)

*"Ich fürchte, daß ich das Wort 'gewöhnlich' nicht unbedingt übernehmen möchte, außer es ginge erst durch die Hände eines Dichters"* Louis Kahn

Stadtplanung und Architektur sind zwei verschiedene Paar Stiefel. Im folgenden ist nur von dem Bereich die Rede, in dem diese Verschiedenheit nicht so groß ist, schon deshalb nicht, weil hier die gleiche Zunft am Werke ist. Um es vorweg zu sagen: Nur dieser Teil stadtplanerischer Arbeit ist einfach. Und nur in diesem Bereich haben die Konzepte gewöhnlich zu sein. Jedenfalls ist das die Behauptung, um die es im folgenden geht. Also keine neue Theorie. In diesen sieben polemischen Papieren geht es lediglich um ein etwas unverkrampfteres Verhältnis der Stadtplaner und Architekten zu ihrem anscheinend so schwierigen Stoff. Zwei Überzeugungen vertreten wir auf den folgenden Seiten:

**I. Stadtplanung (in diesem Bereich) ist keine Wissenschaft und keine Kunst, sondern nur "Wacheschieben", Aufsicht halten. Also auf jeden Fall nichts (in der Zielfindung) besonders schwieriges.**

**2. Stadtplanung (in diesem Bereich) braucht keine neuen Entwürfe. Sie muß sich im Gegenteil um die vorhandenen kümmern, soweit sie schon Konzept und Form geworden sind.**

Beginnen wir mit dem Zweiten, denn das ist schließlich ein Angriff auf des Architekten Liebste Beschäftigung: das Entwerfen! So verliebt ist der Berufsstand in seine Entwürfe, daß seine Mitglieder stets sorgfältig darauf achten, daß man den Produkten ihrer Entwurfsarbeit auch ansieht, daß sie entworfen sind. "Hier steh' ich", sagt so ein Bauwerk bester Provenienz, "ich kann nicht anders! ich bin nämlich entworfen! " Ähnlich ergeht es, oft genug, auch ganzen Stadtanlagen, soweit sie entworfen oder per Entwurf verändert worden sind. Und je mehr die Zunft das Entwerfen zu einer Art kultischen Handlung hinaufstilisiert, desto schlimmer werden die Produkte! Ja, man könnte überspitzt sagen: daß wir so viel (nachweisbar!) schlechte Bauten, Wohnsiedlungen, Bürostädte und "Zentren" haben, liegt einfach daran, daß die Architekten unbedingt gute Entwürfe machen wollen. Ihr eingebildetes Berufsethos hält sie davon ab, etwas Gewöhnliches und Bewährtes schlicht zu wiederholen, (womit sie, wie an anderer Stelle schon hervorgehoben, unbewußt zu den geheimen Ideologen eines raschen Konsums geworden sind). Die Sucht, ständig etwas Neues, "Modernes" machen zu müssen, setzte die bis dahin noch vorhandene Evolution der (Bau)Formen zunehmend außer Kraft. Dem Formdefizit, das Architektur und Stadtplanung seither ergriffen hat, entspricht auf der anderen Seite ein Übermaß an konzeptionslosen Entwurfskunststücken und Effekthaschereien, aus deren Fehlern wir nichts lernen können, weil nicht einmal klar ist,



welches Problem sie eigentlich lösen wollten. Um das Ausmaß der Verheerung zu begreifen, das diese Entwurfssucht stadtplanender Architekten angerichtet hat, muß man sich nur ein Meßtischblatt nehmen und die städtebaulichen Erzeugnisse der 50er, 60er und 70er Jahre mit denen älteren Datums vergleichen. Die "Briefmarken" hier zeigen Durchschnittliches aus der Frankfurter Gegend, wohl aber auch Repräsentatives für viele Gegenden in ziemlich vielen Ländern. Zu sehen ist nur, was der Maßstab 1: 25 000 hergibt, das rein physische Konzept nämlich, ohne "Art und Maß" des Lebens dahinter, aber auch ohne den Zweck oder die Gestalt der Bauten, Anlagen oder Gevierte im einzelnen: diese abstrakten, aber doch für jedermann verständlichen Abbildungen von "Städtebau im Ergebnis" zeigen in der oberen Reihe "normale" Stadt, auch entworfen, aber noch vor den Exzessen moderner Entwurfssucht, und in der unteren Reihe dann die Erzeugnisse geschulter Entwurfsspezialisten. Der Vergleich macht schnell erkennbar, welche wesentlichen Formmerkmale das Gebilde Stadt bestimmen und wie sich die Entwerfer darüber hinweggesetzt haben: Unauf-

findbar sind nämlich in der unteren Reihe die öffentlichen Stadträume und ihre stadtypische Vernetzung. Das eigentlich Städtische findet sozusagen nicht mehr statt. Und man sieht, daß es in den letzten 20, 30 Jahren zwar eine Menge "Planung" gab, nur offenbar nicht die Planung von Stadt.

Die gewöhnlichen, nämlich räumlich gefaßten und untereinander vernetzten Stadträume, also Straßen, Alleen, Plätze, Gassen usw., blieben zwar – soweit vom Bombenkrieg verschont – noch im Dienst (und bewährten sich vorzüglich!), nur wiederholen durften sie sich nicht. Städtebauliche Normalität gab es ab den 50er Jahren allenfalls noch bei anspruchslosen Zweifamilienhaus-Siedlungen oder wiederaufgebauten Altstadtlücken. Hier durften alternde Baubeamte ihr erlerntes Handwerk noch ausüben, doch ansonsten rieten die hochdotierten Planungsberater davon ab. Für die Zunft war es Ehrensache, die vernetzten Stadträume planmäßig zu ignorieren. Schließlich entsprach diese Abkehr auch der Haltung einer selbsternannten Avantgarde. Mit nichts weniger als der Zukunft im Visier, aber nicht viel mehr als dem Bleistift in der Hand mußte auf Teufelkommaus Wirkung erzielt werden. Von Erfolgskontrolle, von gründlicher Forschung war keine Rede. Entwerfen, "Architektur" war eben doch die eigentliche Berufsaufgabe, hier steckte die gern politisch verbrämte, aber total unpolitisch gemeinte "Chance für den Neubeginn": Die "Moderne Stadt" war ein Kunstprodukt, ein Thema der Feuilletons, die fixe Idee der gleichen etwas exaltierten Clique, die mit Politik nichts im Sinne hatte, aber sich auf jeder Vernissage versammelte. Wen wundert es, daß dieses Künstlervölkchen Städte baute, die mit "Stadt"

ebensowenig zu tun haben wie ein "Wagen" ohne Achse und Räder mit einem Wagen? Einmal so gebaut, ist sowas noch ein *happening*. In Serienproduktion – schon merkwürdig. Aber über 20 Jahre lang nichts als "Wagen ohne Räder" dem Abnehmer als Wagen anzubieten – das soll wohl ein Fehltritt gewesen sein! Selbst der "Spiegel" rät nach soviel Kunstfehlern zu "Büßerhemden". Zu befürchten ist nur, daß die Zunft auch die wieder aus der Boutique bezieht.... Inzwischen hat sie sich schon schnell die progressiv klingenden Begriffe von den "Produktionsbedingungen" und den "Verwertungszusammenhängen" zu eigen gemacht. Daran soll's also gelegen haben. Oh nein, liebe Freunde, so billig kommt ihr nicht davon. Denn solche Erklärungsversuche übersehen bewußt die Ideologie dieses Berufs (und damit seine relative Unabhängigkeit von jenen Bedingungen): Schließlich erfanden Architekten und Städtebauer alle diese verrückten Fortschrittmäntelchen, die sich die Politiker und Auftraggeber dann natürlich nur zu gerne anzogen. Und damit wurden sie immerhin selbst der ideologische Teil jener "Bedingungen", die die Produktion all der Massenquartiere und Flächensanierungen begünstigten, die heute niemand gebaut haben will.

Ein Mißverständnis sollten wir allerdings von vornherein vermeiden: Unser Hinweis auf die alten Stadtstrukturen sollte nicht so verstanden werden, daß alles wieder ins Lot kommt, wenn die Städtebauer nur wieder so entwerfen wie die Hubers und Haussmanns. Diese derzeit in Umlauf befindliche neueste Architekturmode ist hier nicht gemeint. Es geht hier überhaupt nicht so sehr um die auf dem Reißbrett produzierbaren Figuren und Strukturen,

sondern um den Prozeß ihres Zustandekommens. Denn es ist die isolierte Tätigkeit des Entwerfens, die alle diese Willkürlichkeiten erzeugt. Wo die Erzeugung eines Plans als individueller, schöpferischer Akt mißverstanden und mit dem Entwerfen gleichgesetzt wird, kann nichts Normales, Bewährtes zustande kommen, können sich keine Konzepte und Formen entwickeln. Das aber ist entscheidend: Denn Formen, also alle die gewohnten und vertrauten Erscheinungsweisen, für die wir Namen und Begriffe haben, zeichnen sich gerade dadurch aus, daß sie **Resultate einer Entwicklung durch Wiederholung** sind, also gerade keine Entwürfe! Dieser ihrer allmählichen und kollektiven Entstehung verdanken sie ihre Unauffälligkeit. Und unauffällig sind sie solange, wie das Konzept, dem sie folgen, noch stimmt. Bis dahin sind sie die vertrauten Substanzen eines wohlvertrauten Bildes, konstituierender Teil dessen, was das von den Nazis mißbrauchte und den Modernen mißachtete Wort "Heimat" einmal ausdrückte. Ein immer noch großer Teil der sichtbaren städtischen Umwelt ist von solchen gewohnten und wiedererkennbaren Formen bestimmt. Und es blieb einer zornigen Journalistin vorbehalten, die entwurfssüchtige Zunft auf die Schäden hinzuweisen, die sie bei ständiger Mißachtung dieser Konzepte für die (amerikanischen) Städte verursachten. Jane Jacob's Buch wurde, als es dann endlich 1963 hier erschien, viel beklatscht, aber offenbar wenig verstanden. Weiterhin wurde munter drauflos entworfen, so als gelte es immer noch, mit wilhelminischem Plüsch und Pomp zu brechen. Und obwohl Jane Jacobs an vielen Beispielen belegt hat, wie sehr die wahrnehmbaren Merkmale der altbewährten Formen immer nur die

Oberfläche des ganzen komplexen Konzepts bilden, wie sehr also die baulich beeinflussbaren Formmerkmale mit Merkmalen kombiniert sind, die nur mittelbar, über komplexere Planungsmaßnahmen beeinflusst werden können, hat sich seither eine neue Spezialdisziplin etabliert, die sich unter dem bezeichnenden Etikett "Stadtgestaltung" dazu anbietet, Stadtplanungsprobleme auf solche des guten Geschmacks zu reduzieren.

Das andere Mißverständnis von Stadtplanung, gegen das wir hier polemisieren, ist ihre Selbstdarstellung als "schwierige" Wissenschaft. Wenn wir in der Überschrift behaupten, Stadtplanung sei einfach, so wollen wir damit dem verbreiteten Irrtum entgegen-treten, demzufolge Stadtplanung ebenso eine Sache der Fachleute sei wie die Molekularbiologie. Es ist an der Zeit, daß die Stadtplaner selbst verbreiten, daß der fachliche Teil ihrer Arbeit einfach ist. Jedenfalls nicht schwierig in dem Sinne, daß man das eben studiert haben muß, wenn man da mitreden will. Denn es ist doch wohl jedem von uns klar, daß nur der geringste Teil planerischer Entscheidungen von gesichertem Fachwissen ableitbar ist, d.h. ein großer Teil planerischer Urteile und Entscheidungen ist ganz subjektiv und steht mit unserem gesicherten Wissen in nur sehr lockerer, wenn nicht gar widersprüchlicher Verbindung. Was wir den Laien voraushaben, ist – neben der Kenntnis gewisser Instrumente (vom Zeichenstift bis zum Planungsrecht) und ihrer Handhabung – die **praktische Übung im Umgang mit komplexen Problemen**. Von daher wissen wir auch besser als die Laien, wie vergeblich die Hoffnung ist, aus der Fülle der Faktoren und Bedingungen Optimallösungen ableiten zu können. Das heißt, wir

kommen zwar schneller als Laien zu praktikablen und zulässigen Lösungen, aber in ihrer *Bewertung* sind wir letztlich genauso blind wie sie, erst recht dann, wenn wir ortsfremd und von der Entscheidung selbst nicht unmittelbar betroffen sind. Im Grunde sind unsere Urteile zu einem großen Teil eben Geschmacksurteile, gerade so wie die, die wir bei der Auswahl eines Möbels anwenden. Nur daß sie im Bereich der Stadtplanung eben keine bloß privaten Folgen haben. Dies ist das Dilemma jeder Sozialwissenschaft: es gibt immer eine Anzahl von Variablen, die sich für ein rationelles Entscheidungsmodell kaum begrifflich isolieren und schon gar nicht optimieren lassen. Im Falle der privaten Entscheidung nennen wir diesen unzugänglichen Rest eine "Geschmacksfrage". Im Falle kollektiver oder kommunaler Probleme ist dieser Rest aber nur politisch auszuhandeln. Die fachliche Arbeit kann also legitimerweise nur das Problem beschreiben, soweit es mit ihren Mitteln beschreibbar ist. Eine Planungspraxis aber, die komplette Lösungen offeriert und sie nicht als subjektiven Vorschlag, sondern als Ergebnis "wertfreier" wissenschaftlicher oder sonstwie gottbegnadeter Arbeit darstellt, entzieht das Problem seiner notwendigen politischen Verarbeitung.

Gerade das aber ist die landläufige Praxis. Als besonders wirksam bei dieser heimlichen Machtübernahme gutachtender Planer erweist sich die berufstypische Kombination aus Stadtbaukunst und Sozialwissenschaft, die jeweils bei Zweifeln an den sozialen Folgen einer Planung den Rückzug auf künstlerisch-ästhetische Notwendigkeiten, bei Kritik an der Ästhetik aber den Hinweis auf "Ergebnisse der neuesten Sozialwissenschaft" erlaubt. Bedenkt

man noch, daß städtebaulicher Rat häufig teuer eingekauft wird und daß ja sprichwörtlich (nur) guter Rat teuer ist, so kann man sich leicht ausmalen, wie sehr diese Kombination aus Kunst, Wissenschaft und Honorar das Vertrauen der Stadtväter auf das eigene, ganz normale Urteil erschüttern mußte, erst recht dann, wenn der teure Rat auch sichtbar zu einem sehr außergewöhnlichen und verblüffenden Ergebnis kam. Jedenfalls ist die Geschichte dieses Faches die Geschichte einer grandiosen Scharlatanerie: Während anfangs und nur im Ausnahmefall noch pathetische Reden und avantgardistische Zeichnungen ausreichten, um einen ganzen Magistrat in Mäzenatenrausch zu versetzen, wurde es später üblich, daß man neben Statistiken und bunten Kartierungen auch schon mal das Geäder eines Ahornblattes oder einen durchgeschnittenen Kohlkopf an die Wand des Ratssaals projizierte, was die für Laien etwas befremdliche Planung dann als "im Grunde ganz natürlich" hinstellte. Und in den 60er Jahren gehörte es zum Handwerk, den Ratsherren zwischendurch ein paar sozialwissenschaftliche Brocken hinzuwerfen oder gleich einen leibhaftigen Soziologen mitzubringen, um das neue Zentrum "mit Kommunikationszone" durchzubekommen. Denn natürlich gab es für jeden Entwurf irgendein Problem, das er bestens löste, jedenfalls dem ersten Anschein nach: Straßenverbreiterungen samt Hausabriß "lösten" das Verkehrsproblem. Städte im Grünen lösten das Immissionsproblem. Quartiere mit gegliederten Nachbarschaften "lösten" das Isolationsproblem der Städte im Grünen. Die Trennung von Fahrstraße und Bürgersteig "löste" das Schulwegproblem usw. Lauter kurzschlüssige Problemlösungen, mit denen

sich die Stadtplanung als Sache für den Experten profiliert hat. Und sage niemand, die überdimensionalen Fußgängerzonen, neuester Hit der Kurzschlußplanung, seien eine Erfindung der Handelskammern! Städtebauer haben sie erfunden. Wie schon zuvor die bis dahin größte deutsche Flächensanierung seit dem Bombenkrieg, die ebenfalls den noch sentimental zaudernden Stadtvätern von einem teuer bezahlten städtebaulichen Gutachten angetragen wurde, garniert mit viel Statistik und eindrucksvollen Diagrammen. Die beiden letzten Beispiele können uns gleichzeitig daran erinnern, daß das Geschehen natürlich nicht von den großen Städtebau-Scharlatanen allein bestimmt wurde: wenn auch die Laienöffentlichkeit mit Erfolg zum Verstummen gebracht werden konnte; der Geschäftssinn einer mächtigen Bau- und Bodenlobby war so leicht nicht zu trüben. Eine Art darwinistischer Erbaulese sorgte dafür, daß "Ideen", die ihrer Rationalität nicht standhielten, sich gar nicht erst weiter fortpflanzen konnten, andere dagegen sehr.(...)

Ein neues, zukünftiges Arkadien zu entwerfen, diese vermeintlich schöpferische Planungsaufgabe ist jedenfalls nicht das Geschäft heutiger Stadtplanung, sollte es nicht sein. Großformatige Visionen zukünftiger Städte sind allenfalls ideologische Spiegelungen eines lärmenden und blindwütigen Stadtumbaus, den ein nach besserer Anlage drängendes Kapital unablässig nach seinen eigenen Kriterien besorgt. (...). Hier genügt es, sich klarzumachen, daß unter den gegebenen Bedingungen Stadtplanung nicht viel mehr sein kann als **kommunale Selbstverteidigung auf der ganzen Linie**. Und diese hat sich notgedrungen zuallererst auf ihren

ureigensten Bereich zu konzentrieren: auf den Bestand ihrer Straßen und Freiräume, also das Gerüst der Plätze, Parks, Alleen und Straßen. Es ist ihre Aufgabe, diesen Bestand zu halten, dafür zu sorgen, daß er "bewohnbar" bleibt anstatt, wie gerade in Darmstadt wieder geschehen und in Kassel geplant, die letzte innerstädtische Erholungsfläche an ein Kaufhaus zu verscherbeln. Deshalb ist das ganze Geschäft eben entgegen allen anderslautenden Bezeichnungen (Stadtentwicklungsplanung, Flächennutzungsplanung) doch nicht vielmehr als "Begrenzungs-" oder "Verhinderungsplanung". Auch die gute alte Fluchtlinienplanung vor 100 Jahren tat ja nichts anderes, als die Grenze zwischen Privat und Öffentlich festzulegen, (und das auch damals schon unter dem Druck jener Lobby). Natürlich ist solche "Verhinderungsplanung" von Kriterien der Flächennutzungs- und Standortplanung nicht abtrennbar, doch auch auf dieser Ebene geht es ja hauptsächlich um Grenzziehung und Begrenzung im weitesten Sinne des Wortes, wobei eine Menge bitterer Erkenntnisse, vor allem aber ein ganzes Paket gesetzlicher Instrumente den nicht zu leugnenden Fortschritt gegenüber jener alleingelassenen Fluchtlinienplanung von Anno dazumal ausmachen.

Gegenüber dieser klar umrissenen und eigentlich ziemlich bescheidenen Aufgabe erscheint der theoretische Aufwand, der heute um Planung getrieben wird (bei gleichzeitigem Stagnieren einer problem- und kostenbezogenen Stadtforschung!) ganz unangemessen. Die Qualität von Stadtplanung sollte besser daran gemessen werden, wie sehr es gelingt, den Versuchungen scheinbar gewinnbringender Gewerbeansiedlung (zu Ungunsten des flachen Landes),

vom Bund geförderten Straßenausbaus oder anderer investitions-trächtiger Baumaßnahmen zu widerstehen. Dazu bedarf es keiner großartigen Theorie, sondern im Gegenteil: man muß die Unmöglich-keit, das Optimum fachlich ableiten zu können, offen darstel-len und den politischen Charakter der Probleme (als Interessen-konflikte) in der Öffentlichkeit erkennbar machen. Also gerade keine Fachgutachten, um Streit zu schlichten und den Stadtvätern die Entscheidung abzunehmen, sondern im Gegenteil das Ein-geständnis, daß nur der kleinste Teil des anstehenden Problems fachlich beschreibbar und lösbar ist, der große Rest aber politisch. Nur unter dieser Voraussetzung kann eine auf kommunale Selbst-verteidigung zielende Stadtplanung bestehen. Denn: **nur die Grenzen, die nach einem von allen verstandenen und von der großen Mehrheit getragenen Konzept gezogen sind, werden auch gehalten.**

Für die Planungspraxis hat das zweierlei Konsequenz:

1. Sie muß sich zur Gewohnheit machen, für jedes Problem mög-lichst vollständige Alternativreihen zu ermitteln. Denn nur durch die Darstellung der wirklichen Entscheidungsvielfalt wird der poli-tisch zu entscheidende Teil der Problematik für die Öffentlich-keit erkennbar und für die parlamentarische Debatte zugänglich.
2. Sie muß sich bemühen, den durch Experiment und Bewährung objektivierbaren Teil der üblichen Probleme nach und nach zu ver-größern, also den Fundus empirischer und nicht nur vorgeblicher Gewißheit zu erweitern.

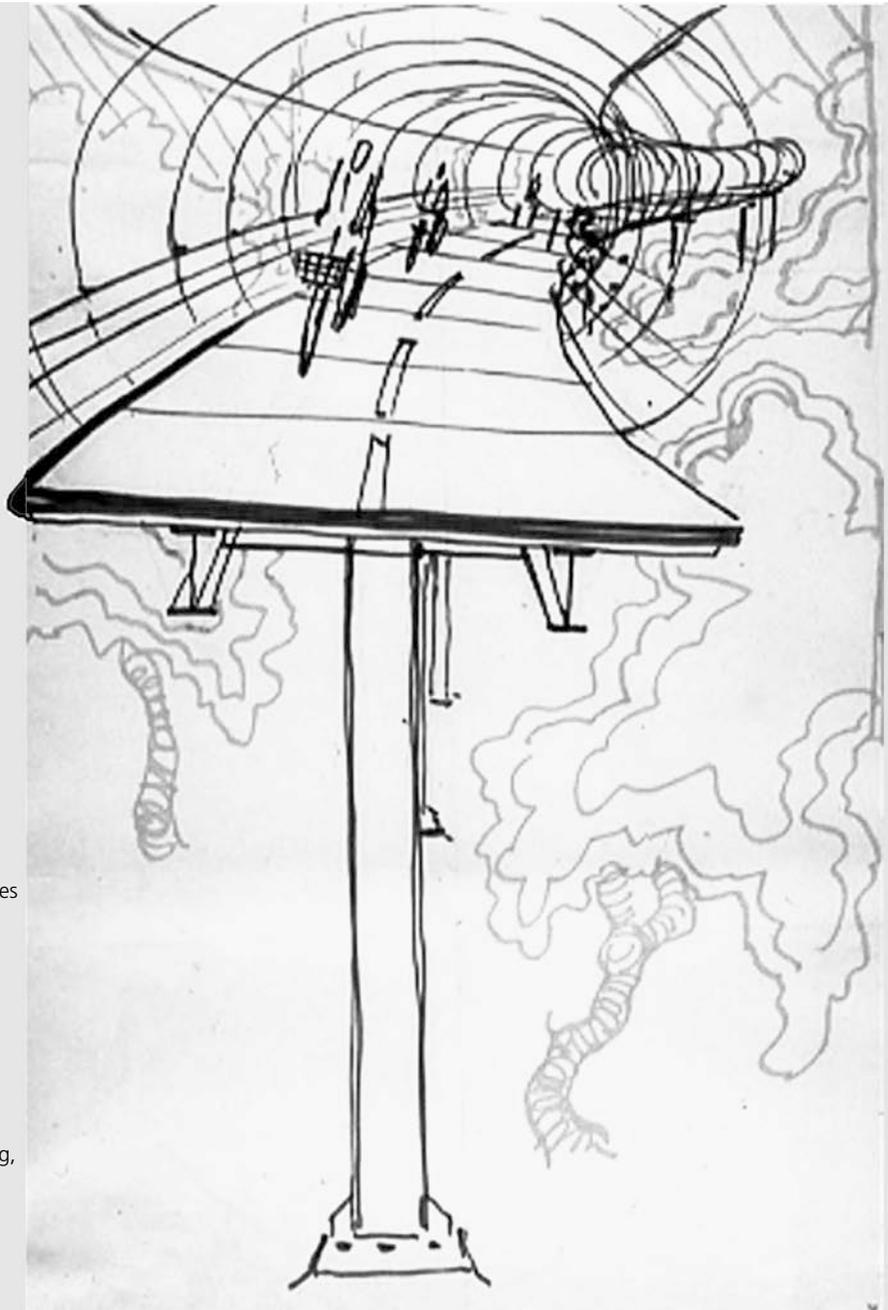
Was das Erste betrifft, so haben wir an anderer Stelle *eine* von sicher noch anderen gangbaren Methoden zur Herstellung von Problemöffentlichkeit beschrieben (s. I .3). Dabei wird (per Ideenwettbewerb) eine *vergleichbare* Entwurfsmenge eingeholt und dann nach konzeptionellen Ähnlichkeiten derart sortiert, daß man zu einer statistisch gesehen vollständigen Vielfalt von Alternativen gelangt. Die Rolle der Fachleute ist bei diesem Verfahren deutlich darauf beschränkt, den Raum des fachlich und sachlich Möglichen auszuleuchten und für die Politiker begehbar zu machen. Und die Laien lernen dann – wie es sich gezeigt hat, sehr schnell – wo das Latein der Planer am Ende ist und wo sie sich selbst entscheiden müssen. Bezeichnenderweise wurde dieses Verfahren von Fachkollegen verschiedentlich als "zu stark vereinfachend" kritisiert. Vereinfachend ja. Nur was heißt "zu stark"? (... Solche Aufdeckung von Alternativen ist zugleich geeignet,) der Stadtforschung auf die Beine zu helfen, indem sie die in der Planungspraxis aktuellen Streitfragen herausarbeitet und so ihre empirische Untersuchung in Gang setzen kann. Das aber ist die zweite Konsequenz: die Erweiterung des objektivierbaren Teils der üblichen Probleme, also die Vermehrung des durch Bewährung gesicherten Wissens und somit die Zuspitzung und Eingrenzung der politisch zu lösenden Probleme. Denn die Ergebnisse der Stadtforschung sind ja nicht zuletzt auch deshalb so dürftig, weil ihre Fragestellungen zu wenig problem- und praxisbezogen sind und andererseits die Stadtverwaltungen oft konzeptionslos und ohne gegenseitigen Erfahrungsaustausch vor sich hinwursteln, so daß kaum vergleichbare Erfahrungsreihen zustandekommen. Andererseits spart eine-

mehr sozialpolitisch engagierte Stadtforschung gerne diejenigen-Felder aus, die eine bloß empirische Bearbeitung verlangen und überläßt sie kampflos einer bornierten Fachwissenschaft. Dabei wären gerade hier (z. B. in der an objektiven Kosten orientierten Infrastrukturforschung oder in der kostenbezogenen Erforschung von Wohnqualität) scharfe Verteidigungswaffen für eine bürger-nahe Stadtpolitik zu schmieden.

Schließlich geben wir noch eine dritte Konsequenz zu bedenken, auf die wir im Weiteren allerdings nicht näher eingehen werden: nämlich ob nicht eine etwas weniger analytische und begriffliche Arbeitsweise als die, wie sie in den letzten Jahren üblich geworden ist, nicht angesichts der dargelegten Einfachheit der Probleme besser wäre? Denn oft tragen die stark schematisierenden und nur mit Legende verstehbaren Kartierungen mehr zur Verunklärung bei als zur Klärung und bluffen den Laien hinsichtlich ihres wirklichen Aussagegehalts ebenso wie hinsichtlich der wirklichen Handlungsmöglichkeiten. Immerhin ist doch unbestreitbar, daß die mit jeder Analyse verbundene Abstraktion mit der löblichen Absicht, auch die "unsichtbaren" Strukturen des bearbeiteten Gebiets sichtbar zu machen, die Gefahr mit sich bringt, daß aus Gründen analytischer Ästhetik und Astreinheit gerade die Astlöcher unterschlagen werden, an denen in der Wirklichkeit dann aber womöglich alles hängen bleibt. Die Planersprache und ihre zeichnerische Umsetzung haben in diesem Fall entgegen allen guten Vorsätzen schon etwas Bürokratisches, Schreibtischtäterhaftes angenommen, und ebnen in analytischer Abstraktheit leicht den Weg für den üblichen, kurz-schlüssigen Kraftakt – den großen (Ent)Wurf!

**Unterführungen und  
Fly-over-Brücken  
braucht man allenfalls  
für ein luxuriöses  
Fahrradwegenetz ...**

Anstelle der Ersatzbebauung für eine geplante Straßenverbreiterung wurde ein komunales, wind- und regengeschütztes Fahrradwegenetz zur Begrenzung des Pendlerverkehrs vorgeschlagen. (aus dem Wettbewerbsbeitrag für Ersatz-Wohnbebauung an einer Cloppenburgger Straße in Oldenburg, M. Wilkens 1972)



### III. 2

## **Die zehn Binsenweisheiten der 'einfachen' Stadtplanung**

(mit Nikola Dischkoff, 1978)

1. Das Gerüst der öffentlichen Stadträume, also der Straßen und Plätze, in ein Netz. Denn die Beziehungen der Städter untereinander sind nicht durch Nähe und Brunnengemeinschaft bestimmt. Deshalb "ist die Stadt kein Baum"<sup>1</sup>. Gefangene, nur von Schlaufen und Sackgassen erschlossene Quartiere sind Stadt aus der Retorte.

2. Viele kleine Veränderungen in der ganzen Stadt sind besser als wenige große, viele kleine Veränderungen nacheinander sind besser als wenige große "zusammenhängende". Sie sind nur viel schwerer durchzusetzen. Investitionen, die dem Zentrum nützen, sind häufig schädlich für die Gesamtstadt.

3. Je einfacher und flexibler der öffentliche Nahverkehr, desto besser! Der ÖPNV gehört (bei Städten unter 1 Million) auf die Straße und nicht darunter. Unterführungen und Fly-over-Brücken braucht man allenfalls für ein luxuriöses Fahnadwegenetz.

4. Gute Stadtplanung stellt nicht ihre Baudenkmäler, sondern die Kantsteine unter Denkmalschutz. Wer RASTet, rostet! Straßen-

<sup>1</sup> Christopher Alexander: A City is not a tree, in: Architectural Forum April/Mai 1965.

verbreiterungen erzeugen nur Verkehr und damit ein neues Verkehrsproblem an anderer Stelle<sup>1</sup>. Autoschleichwege sind nicht zu vermeiden, sondern zu vermehren! Denn nicht auf Vermeidung, sondern auf Verteilung von Nachteilen ist achtzugeben.

5. Wohnhäuser müssen wenigstens eine ruhige, private (oder wenigstens halbprivate) Seite haben. Das ist einer der Gründe, warum sich auch in reinen Wohngebieten Fußgänger und Autofahrer in der Regel den Straßenraum teilen müssen.

6. Wer eine Bebauung entwirft, entwirft zugleich auch eine nicht bebaute Fläche: taugt diese nur zur Einhaltung der Abstandsregeln, ist die Aufgabe nicht gelöst. Bauten sollen immer auch nutzbare Außenräume bilden: Straßen- und Platzräume der verschiedenen, wohlvertrauten Formen, so wie sie in der Umgangssprache aufgehoben sind.

7. In der Stadt hat jede Wohnung Anspruch auf ein Stück Straße und ein Stück Grün. Damit die Straße bewohnbar ist, wird sie von Häusern räumlich gefasst und von Bäumen beschattet. Die Wohnungen haben Fenster zur Straße.

8. Der viel beschworene "menschliche Maßstab" ist keine Frage der Straßenwand und ihrer Fassaden, sondern eine der Verhältnisse dahinter. Sind alle verschiedenen Nutzungsanforderungen in der Bemessung und Gliederung der Straßenwand hinreichendberück-

<sup>1</sup> RAST: Richtlinien für den Ausbau von Stadtstraßen

sichtigt, gibt es keine "an sich" maßstablosen Fassaden. Es gibt aber maßstablose Nutzungen.

9. Daß einige alte Leute des Abends unter einem alten Ahorn auf einer Bank beieinander sitzen, ist nicht immer nur die Folge des alten Ahorn und der Bank. (Das ist der häufige Irrtum der "Stadtgestalter"). Für den Planer ist es zunächst ein Indiz stagnierender Mieten. Denn u. a. sind es lange Zeit gleichbleibende Mieten, die die Vertrautheit der Kontakte sichern!

10. Bauen und alles verändern – das ist die Kunst der Spekulanten. Vieles verhindern und (fast) nichts verändern, das ist die Kunst der Stadtplaner!

## Stadtarchitektur

(1994)

### **Erschließung als Grundthema**

Erschließen hat mit abschließen zu tun. Was nicht abgeschlossen ist, ist offen, d.h. öffentlich. Die Stadt oder auch eine ländliche Ortslage ist – so gesehen – ein System offener und aufgeschlossener Flächen und Räume. Wobei dieses Aufschließen oder Erschließen in Schritten erfolgt, die den Zutritt für jeweils kleinere Untergruppen ermöglichen. Die unterste Stufe nennen wir dann privat. Die Polizei darf z.B. ohne Hausdurchsuchungsbefehl nur bis zu einer bestimmten Grenze. Dieser Bereich wird der "umfriedete" genannt. Die stufenweise Erschließung ermächtigt bestimmte Gruppen, einen Raum oder eine Fläche "zu besetzen". Damit entsteht zugleich eine Regelung, wer für diese Flächen und Räume verantwortlich ist. Gruppen, die gemeinsam für bestimmte Räume und Flächen verantwortlich sind, nennen wir Nachbarschaften. Diese werden durch eine richtig gestufte Erschließung sozusagen ausgefiltert. Wenn man die Bildung gut gehender Nachbarschaften als ein wesentliches Ziel sozialer Organisation der Stadt akzeptiert, ist das System der Erschließung dann richtig gestuft, wenn die Gruppen auf den einzelnen Stufen bestimmte Mengen nicht überschreiten. Denn nur dann können sich Nachbarschaften bilden. Für die drei untersten Stufen kann man diese Zahlen ganz gut bestimmen. Eine Person erschließt ein Zimmer. Eine bis ca. 8 Personen

Fläche/Raum:	erschlossen durch:	Besetzer:
<i>öffentlich</i> (z.B. beiderseits offene Straße)	alle (BürgerInnen), jedermann	> 1000
<i>halböffentlich</i> (z.B. Sackgasse)	alle die hier wohnen/arbeiten Typische Frage: "Suchen Sie hier jemand?" Agressiver: "Was haben Sie hier zu suchen?"	>50 - 1000
<i>halbprivat</i> (z.B. Treppenhaus)	die (bekannten) Nachbarn Typisch: man grüßt sich	20 - 50
<i>privat</i> (z.B. eine Wohnung)	eine Wohnpartei, eine Familie	2 - 8
<i>sehr privat/ intim</i> (z.B. ein Zimmer)	eine Person, ein Paar	1 - 2

erschließen eine Wohnung. Ca. 20–40 Menschen erschließen die 10–12 Wohnungen eines Mehrfamilienhauses oder eines Wohnsträßchens. In den vielen falschen Wohnsiedlungen der 70er Jahre waren auf dieser Stufe aber oft weit mehr als 50 Personen, manchmal über 200! Da kann sich dann natürlich keine Verantwortlichkeit mehr bilden. Vandalismus und Hausmeister halten ihren Einzug.

Aber auch nach der anderen Seite zu, also der Öffentlichkeit, kann man hieraus klare Schlüsse ziehen. Denn soweit die Erschließung offen für jedermann, also öffentlich sein soll, kann dies nur über ein Netz oder Gitter von Straßen geschehen. Denn nur ein solches vernetztes System ist offen. Baumartig verästelte Systeme haben diesen Charakter nicht. Ihre Glieder sind einseitig gerichtet und am Ende Sackgassen. Ein solches System bildet keine Öffentlichkeit. Deshalb "ist die Stadt kein Baum" (Chr. Alexander). Städte baumartig zu organisieren, war einer der vielen Irrtümer der Moderne. Allerdings sollten wir auch sehen, daß zu solcher Netzstruktur eben auch eine relativ gleichmäßige Verteilung des Verkehrs und seiner Quellen und Ziele gehört, denn in einem Netz sind zwar periphere von inneren Bereichen unterscheidbar, doch läßt sich kein genaues Zentrum bestimmen. Dieses und verschiedene untergeordnete Knotenpunkte sind jedoch in einem baumartigen Graphen sehr wohl bestimmbar. Deshalb sind die Lagewerte hier zwangsläufig sehr ungleichmäßig verteilt. Insofern stellten die gleichmäßig gerasterten Straßennetze der transatlantischen Stadt-

neugründungen schon ihrer Struktur nach eine bürgerliche, offene Gesellschaftsordnung dar. Neueste Angriffe auf die Öffentlichkeit der Straße kommen als ökologische Großtaten getarnt daher: Von Großinvestoren in Privat-public-partnership-Planungen der Stadt abgeluxte Straßenstücke werden verglast und erscheinen wie mediterrane Bazare: doch sie sind nicht wirklich öffentlich: sie bilden nur eine vom Investor kontrollierte Teilöffentlichkeit, solar-beheizt. Mischung ist gut. Aber nur mit der richtig gemischten Erschließung bitte und nicht als "sehr großes Gebäude"! Hier geht die Fantasie mit Rem Koolhaas und anderen Propagandisten von drive-in-Cities durch. Stadtöffentlichkeit braucht die Straße: unbeheizt, ohne Glasdach, außerhalb von Gebäuden und auch nicht als Sackgasse oder Fußweg. Das ist altmodisch aber wahr.(...)

Der Schutz und die Weiterentwicklung dieser vernetzten Straßen und die Verteilung der Verkehrsziele und -quellen darin (Art und Maß der Nutzung) obliegt der Stadtplanung, sollte ihr jedenfalls obliegen, dies und sonst nichts. Als die stadtbedrohenden Mächte noch nicht so groß waren – im vorigen Jahrhundert – gelang ihr das noch, wenngleich auch damals eher zugunsten der Investoren als der Bewohner der Hinterhäuser. Sie betrieb ihr Geschäft tapfer und trickreich als Kanalisations- und Straßenplanung, wobei mit Fluchtlinien und maximalen Bauhöhen die bebaubaren Flächen und das Maß ihrer Ausnutzung bestimmt wurden. Erst durch die Einbeziehung ästhetischer Kriterien wurde daraus eine Sache der Architekten: aus dieser unglücklichen Ehe entstand der sogenannte Städtebau, ein Bastard aus Erschließungsplanung und Architektur, der immer dazu neigte, seine wenig kultivierte Abstammung hinter



**Auf dem Platz ist die Staustufe der Pegnitz schon hörbar** Kreuzgassenviertel in Nürnberg mit Seniorenturm und anmietbaren Werkstätten auf der rechten Platzseite. Skizze und Lageplan aus dem prämierten Wettbewerbsentwurf (Baufrösche 1985, Fertigstellung 1991)



hochtrabenden künstlerischen Ambitionen zu verbergen und dabei seine eigentliche Aufgabe sträflich vernachlässigte. Inzwischen scheint es jedenfalls höchste Zeit, daß die Planer wieder zu ihren Laisten zurückkehren und sich um ihre Straßen, ihren ÖPNV, um Art und Maß der Nutzung und die Bestände kümmern. Aber aus der Architektur sollten sie sich gefälligst heraushalten! Voraussetzung einer solch deutlichen Abgrenzung wäre aber auf der anderen Seite die späte Rückkehr der Architekten zum Prinzip einer gestuften Erschließung auf der Basis vorhandener Flurstücke und Parzellierungen.

Nun gibt es natürlich ein Aufgabenfeld, wo es um beides geht, um öffentliche Erschließung *und* Architektur. Dieses Feld nenne ich Stadtarchitektur, um deutlich zu machen, daß es dabei nicht um den Entwurf neuer Städte oder Stadtteile gehen kann. Der Unterschied zur Architektur im üblichen Sinne ist nur der, daß sie die Gebäude mehr vom öffentlichen Raum als von den inneren Zwecken her sehen, ihre Aufgabe von daher angehen muß. Und im Unterschied zum Städtebau, für den das System der Straßen und Plätze ebenso wie die zu erschließenden Gebäude gestaltbar waren, setzt Stadtarchitektur nicht auf Änderung der Stadt im Sinne vollständiger Umkrepelung. Sie erkennt den historisch überlieferten Grundriß als Ausgangsbasis an. Der Grundriß des öffentlichen Raums ist der eher objektive Rahmen, der im besten Fall durch die Vorgaben und Verfahren der Stadtplanung entwickelt und gesichert und durch die architektonischen Maßnahmen, die ihn räumlich mehr oder weniger deutlich nachzeichnen, erst interpretiert wird. **Weil die Stadtarchitektur von Vorgegebenem**

**und nicht von einer tabula rasa ausgeht, also vom Netz vorhandener Straßen, vorhandener Flurstücke und Parzellen, von Restbeständen überhaupt, ist sie prinzipiell wertkonservativ.**

Sie will nicht das Alte durch das Neue ersetzen, den vertrauten Zustand durch einen neuen austauschen sowie man ein Dia durch ein neues Dia auswechselt, sondern dem Überkommenen, dem Gewohnten, von dem sie ausgeht, das ungewohnte Erforderliche hinzufügen, das alte Bild allmählich in ein neues überführen.

Das ist sozusagen die theoretische Basis dessen, was wir tun, was Stadtarchitektur tut. Und dazu möchte ich jetzt neun Aspekte kurz beleuchten:

**1. Stadtarchitektonisches Entwerfen ist flexibel und passiv wie eine asiatische Kampfsportart.** Es erfindet nicht alles neu, sondern es arbeitet mit der Kraft des noch Bestehenden. Deshalb sprechen wir auch von "passivem Entwerfen"(s. II.7) Nicht das design eines neuen Straßennetzes und neuer Baumassenanordnungen ist ihm heilig, sondern das Aktivieren des Vorgefundenen, die Interpretation der Gegebenheiten für die Mitwirkung in der zukünftigen Stadtentwicklung. Hierbei unterscheidet es gar nicht einmal historisch Wertvolles von historisch weniger Wertvollem wie die Denkmalpflege. Ihm kommt es mehr auf die allmähliche Überführung des Status Quo in die veränderte Zukunft an. Wir arbeiten deshalb gerne auf Luftbildplänen, in denen die vielerlei Grenzen, Feld- und Wegraine, Hecken, Zäune, alte Mauern, aber auch die Altbauten, die verwaisten Fabrikhallen oder Schuppen, Kasernen usw. aber auch Trampelpfade und andere Spuren von

Benutzung gut erkennbar sind. Indem unser Zeichenstift solchen Gegebenheiten, den alten Betriebsstraßen z.B. folgt, vor Grenzen haltmacht, nie Altbauten durchkreuzt, entsteht ein Plan nach Art des von Herrn Corbusier so verachteten Esels, der angeblich alle europäischen Städte gezeichnet hat. Dieser Esel, spottete er, "geht im Zick-zack, döst ein wenig, blöde vor Hitze und zerstreut, geht im Zick-Zack, um den großen Steinen auszuweichen, um sich den Anstieg sanfter zu machen, um den Schatten zu suchen. Er strengt sich so wenig wie möglich an." Eben! Und er lacht sich tot über Herrn Corbus Vorschlag, ganz Paris für gerade Straßen abzureißen. Schade, daß wir schon Frösche im Wappen führen!

**2. Andererseits: Stadtarchitektur ist, was die Neubauten angeht, nicht devot auf Harmonie und Unterordnung aus. Im Gegenteil: Weil ihre Eingriffe so minimal und respektvoll gegenüber dem Bestand sind, müssen sie als heutige wenigstens erkennbar gemacht werden.** Dies ist ganz wichtig: Indem nämlich Stadtarchitektur das Vorhandene als Ressource und Arbeitsgrundlage begreift, kann sie, ohne sich historisch zu zieren, in eine selbstbewußte und unbefangene Zwiesprache auch mit den historisch wertvollen alten Gebäuden eintreten, weshalb wir immer die Denkmalschützer gegen uns haben! Man kann es auch kurz sagen. Richtig verstandene Stadtarchitektur hat die Denkmalschützer gegen sich, oder sie hat ihre kulturelle Aufgabe verfehlt.

**Und 3., ganz analog: Weil die Stadtarchitektur in Prozessen schrittweiser und vielgestaltiger Fortentwicklung denkt, ist sie in ihrem Raumverständnis ganz undynamisch.** Sie interpretiert Stadträum., und diese sind statisch und jedenfalls nicht dynamisch.

Sie sieht die Stadt als großes Gebäude mit Wänden, Vorhängen, Fenstern, Balkonen, Terrassen, Türen. Solche Betrachtung muß allerdings um Prägnanz, um große Deutlichkeit bemüht sein. Deshalb darf es in ihrem Maßstab nichts Ungefähres, Undeutliches geben. Beispiel: So wie es an einem Gebäude auch keine allmählichen Wände oder ungefähre Türen gibt, so gibt es in der Stadtarchitektur keine fließenden Übergänge. Von Preisrichtern gern gebrauchte Begriffe wie "Hineinwachsen der Landschaft", "Grünzug", das "zu dieser Seite hin auf den Kleinmaßstab der Altstadt Übergehen" und ähnliche dynamische Beschreibungen finden in der Realität keine Entsprechung. Grünzüge sind in der Wirklichkeit meist aneinandergereihte Räume sehr verschiedenen Charakters. Landschaft, also freies Land oder Forstgebiet, das zeichnerisch in eine Stadt "hineingezogen" wird, ändert in Wirklichkeit dabei stufenweise ihren Charakter, wird Park oder Garten. Mindestens die Gärten sind jedoch nicht offene, sondern zu erschließende Flächen und nicht nur im Charakter ganz anders, sondern auch abgeschlossen. Nein, diese oft mit dicken Filzern sich äußernde Denkweise entstammt den unseligen Zeiten der modernen Städtebauer, die sich eine Stadt generalstabsmäßig vornahmen, Pfeile eintrugen, Gebiete mit breiter Linie einzogelten und oftmals, wenn sie konnten, dem Verkehr neue Bahnen brachen. Kaum ein Preisgericht, indem nicht noch mindestens ein solcher Panzergeneral sein städtebauliches Unwesen treibt. Stadtarchitekten jedenfalls ist solche Dynamik ein Graus. Sie wissen, daß man nicht mit bunten Pfeilen und dynamischer Rhetorik Bewegung in etwas bringen kann, was seiner Natur nach ganz starr

ist: die Architektur. Zwar mögen ja ihre Räume eine gewisse Dynamik aufweisen, aber nicht in der Weise, daß sie dabei ihre harte Substanz ändern. Per se bewegen und verändern sie sich nicht, aber das Leben bewegt sich in ihnen und verändert sie auch.

**4. In letzter Zeit sind wir zunehmend auf Stadtbrachen und in heruntergekommenen Siedlungen tätig.** Mit der Zeit haben wir gerade dieses schwierige Geschäft schätzen gelernt. Wir betreiben dort eine Art Resozialisierung des Bestandes. Wir fragen: Was kann unser Altquartier, unser alter Schlachthof z.B.? Welche spezifische Begabung in ihm müssen wir wecken, damit er sich in die neue Stadt integriert und seine Rolle in ihr spielen kann? Wir möchten seine mißachteten Fähigkeiten fördern. Wir möchten – wie in der Westberliner “Mau-Mau-Siedlung” am Schlierbacher Weg – der naserümpfenden Öffentlichkeit und den für Abriss plädierenden Gutachter-Ingenieuren zeigen, wie schön und wie stabil sie immer noch ist. Sogar in den Wäschehäußchen von 1951 steckt noch ein Nachbarschaftszentrum. Oder z.B. der große Hof der Loretto-Kavalleriekaserne in Tübingen, der zufällig neben einer Stadtkirche liegt: kann der nicht im Zusammenwirken mit der Kirche die in der Ausschreibung geforderten verschiedenen Formen betreuten Wohnens aufnehmen? Und warum sollen die Rampenbauwerke der nicht mehr gebrauchten Straßenüberführung wegplaniert werden? Hat das Gelände nicht die Fähigkeit, ein kleiner Park mit Rodel- und skateboard-Möglichkeit zu werden? (Tatsächlich waren wir glaub ich die Einzigen von über 40 Wettbewerbsteilnehmern, die die Erhaltung dieser Rampenbauwerke vorschlugen. Als ob es ganz selbstverständlich wäre, diese vor

20 Jahren angefahrenen 12.000 kbm Erde nun mal eben wieder abzufahren!) Und die Reste des Frankfurter Schlachthofs, die alten Viehställe (s.S.215), die Betriebsstraßen, kann man damit nicht nochwas anfangen? Man muß sich auch klarmachen, daß solche Reste – auch die eher unscheinbaren – Teil eines Zusammenhangs vieler solcher Dinge und Teile sind, die für hier Wohnende und Arbeitende gewohnt und vertraut sind und die wir gemeinhin und sentimentaler auch Heimat nennen. Und jeder Abriss wirft solche Vergangenheiten und Andenken von jemandem achtlos weg!

**5. In größerem Maßstab sehen wir Stadt als ein patchwork, eine collage aus sehr verschiedenartigen Quartieren, gut verknüpft durch ein Netz von öffentlichen Straßen, Plätzen und Parks.** Wohlgemerkt: Keine allmählichen Übergänge, keine Harmonisierung, keine darüberhinaus wahrnehmbare Ordnung: Esel-Entwürfe um alle Hindernisse herum. Mit dem Zusammenbruch aller gesellschaftlichen Utopien wächst auch die Skepsis gegenüber großer Ordnung. Wir sind deshalb eher geneigt, Chaos, Brüche, Dissonanzen zu akzeptieren als eine scheinbar konsistente, harmonische Ästhetik. Was den neuen Massenwohnungsbau angeht, sind wir mit dieser Haltung wahrscheinlich der Brauchbarkeit näher als die Modernen. Denn wir sind jetzt endlich offen für die Tatsache, daß es den standardisierten Einheitsbewohner einer Sozialwohnung gar nicht gibt. Diese Erkenntnis führt uns zu einer Art Melieutheorie: Wir sagen, daß bestimmte Menschen (mit bestimmten Lebensformen) notgedrungen oder auch gerne zusammenwohnen. Diejenigen, die wenig

verdienen, leben mit ihresgleichen und gebrauchen die gleichen Gaststätten und Läden, die ihrer Lebensweise entsprechen. Intellektuelle mit gutem Einkommen haben andere Interessen und sitzen lieber in Cafés und Weinstuben als in verrauchten Kneipen. Sie bevorzugen andere Waren, Vollwertkost usw. und brauchen weniger Metzger. Sie legen Wert auf eine städtische Öffentlichkeit und brauchen zu ihrem Glück kein Grabeland und keine Komposthaufen. Wiederum, wer sowas mag, wird sich in einem Quartier mit kleineren Wohnungen und dafür größeren Gärten ansiedeln. Das sind dann oft Angestellte und Finanzbeamte, die gerne Autos waschen und in ihrem Garten wursteln und sich über den unordentlichen Nachbarn aufregen, der seine Beete nicht in Ordnung hält. Sozialarbeiter, Krankenschwestern und vor allem Lehrer bevorzugen dagegen sogenannte "ökologische" Reihenhaussiedlungen. "Ökologisch" deshalb, weil hier das Grabeland sehr klein ist, dafür der Komposthaufen viel zu groß aber symbolisch wertvoll.

Trocken gesagt heißt das, daß diese Gruppen jeweils andere Zusammensetzungen ihrer Wohnfläche im weitesten Sinne bevorzugen. Wo die einen viel Garten wollen, kommen die anderen mit einem Balkon aus. Wo wieder andere den Vorteil sehen, Flächen zum Werken und Basteln vorzufinden, geben sich die anderen mit einem Abstellraum und einer Werkzeugkiste darin zufrieden. Geht man von der von uns 1978 formulierten Forderung nach dem "vollständigem Wohnen" aus, so heißt das, daß die quantitative Zusammensetzung alles dessen, was außer der beheizten Wohnfläche noch das Wohnen erst vollständig macht, in einzelnen Quar-

tieren unterschiedlich ist. Man könnte hiernach bestimmte Quartierstypen beschreiben, deren Bewohner jeweils – mit Abweichungen natürlich – bestimmte Merkmale aufweisen. Solche Quartierstypen und die zugehörigen Bewohner bilden dann ein "Milieu". Wir finden nun, daß solche Milieus in ihrem Kontrast und ihrer Buntheit erst wirkliche Stadtluft erzeugen. Diese Tatsache können wir uns zunutze machen und, anstatt die dünne Luft standardisierter Großsiedlungen zu erzeugen, einen Flickenteppich verschiedener Milieus bilden, die dann unterschiedliche Gruppen von Menschen zusammenführen, ihnen ein Gefühl für ihre Eigenart und Zugehörigkeit vermitteln. "Bei uns ist es eben so, und nicht wie bei denen da." Aus solchen Differenzierungen entstehen keine Bürgerkriege. Eher aus der dumpfen Einheitlichkeit und Anonymität, die mit quasi harmonischer "Durchmischung" und fehlenden öffentlichen Räumen erzeugt wird.

**6. Der objektive Rahmen städtischer Entwicklung, haben wir eingangs gesagt, ist das System der öffentlichen Erschließung, also das System der Straßen und Plätze.** Diese Feststellung muß hier aus stadttarchitektonischer Sicht noch genauer in ihrer praktischen Bedeutung betrachtet werden. Auch hier geht es nicht unbedingt um archäologische Pedanterie. Stadttarchitektonisch wichtig ist nur, daß (erstens) diese Erschließungsräume ihre Öffentlichkeit und ihr spezifisches Leben erhalten und (zweitens), daß sie ihren physischen Charakter wahren. Das muß man näher erklären: Das erste besagt ja, daß der Straßenraum möglichst allen Verkehr aufnehmen und für alle Verkehre durchlässig und offen sein muß.

Andernfalls stirbt dieses Stück Stadt schnell ab, erstickt an Privatheit. Mangelnde Durchblutung. Diese Einsicht ist ebenso simpel wie unpopulär. Zwar fahren alle mit dem Auto, aber kaum daß sie sich in die Rolle von Städtebauern und, schlimmer noch, städtebaulichen Preisrichtern geschmissen haben, verwandelt sich augenblicklich ihr Charakter wie bei Hunden, denen man einen frischen Knochen gibt. Mit gefletschten Zähnen wettern sie jetzt gegen den Verkehr und treten mit überzeugender Rhetorik für Sackgassen, Tunnel, Tiefgaragen und andere Scheußlichkeiten ein und verdammen mit zustimmendem Nicken aller Laienpreisrichter den allerunschuldigsten Autoverkehr überhaupt, den Schleichverkehr. Sie sind und bleiben eben die alten städtebaulichen Panzergeneräle, für die Stadt immer nur ein Angriffsziel für ihre rabiaten Eingriffe ist. Was diese Leute schier nicht begreifen ist, daß die Straße ein sozialer Raum und keine Maschine ist und daß Menschen nicht in Fußgänger und Autofahrer teilbar sind. Ich hüte mich, hier weiter in die Verkehrsplanung einzusteigen. Das ist nicht mein Metier. Ich weiß nur, daß wir die Öffentlichkeit der Straßen und Plätze ebenso brauchen wie die Ruhe und Privatheit hinter den Häusern und daß sich deshalb (siehe die "Binsenweisheiten" ... III.2) Fußgänger und Autos den Straßenraum teilen müssen. Ganz einfach!

Das zweite (mit dem physischen Charakter) besagt, daß die Straßen – ich gucke jetzt einfach nach unten auf den Belag – daß die Straßen das einzig durchgängige in der Stadt sind, das einzige, was den Zusammenhang zwischen all der städtischen Vielfalt und all den Kontrasten herstellt, und daß man diesen durchgängigen

"objektiven" Charakter respektieren muß, wenn man den Zusammenhang nicht stören will. Und wir stören ihn, wenn wir an den Straßen selbst, ihrem ortsüblichen Charakter, gestalterisch herumdoktern. An diese Regel haben wir uns auch 1992 bei einem IBA-Wettbewerb in einer Ruhrgebietsstadt gehalten, wo eine Industriebranche geschlossen werden sollte. Wie überall in der Innenstadt, die nicht Altstadt oder alter Ortskern ist, gibt es auch in dieser Stadt ganz normale Stadtstraßen mit Bürgersteigen, Straßebäumen und mehr oder weniger geschlossenen Hausfluchten daran. Wir haben in das neue Quartier nun genau solche ortsüblichen Stadtstraßen gezeichnet und sie an das vorhandene Netz angeschlossen. Nur so, meinten wir, wird das neue Quartier gut in den alten vorhandenen Stadtkörper einwachsen. Aber Pustekuchen: hier war wieder ein Städtebauer im Preisgericht. "Wollen Sie", fragte der geschickte, schweizerische Vorsitzende an die lokalen Sachpreisrichter gewandt, "die solide Tradition ihres Reformwohnungsbaus fortsetzen" (damit war unser braver Entwurf gemeint), "oder wollen Sie einen Neuanfang?" Na was glauben Sie, wofür die wackeren Lokalpolitiker votiert haben: für den Neuanfang natürlich. Für den üblichen Neuanfang mit Fußweglein und 150 Tiefgaragenplätzen. Städtebau verkauft sich immer noch gut. Aber er funktioniert nicht. Eine Tiefgarage kann den sozialen Raum Straße nicht ersetzen und ein hübscher Fußweg auch nicht.

**7. Dennoch, obwohl dies alles so konservativ und vorsichtig klingt, ist Stadtarchitektur häufig das, muß es sein, was Heimatvereine und Denkmalschützer als unmaßstäblich oder zu schematisch kritisieren. Sie ist nämlich auf Prägnanz und**

**somit auf große Linien und weiträumige Erkennbarkeit angewiesen.** Nicht auf Auffälligkeit. Eher im Gegenteil: Erst der ruhige Rhythmus, die monotone Wiederholung, die ungegliederte Fläche, erzeugt die Substanz, aus der ihre Räume gemacht sind. Schier endlose Baumreihen, ungegliederte Mauern, monotone, kaum gegliederte Fassaden, große ungestaltete Pflasterflächen usw. sind Mittel stadttarchitektonischer Komposition immer schon gewesen: in Venedig ebenso wie in Salzburg oder früher auch in Kassel. Man betrachte die beiden Torhäuser in Kassel: Welche grobe Unmaßstäblichkeit! Sie ist aber nötig, damit wir die Dimension spüren, der sie dienen: ein von 5 Baumreihen aufgespannter Raum von fast 4000 m Länge, der auf dem anderen Ende vom Kasseler Herkules begrenzt und gekrönt wird. Diese Torhäuser sind typische Beispiele einer Architektur, die man auch Kommunalarchitektur nennen könnte, eigentlich zu nichts nütze, als diesen Großraum anzusagen. Stadträume haben eben andere Maße als Gebäude. Und soweit Gebäude einen Stadtraum bilden, müssen ihre Fassaden oft – nicht immer und nicht an den wichtigen zentralen Stellen – diesem Großmaßstab entsprechen wie etwa beim großen Goethepark in Kassel. Merkwürdig: in der Musik wird das allgemein akzeptiert. Dort haben wir diese Mittel, Großräume herzustellen, ja ebenso: den gewaltigen über viele Takte durchgehaltenen sogenannten Orgelton, den basso continuo – kompositorische Mittel, die den Raum herstellen, aus dem dann die Kantiene aufsteigen kann. Aber in der Architektur will das niemand begreifen. Da kommt immer nur die Forderung nach dem menschlichen Maßstab: es soll immer nur süß und heiter gefidelt werden.

**8. Weil das so klingen mag, als ginge es mir um Neobarock oder gar Schlimmeres, müssen wir jetzt von der Angemessenheit reden.** Angemessenheit ist ein wichtiges Kriterium der Stadtarchitektur. Denn auf diesem Feld muß man sehr aufpassen, daß man nicht des Guten zuviel tut. Komponiert man in dem eben beschriebenen Großmaßstab, sollte man sich im Detail tunlichst zurückhalten. Der gestalterische Aufwand für einen Bauhof sollte deutlich geringer sein als der für den benachbarten Bahnhof. Natürlich soll der Bauhof mit der gleichen Sorgfalt geplant sein, aber so, daß er nicht unnötige Aufmerksamkeit auf sich zieht – Aufmerksamkeit, die dieser Einrichtung nicht zukommt. Angemessenheit bedeutet in der stadtarchitektonischen Praxis, daß in dem Maße, in dem das einzelne Gebäude zum Stadtraum beiträgt, es im Detail unauffällig sein muß, wenn es nicht 'totalitär' wirken will. Oder aber wir müssen ein Gesellschaftsspiel mit vielen Gestaltern organisieren, die dann im Kleinmaßstab die Dissonanzen erzeugen, die den gestalterischen Totalitarismus vermeiden. Die erste Methode ist unpopulär, in unserer hysterischen Gesellschaft geradezu provokant und deshalb von hohem kulturellen Wert. Die zweite führt unter den beteiligten Architekten leicht zu Konkurrenz und dann zu einer Sammlung von Eitelkeiten, die den Großraum stören und womöglich eher verunklären, als ihn entstehen zu lassen.

Und noch etwas gehört zu diesem Kriterium der Angemessenheit von Stadtarchitektur. Damit sie wohnlich bleibt und ihre Benutzer nicht in ihrer Würde kränkt, muß sie buchstäblich billig sein.

Andernfalls wird der Stadtraum zum angsteinflößenden Palast. Unvergeßlich in diesem Zusammenhang meine Ankunft nach langer Tramptour 1956 auf dem Capitol von Chandigarh! Wie Dampfer draußen auf der Reede lagen die Bauten vor uns: die zartblaue Kontur des Himalaya dahinter. Hinten das Parlament, das noch im Bau war. Links das Sekretariatsgebäude. Rechts das Oberste Gericht. Ein gewaltiger Großraum: fürwahr ein Capitol. Aber dann, wenn man auf den Justizpalast zugeht, enthüllt die Großform ihr reiches Inventar, Schicht auf Schicht, eine nach der anderen, und zugleich ihre anspruchslose Schlichtheit: Grober, nicht nur schalungsrauer, sondern auch schlecht verdichteter Beton. Grober Putz, aus dem Schatten leuchtende Farbfelder: Chandigarh, das ist, das war Stolz – aber kein Protz<sup>1</sup>. Bleibt festzustellen, daß die Wirkung heutiger Architektur eher umgekehrt ist: Gillys Potsdamer Platz, das war Stolz und nicht Protz. Aber das Neue, das wird wohl wieder Protz – aber nicht Stolz.

**9. Wie oben schon dargestellt, geht Stadtarchitektur von den historischen, auch den weniger schönen Beständen aus.** Alles, was schon da ist, ist Teil eines bewohnten, gewohnten Lebensraums, auch die historisch unbedeutenden Bestände. Nun gibt es Situationen, wo der moderne Städtebau in erbarmungsloser Fortschrittsgläubigkeit alles so umgekrempelt hat, daß die ganze Stadtfigur an solchen Stellen als Gewachsenes nicht mehr erkennbar ist. Die vor 300 Jahren von Hugenotten vor den Stadttoren gegründete Oberneustadt in Kassel, aber auch Teile der Nürnberger Altstadt,

<sup>1</sup> siehe M.W. Architektur als Komposition, Basel 2000, S226ff

sind solche unkenntlich gewordenen Situationen. Und auch in Karlsruhe hätten die 70er Jahre ein riesiges Geschichtsloch gerissen, wenn nicht Dischkoffs Aktion dem zuvorgekommen wäre. In solchen Bereichen sind fast alle Spuren der Ausgangslage getilgt, die doch, vor allem über das System der Straßen und Parzellen, die heutige Situation mitbestimmt haben. In solchen Situationen – und da staunen die Denkmalschützer – kann es erforderlich sein, zu einem bei Architekten verpönten Mittel zu greifen: der Rekonstruktion. Nur drei benachbarte rekonstruierte Althäuser in einer Flucht moderner Fassaden könnten in der kasseler Oberneustadt genügen, um die ganze Straße als alte, in diesem Falle hugenottische Straße erkennbar zu machen. Ähnlich, wie man mit den sechs noch gefundenen und auf den Vasenkörper montierten Splittern die ganze, nicht mehr vorhandene Vase erkennbar machen kann, so kann man mit einzelnen richtig angeordneten Rekonstruktionen den ganzen Stadtkörper an dieser Stelle wieder sichtbar machen. Dieser 'Betrug' stellt paradoxerweise die Wahrheit wieder her – die Wahrheit, daß man sich in einer Altstadt befindet und daß diese wohl heftig im Krieg zerstört sein muß.

Daß unsere Zunft sich solchen Rekonstruktionen gegenüber so sträubt, hängt wohl mit einem weitverbreiteten Unverständnis gegenüber stadtdenkmaltypischen Erfordernissen und mit einer merkwürdigen Überschätzung des eigenen Tuns zusammen. Dabei scheint mir, daß es noch nicht einmal nötig ist, der archäologischen Wahrheit detailgenau zu gehorchen. Es ist ziemlich unerheblich, ob die rekonstruierten Fachwerkhäuser am Frankfurter Römer auch wirklich an genau der Stelle gestanden haben, wo sie jetzt

stehen. Wichtig ist nur, daß an dieser Stelle der Stadt zu Füßen des Doms solche Fachwerkhäuser gestanden haben. Erst auf diesem erkennbar gemachten Altstadtgrund kann die Schirn, eine der stadtarchitektonisch stärksten Stadtarchitekturen der Nachkriegsgeschichte, ihre Zwiesprache mit der Umgebung beginnen. Daß wir beim Kreuzgassenviertel ein turmartiges Gebäude so dicht an den ehrwürdigen Schlayer-Turm rückten, wurde als Sakrileg empfunden – bis ein wackerer Abgeordneter im städtischen Parlament anhand eines alten Fotos nachwies, daß es diesen Turm überhaupt erst seit den 50er Jahren gibt: er war nach einer alten Dürer-Zeichnung dort hinfantasiert worden. Ich meine, daß die dichterische Freiheit so etwas durchaus zuläßt, und wie man sieht, spielt eine solche Rekonstruktion im Verständnis der Stadtbürger nach wenigen Jahren auch schon die Rolle, die wir ihr stadtarchitektonisch zusprechen und die wir in der Stadtarchitektur manchmal benötigen.

In Berlin gibt es derzeit eine anhaltende Diskussion um das ehemalige Berliner Stadtschloss auf der Spreeinsel.(s. hier III.4,5) Im Grunde geht es immer nur darum, das Vergangene im Gedächtnis zu behalten und auf ihm aufzubauen. Es gibt ein zutiefst menschliches Bedürfnis, der eigenen Herkunft und Heimat ein Andenken zu bewahren. Wir Intellektuelle, wir moderne Architekten, sollten es nicht ein zweites Mal in diesem Jahrhundert mißachten.

### III. 4

## **Zusammenstoß der Paläste Ein Vorschlag für den Berliner Schloss- platz**

(1997)

Um es vorweg zu nehmen: Das Konzept, das ich für den Umgang mit dem Areal des ehemaligen Stadtschlusses zur Diskussion stelle, ist ganz unabhängig vom Subjekt seines Urhebers. Es kann von jedem guten Architekten ausgeführt werden. Das ist auch, wie ich erläutern werde, sozusagen das eine konstituierende Moment dieses Vorschlags. Das andere ist die wenigstens teilweise Erhaltung des Palastes der Republik. Beginnen wir mit dem Ersten. Ich habe mich damals beim Blick von Schinkels (übrigens ebenfalls rekonstruiertem) alten Museum auf das "Gummischloß"<sup>1</sup> gefragt, was mich denn daran so unmittelbar berührte. Der Anblick allein konnte es doch kaum sein. Ich kam zu der Überzeugung, daß es einfach das Wiedersehen mit einer Umgebung war, die ich in Wirklichkeit noch nie gesehen hatte.

Es war das Wiedersehen mit einer von vielen historischen Bildern belegten alten Wirklichkeit, die diese Attrappe ermöglichte! Sie war der sichtbar gemachte Abdruck eines Vakuums, ebenso wahr wie der Gipsabdruck der längst vermoderten Holztür in der Villa dei Misterii in Pompeji. So wie jener Türabguß genau in die noch gut erhaltene Türöffnung paßt, so steht dieser Abdruck vom

<sup>1</sup> Fassaden-Modell im Maßstab 1:1 in Bühnenbildtechnik

Schloß da und schließt und erklärt das Vakuum in der Stadt genau. Ein moderner Kubus bloß in den Abmessungen des Schlosses und mit einigen, ihm ähnlichen Gliederungen hätte nicht im mindesten diese unmittelbare Kraft. Deshalb bevorzugte ich eine Zeitlang den Gedanken, die Fassade wie diese Attrappe, nur mit eingeschnittenen Fensteröffnungen, als Kulisse wiederherzustellen. Später verwarfen wir diese Idee als allzu intellektuell und krampfhaft. Denn es gibt eine viel packendere Möglichkeit, die Sekundärwahrheit als solche kenntlich zu machen und die Rekonstruktion davor zu bewahren, zur Geisterbahn der neuen Rechten zu werden: den „Palazzo prozzi“.

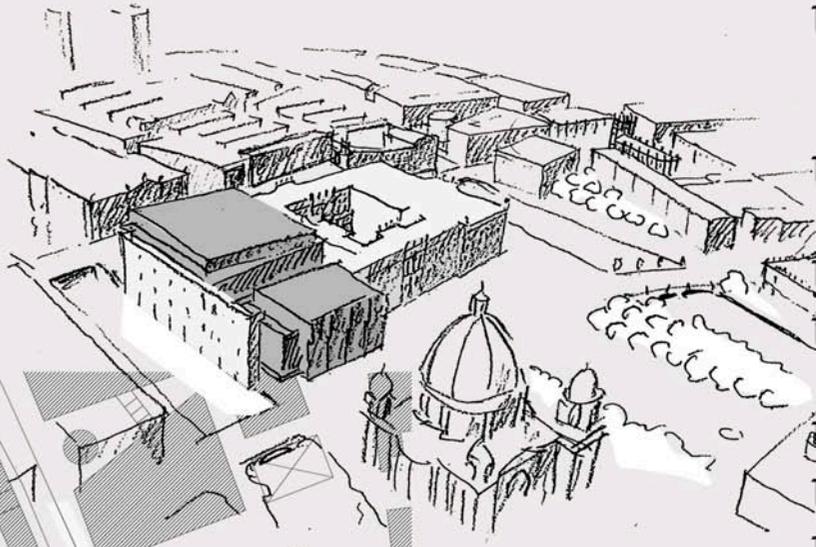
Wie das Schloß verkörpert auch er einen verunglückten Aufbruch, einen modernen Absolutismus, oder noch allgemeiner: die gescheiterte Moderne. Auch dieses Gebäude ist also der Abdruck von Geschichte. Und so, wie das „Gummischloß“ sich an ihm bricht, ihm das Vorfeld verstellt, ist es eben nur noch ein entmachteter Koloss, die Ruine einer Idee. Der Zusammenstoß der beiden Paläste bewahrt beide vor falschen Ehren. Doch das ganze Ensemble hätte die Allgemeingültigkeit und Objektivität, die hier erforderlich ist. Denn in jenem anfangs beschriebenen Aspekt, der uns so verlegen macht, ist ja nicht etwa Nichts. Da ist unsere Geschichte. Wir können nicht Gras drüber wachsen lassen (...). Wir haben ja auch keine verbindliche Idee, die wir an dieser Stelle inthronisieren und auf die wir uns beziehen, die wir aber so oder so interpretieren könnten: Ob Friedrich der Große oder der Alte Fritz oder einfach Friedrich II, ob 1848 oder 1871 – aber hier war es, hier ist es gewesen! Leider wird die Entscheidung über die

Zukunft dieses Ortes stark von Architekten beeinflusst. Ich sage das, obwohl ich selber einer bin. Doch es scheint mir, daß wir in dieser Beziehung zu einer gewissen Betriebsblindheit neigen. Wir lehnen Rekonstruktionen als „unecht“ und „nostalgisch“ ab. Wo gebaut wird, soll es immer auch zeitgemäß sein. Für Architekten ist jegliches Neubauen offenbar notwendig mit einem neuen Entwurf verbunden, was nicht verwundert, wenn man bedenkt, daß die Herstellung von Entwürfen ja schließlich Berufsinhalt ist. Für die übrige Gesellschaft ist es aber zunächst ziemlich egal, nach welchem Entwurf gebaut wird, wenn er nur ansprechend und zweckdienlich ist. Und da Neues und Ungewöhnliches immer auch etwas Unwohnliches ist, wäre es den meisten Leuten nur lieb, wenn immer nur die altvertrauten Entwürfe gebaut würden. So ist unser Berufsstand immer und überall genötigt, gegen solche nostalgische Faulheit anzukämpfen und auf die veränderten Zeiten hinzuweisen, die nicht mehr die „guten alten“ sind.

Hier ist es! – das ist der Ausgangspunkt. Es geht nicht um genaue Wahrheiten im Sinne von archäologischer oder bauhistorischer Wissenschaft. Es geht um historische Identität, sichtbare Erinnerung. Und die läßt sich mit Neuem und unvermeidlich Subjektivem einfach nicht markieren. Deshalb plädiere ich für einen Wiederaufbau des Schlosses, der als Erinnerungshilfe gerade ausreicht und dennoch als Wiederaufbau erkennbar ist. Er muß auch nicht an der exakt originalen Stelle sein, wenn die Verknüpfung mit dem „Palast“ eine geringe Verschiebung erfordert. Ja, ich halte es nicht einmal für nötig, daß der ursprünglich östliche der beiden Schloßhöfe, der berühmte Schlüterhof, an seiner Stelle bleibt. Man kann

ihn hinter die nahezu identischen Hofttore Eosanders an die Stelle des ehemaligen Westhofs verlegen. Von dem berühmten barocken Treppenhaus Schlüters gelangte man dann im Obergeschoß in die zentrale Halle des Konferenzentrums (ehemals- „Palast der Republik“) und im Geschoss darüber in einen Innenhof, der im Osten eine Terrasse über die Spree bildet. Und gegenüber dem barocken Treppenhaus, wo früher der mittelalterliche gemauerte Schloßflügel stand, wäre jetzt die moderne Front der in die Schloßfassade eingebauten Gedenkbibliothek, deren Magazinturm als schmuckloser Kubus über die Attika der Schloßfassade aufragt. Es geht mir nicht um archäologisch exakten Wiederaufbau. Ich entwerfe hier mit dem, was da ist. Der Entwurf ist eine Montage aus realen Restbeständen, historischen Mustern und Kompositionstechniken und völlig neuen Teilen. Wie eine Komposition Igor Strawinskys, in die über große Strecken ganze Teile einer Bachkantate samt Originalinstrumentierung einmontiert sind. Ich schöpfe einfach aus dem Vollen. Weil ich mir keine akademischen Denkverbote erteile. Die Bibliothek wäre ein zeitgenössischer Bau mit einer lichtdurchfluteten Treppenhalle und schlanken Säulen aus Sichtbeton. Und aus dieser Halle würden wir ziemlich unvermittelt in den Nachbau eines der schönsten Barockräume europäischer Architektur eintreten, den Hof des Andreas Schlüter, dessen Skulpturen zu einem Teil ja noch vorhanden sind. Von hier könnten wir dann durch das nördliche Eosandertor hinaustreten und hätten Schinkels Altes Museum vor uns: mit den Rossebändigern auf dem Dach und der monumentalen Säulenfront davor. Rechts wäre Raschdorffs überladener Dom konfrontiert mit der Nordfront

des um zwei Achsen verschmälerten ehemaligen „Palastes der Republik“, in dem die deutsche Wiedervereinigung vollzogen wurde. Übrigens immer, wenn ich Schinkels Museum vor mir habe, höre ich im Geiste Beethovens „Eroica“, die ich eigentlich nie leiden konnte. Da ist schon zu viel grimmiger Stolz hineingeraten. Und unwillkürlich sehe ich dann immer die Paraden aus meiner Kindheit mit den stahlbehelmtten Soldaten und den Reitern und das ganze Tschingdarassasa. Ja, jeder kann hier Geschichten erzählen. Es gibt hier Tausende von Geschichten und Erinnerungen, gute und böse. Aber wir brauchen schon eine Architektur, die uns hilft, uns zu erinnern.

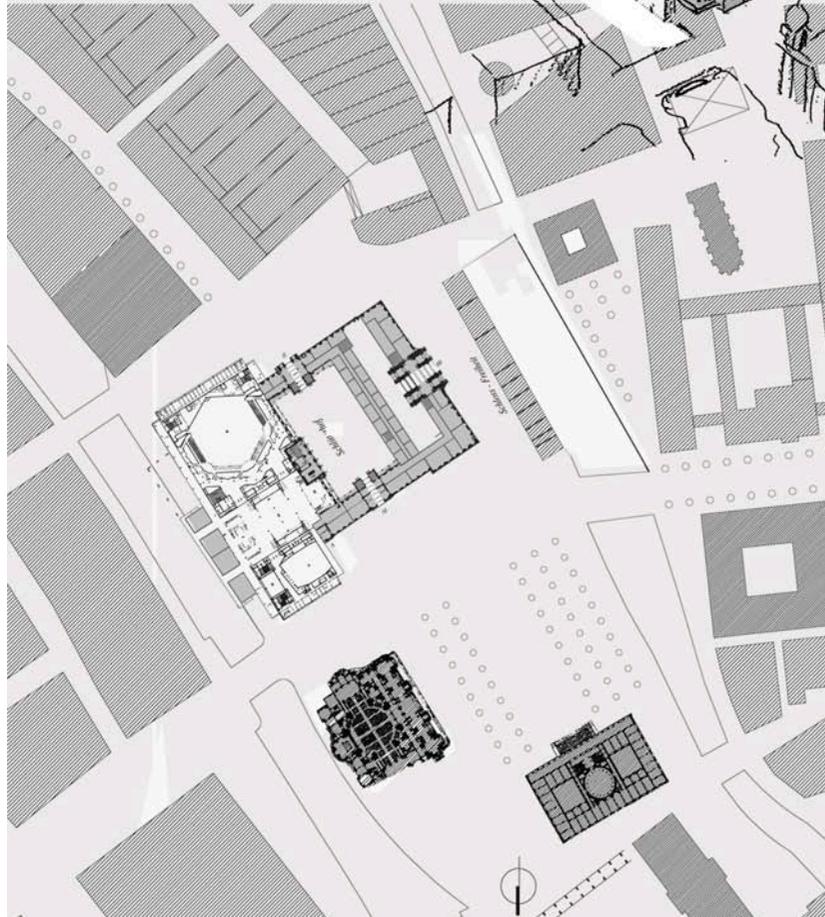


**“... das Wiedersehen mit  
einer Umgebung,  
die ich in Wirklichkeit  
noch nie gesehen hatte”**

Neubau der Spreeinsel mit  
teilrekonstruiertem Stadtschloss.

Durch Verlegung des  
“Schlütterhofes” hinter Tor II  
und III würde die gleichzeitige  
Erhaltung des “Palastes der  
Republik” möglich.

(Wettbewerbsbeitrag M. Wilkens  
mit Baufrösche und  
Vinzenz v. Feilitzsch, 1994)



### III. 5

## **Die Spreeinsel – ein architektonisches Spiegelkabinett**

(Mit Vinzenz von Feilitzsch 1997)

Das alte Stadtschloss als Replik, Mies van der Rohes Nationalgalerie als Kopie, ein Verschnitt aus Palast der Republik und Schloss-Replik, ein Berliner Central-Park, eine monumentale Ehrenhalle als Antwort auf Schinkels Altes Museum gegenüber: die heute noch große leere Fläche auf der Spreeinsel, unter deren Oberfläche noch die Grundmauern der Hohenzollernburg, einer Klosterkirche aus dem frühen Mittelalter und des barocken Stadtschlusses liegen, ist eine geradezu fantastische Projektionsfläche für architektonische Hirngespinnste, die seit Jahren produziert und mit großem Elan diskutiert werden und in denen sich alle möglichen nur denkbaren Auffassungen von Architektur heute spiegeln. Tatsächlich ist festzustellen, daß die in der DDR-Zeit von Ulbricht begonnene Koulissenschieberei nun ideell fortgesetzt wird: Hier stand ja zuerst das Schloss bis 1950. Das war für den jungen Staat der Werkstätten aber die falsche Koulisse. Es wurde weggesprengt. Dann wurde eine Tribüne zur Abnahme der großen Mai-Paraden hereingeschoben. Die gefiel wiederum Honegger nicht. Also plante ein Kombinat unter Graffunder etwas ganz Neumodisches mit viel Blech und Glas und japanischer Technik: der Palast der Republik stand dann quer zum ehemaligen Schloss und blieb

vielen Ostlern wegen der guten Gastronomie und der schönen Feste in guter Erinnerung. Nach der Wende war das aber wieder die falsche Koulisse. Der DDR-Palast wurde – bis auf das Tragwerk – wegsaniert. Und nachdem sich nun eine Expertenkommission Gedanken zu dieser leeren Fläche gemacht hat, steht zu befürchten, daß demnächst die ganz alte Koulisse wieder hereingeschoben wird: Der Palast wird entgültig weg- und das Hohenzollernschloss, jedenfalls die äußere Koulisse, da wieder hingeschoben, wo es einmal gestanden hat samt dem östlichen, dem sogenannten Schlüterhof. Das wiederum bringt die Architekten auf die Barrikaden. usw.

Auf dieser Fläche jedenfalls kämpfen architektonische Ritter der traurigen Gestalt und schlagen mit pathetischen Floskeln aufeinander ein. "Alles Fassaden-Lüge!" rufen die einen in der Süddeutschen. "Was denn sonst als das Stadtschloss!" rufen die vom Stadtschlossverein. "Geschichtsfälschung!", heißt es bei den Denkmalpflegern. Und: "Preussischer Revisionismus!" findet die PDS ! "Wir brauchen eine zeitgemäße Architektur, kein Walt-Disney-Schloss!" rufen die BDA-Architekten. Da kommt des Architekten Ingenhovens "Besser hier gar kein Gebäude! erstmal nur einen Central Park!" schon wie der Spruch eines guten Mediators. Jedenfalls ist festzustellen: Fast alle argumentieren immer noch in gnadenloser Einseitigkeit. Immer nur Schwarz oder Weiß. Entweder etwas ist wahr, oder es ist falsch. Entweder etwas ist Geschichte oder es ist nicht Geschichte. Dabei wäre gerade hier eigentlich eine neue Denke einzuüben: eine, die Schwarz und Weiß nebeneinander setzt. Die anerkennt, daß etwas historisch richtig und histo-

risch falsch zugleich sein kann. Je nach Blickwinkel. Wenn also das Kommissionsmitglied Conradi in seinem Sondervotum dekretiert, ein Nachbau des Schlosses könne "weder Denkmal noch Zeitzeugnis" sein, so ist das eben nur unter sehr einseitig gesetzten Definitionen richtig. Natürlich kann eine gute Rekonstruktion wie Schinkels Altes Museum gegenüber viel von seiner Ursprungszeit bezeugen, wenngleich es den 2. Weltkrieg verschweigt. Und natürlich könnte ein Gegenüber dieser beiden preußischen Repliken: das barocke Stadtschloss auf der einen Seite und die (wiederaufgebaute) national-romantische Heroika Altes Museum auf der andern, noch viel mehr von Preußen "bezeugen", wenngleich man sich wünschte, daß diese Inszenierung noch durch einen "Einspruch" mit Graffunders Volkskammersaal gestört und die Geschichte damit ergänzt würde.

Aber Conradis Behauptung, daß eine solche Replik nicht Denkmal sein kann, versteht wirklich nur, wer – wie übrigens alle Denkmalschützer hierzulande – noch 100 Jahre nach dem ersten Denkmalschützer Dehio auf dessen Echtheitspostulat besteht, das der freilich damals gegen den alles historisierend verfälschenden Historismus gesetzt hatte und das deshalb nur aus der damaligen Situation verständlich ist. Aber heute?

Uns ist jedenfalls noch nie eine so widersprüchliche stadtarchitektonische Aufgabe begegnet, eine, die geradezu danach schreit, auch widersprüchlich gelöst zu werden. Denn was sollen wir mit einem Schloss, das so tut, als habe es hier nie etwas anderes gegeben? Und was mit einer neuen Architektur, die so tut, als könnten wir wie im Barock die (erzählbare, allgemeingültige) Geschichte

immer noch neu erfinden? Als hätten wir nicht längst verlernt, Denkmäler zu erbauen und zu bewohnen, wie es Francoise Choay in ihrem Vortrag zu diesem Thema vor der Akademie der Künste sagte. Das ist übrigens auch so ein Paradox, daß gerade diejenigen, die hier eine historisch selbstbewusste "moderne" Architektur vorschlagen, die wirklichen Nostalgiker sind! Da ist der leicht surrealistische Vorschlag von Prof. Sundermann, die Nationalgalerie Mies van der Rohes am Landwehrkanal ab- und hier wieder aufzubauen (oder die dann auch denkbare Variante, sie dort stehen zu lassen und hier eine Zweitanfertigung hinzusetzen) doch schon angemessener. So abwegig ein solcher Vorschlag auch unter anderen als ästhetischen Aspekten sein mag, er hat wenigstens die paradoxe Qualität, die Lösungen an diesem Ort haben müssen: Wir hätten ein "modernes" Gebäude, aber kein zeitgemäßes, eine Echtheitsarchitektur, (die schon Hohlprofile als unecht ablehnte), aber als unechte Kopie. Und wir hätten ein Gebäude, das durch seine Geschichtlichkeit schon die Objektivität und Allgemeingültigkeit eines Denkmals hätte, die einem zeitgenössischen Entwurf hier schmerzlich abgehen würde. Dem würden die entsetzten Modernisten entgegenhalten: diese Geschichtlichkeit habe dem Gebäude Schlüters zu seiner Zeit doch auch gefehlt. Richtig. Aber Schlüter war noch ein gelernter Baumeister und kein Stararchitekt. Er bewegte sich im Rahmen allgemeinverbindlicher Traditionen, die er z.B. mit einer Kolossalordnung vorgesetzter Säulen erweiterte. Und er lebte noch in der "geschichtlichen" Zeit, in der man – in Choays Worten – Baudenkmäler noch zum Bewohnen statt zum Besichtigen brauchte.

Interessant ist in diesem Zusammenhang, daß die symbolische Zentralität des Ortes offenbar von keiner Seite infrage gestellt wird, auch nicht von den Modernisten, die doch vom Schloss nichts mehr wissen und sehen wollen. Das zeigt sich am deutlichsten in der Frage der Nutzung: Hier ein Kaufhaus oder Büroetagen oder Kinos, das gilt offenbar auch ihnen als zu banal und unpassend. Offenbar wird von allen stillschweigend anerkannt, daß dieser Platz doch nicht irgendein leerer Bauplatz ist, sondern daß er "historisch" die Mitte ist.

Wenn aber dieser Ort symbolisch so zentral ist, wie können wir dann dieses Zentrum anders als historisierend besetzen, wo wir doch nichts Zentrales, die Allgemeinheit Verbindendes außer vielleicht dem Bundestag mehr haben? Wir könnten doch nur eine Aussage machen wie: Hier ist das Zentrum, das hier früher einmal war. Und für diese paradoxe Aussage sind (nachgebaute) historische Fassaden vielleicht "wahrer" als eine ganz und gar neue Architektur. Denn eine heutige Architektur könnte an so zentraler Stelle, wenn sie denn einigermaßen der "Demokratie als Bauherrn" gerecht werden will, sich nur so darstellen, daß sie nicht als angemaßte zentrale Idee der Allgemeinheit mißverstanden wird. Oder sie müsste die Zentralität des Ortes, die ja offenbar unbestritten ist, absichtlich leugnen und ganz locker eine innerstädtische Baumasse organisieren, in der dann auf dichtem Raum auch jede Art Nutzung stattfinden könnte. Oder aber, wenn sie das nicht täte und stattdessen auf den Podest des historischen Ortes steigen würde, würde sie sich unweigerlich zum Popanz der Spassgesellschaft machen und zum Architektur-*event*, ein verquerer populistischer Vorgang

durchaus mit Analogien zu Libeskind's Jüdischem Museum oder Gehrys Guggenheim in Bilbao. Tatsächlich neigt die "nachgeschichtliche" Architektur ebenso wie die "nachgeschichtliche" Politik umso mehr zu solchen Fehlritten, je mehr sie ahnt, daß sie nicht mehr geschichtsmächtig sein kann.

Darin liegt aber vielleicht der Clou dessen, was wir hier in Zukunft machen, verborgen. Daß wir aus der Sphäre großartiger, scheinbar zentraler Wahrheiten, also von dem wegkommen, was Francois Lyotard die Großen Märchen genannt hat. Dieser zentrale Ort und die neusakralen Aufgaben, die hier architektonisch verwirklicht werden sollen (Museen), haben eine starke Neigung in diese Richtung, in die alte ideologische Denkrichtung, die das ideologisch Falsche dann einfach wegsprengt. Erst wo man im Falschen das Wahre erkennt, erst wenn man die Aufgabe nicht ganz ohne den hier nötigen Humor sieht, kann man solche Ausrutscher vermeiden. Erst dann kommen Möglichkeiten in den Blick, die die nötige Offenheit (räumlich und zeitlich) und die Paradoxie und Spannung hätten, die hier gebraucht wird.

Und es gibt noch einen Aspekt, den wir dabei nicht aus dem Blick verlieren sollten. Derzeit läuft die Diskussion wie selbstverständlich auf einen masterplan hinaus. Also auf einen Gesamtplan. Warum eigentlich? Dieser Blick auf das Ganze führt dazu, daß man hier wenn schon nicht mit Gewerblichem, dann eben wieder mal die großen Flächen mit "Sammlungen" füllen muß. Warum nicht ersteinmal nur mit einer kleinen Fläche an der Lustgarten-seite anfangen? Warum nicht erstmal mit einer provisorischen Nutzung? Einer Nutzung, die wenigstens nicht nur für Bildungsbürger

attraktiv ist: Eine gebaute Alternative zu einem Volkspark, dessen Frei-Räume bestimmte Gruppen kurzfristig oder auch längerfristig besetzen können, Räume, die der Stadtsoziologe Siebel "Möglichkeitsräume" nennt. Dazu eine Bauhütte mit Jugendlager für Auszubildende als Provisorium, Ausstellungsräume für Architekturwettbewerbe verbunden mit einer Geschichtsbaustelle, auf der Teile des alten Schlosses, aber auch des Palastes nach den Ergebnissen von Teilwettbewerben wieder aufgebaut werden. Aber auch Wohnungen. *Work in progress!* Auch der von Ingenhoven vorgeschlagene Park hat ja den Vorteil, daß er die Zukunft offen hält und alles mit einer gewissen Vorläufigkeit betreiben kann. Ich bin sicher, daß ein solches Herangehen an Aufgaben mit derartigem Erwartungsdruck auf Dauer zu sehr viel unverkrampfteren und lebendigeren Lösungen führt als dieser immer stirnrunzelnde Feldherrenblick aufs Ganze.

### III. 6

## **Reichstagsrede zur Weiterverwendung von Paul Baumgartens Reichstagsumbau (1991)**

Ja, Herr Vorsitzender, es drängt mich sehr, Ihnen das Konzept Baumgartens zu erklären. Nicht das, wo wir hier sitzen, ist das Konzept, sondern das, was ursprünglich in seinem Kopf war und was wir damals noch versucht haben mit zu verwirklichen. Baumgarten hat es dann später eigentlich nicht mehr wiedererkennen können, so wie er sich später etwas bitter darüber geäußert hat. Ich muß Ihnen sagen: Als ich heute morgen hereingekommen bin, lange nach Baumgartens Tod, ist es um so schlimmer gewesen. Ich sehe jetzt fast gar nichts mehr von dem, was einmal die Ambition war. Deshalb muß man sich noch einmal vergegenwärtigen, was diese Nachkriegs-Schicht denn eigentlich war.

Das möchte ich zunächst tun. Und dann möchte ich Ihnen erstens zeigen, weshalb dieses ursprüngliche Konzept heute so aktuell ist und bei Studenten durchaus auf Verständnis stößt, und zweitens, weshalb wir guten Grund haben, auf dieser Nachkriegsschicht weiter aufzubauen und nicht, wie das früher, auch zu Baumgartens Zeiten üblich war, das Alte wegzuräumen, um sozusagen ein neues Architektur-Dia an die Stelle zu schieben.

(...) Gleich ein Wort zu der Wallotschen Kuppel. (... Diese Kuppel war schon vorher sang- und klanglos abgeräumt worden, als

Baumgarten hier anfang. Er hat sich damit beschäftigt, ob man sie nicht als zartes Liniengerüst wieder aufbauen sollte, hat diese Idee aber aufgegeben. Das liegt auch in der Logik dieses Konzepts, das nämlich das ganze gewaltige Mittelschiff mit seinen viele Meter dicken Pfeilern herausnimmt, um darin den neuen Parlamentsbau zu organisieren.

Sie sehen, oben darüber hinweggehend, eine durchgehende Rasterdecke, wie wir sie in einzelnen Sitzungssälen noch vorfinden. Sie fließt durch die gesamte Ebene hindurch, die in ihrer Höhe von der Säulenhöhe dieses Portikus bestimmt ist. Da befindet sich die große Feierhalle, die jetzt ganz im Dunkeln liegt; sie war damals ganz hell, es strömte das Licht von der Stadt durch den Portikus herein. (s.S.309) Dieses Licht hat sehr stark diesen Saal beleuchtet. Dazwischen an der Glasmembran ist die Heiliger-Plastik, diese große, aufspritzende Metallplastik. Dann geht es über in diesen Saal hier, der sehr hell sein sollte. Das Licht sollte von oben durch die Decke kommen und von den Seiten, aus den Höfen und hinten durch die Galerien. Er ist sehr transparent und von dem übrigen Raumzusammenhang nur durch die Galerien getrennt.

Auf der Erdgeschoßebene innerhalb des Sockelgeschosses geht man erst zur Mitte hin und kommt dann an den Kranz der Galerien. Da beginnt das, was das Thema dieses Baues gewesen ist: Es wird sozusagen ein architektonisches Ballett eröffnet. Es handelt sich darum, daß mitten in diesem düsteren und überladenen pan-germanischen Gemäuer sich eine weiße Primaballerina erhebt und fast schwerelos sich dreht: die Moderne! Baumgarten hatte diese Ballerina schon einmal in einer wilhelminischen Ruine zu neuem

Leben erweckt: ein paar Jahre vorher mit dem neuen Konzertsaal für die Musikhochschule hier in Berlin. Das war für ihn, den von seiner NS-Vergangenheit Belasteten, ein – wie er schrieb – „neuer Anfang als Architekt, eine endgültige Absage an die Nazi- und Nierentischarchitektur, eine Kampfansage...“. Von daher war er natürlich für die historische Aufgabe geradezu prädestiniert; denn die bombastische Wallot-Architektur forderte zu solchem Kampf regelrecht heraus.

Diese überladene, mit ihren vielen Achsenverschiebungen irrationale und unausgewogene Reichstagsruine, ein düsteres und damals auch im Sommer feuchtkaltes Gebirge, war eine Drachenhöhle, der die zweite Moderne weiß und leichtfüßig wie ein Phönix aus der Asche entsteigen sollte. Diese Entfaltung brauchte Platz, Raum, um Luftigkeit und Eleganz zu entwickeln, und deshalb musste die Höhle im Innern ausgeräumt werden.

Allerdings stieß diese Inszenierung hier auf eine Reihe von Schwierigkeiten, die zusammengenommen dieses Konzept so sehr behinderten, daß Baumgarten später sich darin nicht mehr wiederfand:

Erstens: Der Wallot-Bau war schon in seiner ursprünglichen Substanz, erst recht aber nach schon vollzogenen bestandssichernden Eingriffen in seinem Innern zu diffus und entstellt, um einen stabilen historischen Gegenpart abgeben zu können. Aber auch in den von Baumgarten bearbeiteten Teilen konnte die alte Bausubstanz ihren Part dieser Zwiesprache nicht deutlich spielen. Viele Teile, z. B. die schönen preußischen Kappen, mußten schon aus Brandschutzgründen verkleidet werden. Auch gewaltige

Lüftungskanäle konnte man an vielen Stellen nicht frei im Raum führen, sondern mußte sie in der alten Substanz hinter größeren Verkleidungen verstecken. So verlor der Altbau auch in diesen Bereichen viel von seiner steinernen Ursprünglichkeit.

Zweitens: Auch die Fassaden waren zuvor schon kräftig gerupft und von der für diese Inszenierung so wichtigen Überladenheit glatt rasiert worden. Hinderlicher aber war noch, daß ihre Gesamtform offenbar tabu war, so daß die Neue Architektur nirgends – und das hat Baumgarten sehr bedauert – nach sozusagen gewonnenem Kampf aus der germanischen Drachenhöhle heraustreten konnte.

Drittens: Die beiden Wallotschen Hauptgeschosse über dem Sockelgeschoß sind zu hoch, um sie für ein modernes, helles Raumgefüge bis obenhin nutzen zu können, oder, anders gesagt, die entstehende Aushöhlung zwischen den beiden Seitenflügeln war zu tief, um genügend Licht in die Geschosse zu bringen. Andererseits sollten die beiden Seitenflügel natürlich in voller Höhe genutzt werden und der Saal die volle Höhe des Portikus haben. Das aber brachte überdimensionierte Raumhöhen mit sich und übrigens dann auch diese zweite Galerie, die bei Baumgartens Verfassungsgericht natürlich nicht auftaucht. Es brachte also die großen Raumhöhen und mit diesen Raumhöhen verbunden große Knicklängen, was alles eine gewisse Monstrosität auch in die Baumgartenschen Säale zurücktransportierte.

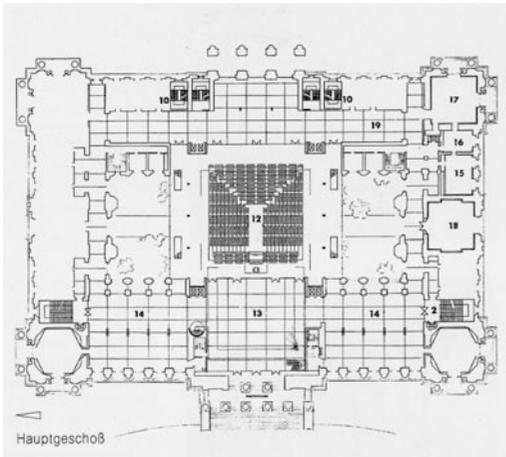
Viertens und letztens: Eine von heute aus gesehen unerklärliche, aber für solche politischen Entscheidungsverläufe wohl typische Eile nach vorausgehendem allzu langem Verschleppen und wohl

auch das bekannte Arbeitsbeschaffungsinteresse von Baubehörden führten dazu, daß die Bundesbaudirektion ihrerseits größere Randbereiche und Sitzungssäle selbst gestalten wollte. Später wurde dann auch noch der Architekt Brandel aus dem Büro Eiermann hinzugezogen, was aus der Zwiesprache Wallot-Baumgarten dann ein ziemliches Durcheinanderreden entstehen ließ, so sehr, daß Baumgarten später giftig notierte: „Einer (der Präsidenten der Bundesbaudirektion) legt auch, wohl ohne zu wissen, was er sich damit antut, immer großen Wert darauf, bei Veröffentlichungen hinzuweisen; Gesamtleitung: Bundesbaudirektion. Diese Feststellung ist gar nicht nötig; man sieht es auch so.“

(Heiterkeit und Beifall)

Diese Umstände erklärten auch wohl manches, was ich schon damals, sogar mehr als heute, kritisierte. Ich fand nämlich, daß unsere Einbauten zuwenig von der alten Substanz sich absetzten, und hätte gern die Ruine roher und rauher belassen, nur das Mauerwerk geschlänmt sozusagen. Davor, meinte ich, hätten die schwebenden Podeste und Galerien, die präzisen Stahlprofile noch viel größere Eleganz entwickelt. Besonders die vielen Täfelungen in den Sitzungssälen, an denen ich selber gezeichnet hatte, kamen mir dem alten Wallot viel zu nahe. Das wurde doch alles schon wieder sehr opulent und viel zu harmonisch.

Doch ich meine, daß die Idee immer noch, wenigstens in Ansätzen, deutlich ist und daß man sie jedenfalls durch etwas Nachbessern durchaus hinüberretten kann. Es gibt zwei Gründe, das zu tun: Erstens: Die architektonische Haltung in Baumgartens Sprache, nämlich das Gebaute von jeglichem klassizistischen Gehabe zu



befreien, ihm statt erhabener Strenge und Abgeschlossenheit eher den Ausdruck eines freundlichen Provisoriums mit offenem Ende zu geben, ist heute, nach dem Zusammenbruch aller überspannten Ideologien, wieder sehr aktuell und verständlich.

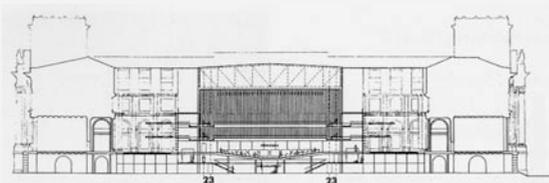
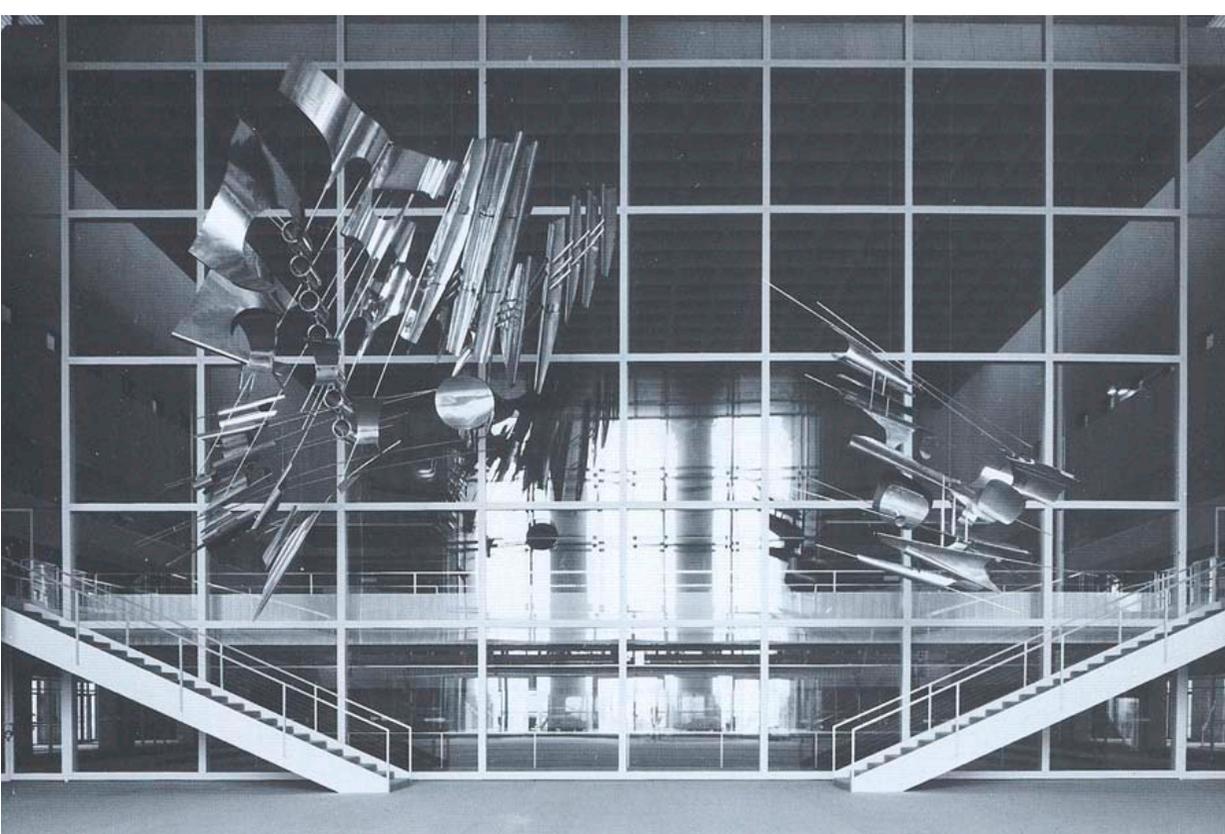
Zweitens: Wir Architekten beginnen zu lernen, daß es nicht sinnvoll ist, die Vorleistungen anderer zu zerstören, um uns selbst ungestört dort zur Wirkung zu bringen. Der Witz heutiger Architektur liegt darin, aus

und in den historisch vorhandenen Beständen das Heutige zu entwickeln und dabei das Vorhandene einer neuen Interpretation zuzuführen.

Deshalb lassen Sie mich zum Schluß nun auch meine Vision von diesem zukünftigen Bundestag kurz so beschreiben: Erstens. Die Architektur meines Bundestages macht schon von außen erkennbar, daß die demokratischen Traditionen Deutschlands nicht ungebrochen sind wie andernorts, wo man mit Stolz darauf halten kann, und daß es deshalb nichts Ganzes, nichts Vollständiges, Durchgängiges usw. für uns gibt und geben sollte. Beispielsweise wird die mächtige Westtreppe jetzt teilweise durch eine weit ausladende Rampe überstellt, die das barocke Bild absichtlich stört und die Inschrift über dem Portal jedenfalls, hoffe ich, für Berliner Sonntagsspaziergänger ausnahmsweise wahrmacht.

Zweitens – da stimme ich dem Kollegen Oechslin sehr zu – Raumprogramm und Architektur machen durch bescheidene Ausmaße und Ausstattung glaubhaft, daß hier nicht nur die Interessen von zwei Dritteln des Volkes, also den beiden oberen oder den beiden westlichen, wie Sie wollen, vertreten werden, sondern die Interessen aller, auch die der wachsenden Zahl der „Heimatvertriebenen“, der Arbeits- und Obdachlosen in diesem Land. Zwischen all dem internationalen Burohausprotz, der sich inzwischen in dieser wiedervereinten Stadt breit macht, ist mein Deutscher Bundestag ein *Low-cost*-Parlament ohne jegliches Imponiergehabe, aber mit architektonischer Eleganz, zwischen all dem Protz und in der pan-germanischen Hülle ein im wahren Sinne vornehmes Gebäude, das jedermann zu erkennen gibt, daß unsere Volksvertreter die Not in der Zweiten und Dritten Welt und die zunehmende Knappheit der Ressourcen auf diesem Planeten wenigstens kennen. Das also wäre meine künstlerische Utopie: der neue Deutsche Bundestag, ein Dauerprovisorium mit dem Charme einer fruhlen „Documenta“.

(Beifall)



**... mitten in diesem düsteren und überladenen pangermanischen Gemäuer erhebt sich eine weiße Primaballerina: und dreht sich fast schwerelos: die Moderne**

Um- und Wiederaufbau des Reichstags zum neuen Bundestag.

(Paul G. R. Baumgarten 1961–69

Plastik: "Kosmos 70" Bernhard Heiliger)

### III. 7

## **Rekonstruktion – Dekonstruktion. Stadtplanung nach dem Städtebau**

(1995)

Derzeit erleben wir – das scheint gegen Ende der Jahrhunderte immer so zu sein – eine tiefgreifende Wende in der Philosophie, in der Politik, im Rechtswesen, ja, eigentlich auf allen Feldern der Gesellschaftswissenschaften im weitesten Sinne, nicht zuletzt in der Stadtplanung. Diese, am Anfang dieses Jahrhunderts unter dem Titel "Städtebau" etabliert, war ja die Disziplin wissenschaftlicher Fortschrittsgläubigkeit schlechthin, ihre Produkte Zeugnisse dieser im Nachhinein zwerchfellerschütternden Mischung aus Naivität und Eitelkeit, mit der man meinte, Städte und Stadtteile künstlich erzeugen zu können. Diese Don Quichotes des Städtebaus glaubten tatsächlich, daß sich die Stadt nach dem Katalog ihrer jeweiligen Kriterien optimieren lasse so ungefähr nach dem Motto eines Karl Valentien: "Montags die Lastkraftwagen, dienstags die Feuerwehrautos, mittwochs die Radfahrer" usw. Bei Hilbersheimer sollte die Stadt auf zwei Ebenen organisiert werden: oben die Fußgänger, unten die Autos. Le Corbusier zeichnete in seinem von der Autofirma Voisin finanzierten Plan für Paris eine Stadt, die nur aus Hochhäusern im Grünen und aus daran vorbei flitzenden Autobahnen bestehen sollte und schlug munter vor, Paris nach und nach für diese geniale Idee abzureißen usw. Selbst noch das Erscheinungsbild von Stadt sollte nach der Vorstellung

dieser selbsternannten Menschheitsbeglückler in seiner Wirkungsweise erforscht und dann von besonders bestallten und promovierten Stadtbildplanern reguliert werden. Camillo Sitte unterrichtete vor 90 Jahren unter dem vielsagenden Titel: "Stadtplanung nach ihren künstlerischen Grundsätzen" die Fachwelt über das ästhetische Behagen, das von einem richtig plazierten Kirchturm am Ende einer Straße ausgeht.

Erst in den 60er Jahren erhoben sich erste warnende und kritische Stimmen, die sicher nicht zufällig von Fachfremden kamen: Jane Jacobs, eine amerikanische Journalistin, beschwerte sich in einem Buch "Tod und Leben amerikanischer Städte" über die unglaublichen Vereinfachungen der Städtebauer und machte an vielen Beispielen deutlich, daß wirkliche Stadt sehr viel komplexer ist und viel komplizierter funktioniert als die trivialen und ordentlichen Planungen der Architekten glauben machen. Ein amerikanischer Mathematiker, Christopher Alexander, wies etwa gleichzeitig in einem Aufsatz an Beispielen nach, daß Stadt nicht hierarchisch eindeutig wie ein graphentheoretischer "Baum" organisiert ist, sondern mehrdeutig wie ein vieldimensionales "Gitter". Alexander machte deutlich, daß die wohl organisierten Planungen der Stadtplaner wie etwa Brasilia immer wie eindeutige Bäume organisiert waren und hielt gleich im Titel seines Aufsatzes dagegen: *A city is not a tree!* Auch hierzulande gab es vereinzelt erste Skepsis. Um meine eigene lange Geschichte mit diesem Thema zu kennzeichnen, bitte ich um Verständnis, daß ich als Beispiel Dischkoffs und meine sieben Pamphlete von 1976 unter dem Titel: "Stadtplanung: einfach. Konzepte: gewöhnlich!" zitiere (s. III.1). Darin stellten

wir lakonisch die These auf, daß " 1. physische Stadtplanung (also Städtebau) eigentlich gar keine Wissenschaft und keine Kunst sei, sondern nur Wache schieben, Aufsicht halten. Also auf jeden Fall nichts besonders schwieriges," und daß man 2. keine neuen Entwürfe in diesem Feld bräuchte, sondern "im Gegenteil sich um die vorhandenen kümmern" müsse. Die ganze Misere mißglückter Großsiedlungen und Stadtumbauten, hieß es da, "liegt daran, daß die Architekten unbedingt gute Entwürfe machen wollen".

Doch unbeirrt von solchen Kritiken marschierte die Städtebau-Zunft weiter von einem Fehlschlag zum nächsten. Ganze Innenstadtteile wurden noch danach wie in Berlin am Kottbusser Tor oder in Paris um die Hallen platt gemacht für diese sonderbaren Entwürfe, die immer merkwürdigere Einfälle enthielten, z.B. die Autos tatsächlich in den Keller verbannten und die Straße für die Kinder frei machten und ähnliche menscheitsbeglückende Überraschungen boten, nur Stadt, dieses vielschichtige und hochkomplexe Feld menschlicher Unternehmungen und Konflikte, wurde daraus nie mehr. Und hatten Dischkoff und ich noch gehofft, mit unseren "7 Pamphleten zu einem veränderten Selbstverständnis von Stadtplanern und Architekten" auf ein breites Echo Gleichgesinnter zu stoßen, mussten wir bald feststellen, daß es außer ein paar Kasseler Kollegen davon nicht viele gab: Die Städtebauer setzten jetzt auf Interdisziplinarität und Bürgerbeteiligung, die Gutachten wurden immer dicker, aber die Ergebnisse blieben, wo sie nicht durch tapfere Instandbesetzer verhindert wurden, trotz der beschwörenden Titulierung als "humaner Städtebau" eigentlich so mager wie eh und je. Erst in den letzten Jahren ver-

breitete sich die Meinung, daß es so nicht mehr weiter gehen könne, weder mit der Bauleitplanung, die immer komplizierter wurde, noch mit der Bürgerbeteiligung, die immer schnell für mittelständische Sankt Floriane umfunktioniert wurde: Wo immer öffentliche Interessen beim Bau von Straßenbahnen, Asylantenunterkünften oder nur neuen Sozialwohnungen durchgesetzt werden mussten, sah man sich mit dieser neuen Art von Demokraten konfrontiert, die die erkämpften Rechte zum Schutz von Minoritäten jetzt für ihre eigennützigen Interessen als Anrainer und Altsassen ummünzten – geschickt die Interessen von Umwelt und Natur vor ihren eigenen her tragend. Und in der Skepsis gegenüber der überhandnehmenden Bauleitplanung und ihren Begleiterscheinungen sah sich mancher tapfere Stadtplaner zu seiner Überraschung plötzlich in einem Boot mit der Bundesregierung, der die ganze Richtung immer schon nicht passte. Planung war ihr doch immer schon eine Spielart von Sozialismus gewesen. Sie behinderte nur – selbst mit dem neuen Planungsbeschleunigungsgesetz – die freie Fahrt für freie Investoren. Jedenfalls gerieten die gewohnten Fronten hier, wie auch in anderen Umbruchfeldern, ganz und gar durcheinander. Schluss mit der Bauleitplanung! Aber die Londoner *docklands*, die steuer- und panungsfreien, deregulierten *free zones*, die möchte man auch nicht. Ja was denn eigentlich?

In diese allgemeine Verwirrung hinein meldet sich um 1990 ein Berliner Architekturkritiker zu Wort: Sein Stichwort heißt: kritische Rekonstruktion. Hoffmann-Axthelm bringt damit Dischkoffs und meine schon zitierte Forderung von 1976 "Stadtplanung braucht keine neuen Entwürfe. Sie muß sich im Gegenteil um die

vorhandenen kümmern..." auf einen präziseren Begriff. Vor allem ist es sein Hinweis auf die Wirksamkeit der Parzelle als stabiles Element und Voraussetzung einer weitgehend von städtebaulicher Manipulation befreiten und selbststeuernden Stadtentwicklung, der Bewegung in die Szene bringt<sup>1</sup>. Damit hat man endlich etwas Greifbares. Die Aktivierung der Flurstücke und Parzellen hatte auch Nikola Dischkoff 1990 als Methode empfohlen: "Beim Anlegen eines Siedlungsgrundrisses erscheint es oft ratsam, den Gegebenheiten im Gelände zu folgen: entlang der Flurgrenzen und Flurwege – zumeist auch Grundstücksgrenzen – verlaufen die künftigen Straßen. Das erleichtert die spätere Umlegung, ebenso werden vorgezogene Erschließungsmaßnahmen möglich. Einzelne Grünbestände, Wiesen und Baumreihen und -gruppen lassen sich in die künftige Anlage und Allee ... integrieren. Das erübrigt manche Ausgleichsmaßnahme und erhält ein Stück Erinnerung<sup>2</sup>"

Hier stoßen wir ansatzweise auf eine neue Art Stadtplanung, eine Methode, die wir, die Kasseler Baufrösche, in unserer Praxis Passives Entwerfen nennen und die man – mit etwas anderer Gewichtung – ebensogut "kritische Rekonstruktion" nennen könnte. Das will besagen, daß wir dem stastus quo eines Geländes und der Bestände darauf einen hohen Wert zusprechen, ganz unabhängig von materiellen oder kulturellen Qualitäten. Es geht uns darum, nicht das Alte fortzuräumen, um Platz für das Neue zu machen, sondern den jetzigen Zustand für seinen veränderten Fortbestand

<sup>1</sup> s. Dieter Hoffmann-Axthelm: Warum Stadtplanung in Parzellen stattfinden muß, *Bauwelt* 15/1989

<sup>2</sup> s. Das Städtische Antlitz einer Region Hrg. vom Umlandverband Frankfurt 1990

umzuinterpretieren. Statt von oben her aufzuräumen, resozialisieren wir das Chaos von unten her. Alles Gewordene, ob häßlich oder schön, ob billig oder wertvoll, hat beim Passiven Entwerfen einen Beharrungswert und eine Art Lebensrecht: jedenfalls soll es seine Chance haben. Und unsere Kunst (ja: Kunst!) besteht nun darin, den vorhandenen Dingen neue Rollen zuzusprechen, ein Vorgang, der auch ohne Planung sich hundertfach in der Stadt vollzieht: eine Tankstelle erscheint plötzlich in der neuen Rolle als Speiserestaurant, ein Laden als Kindergarten, eine Tiefgarage als Champignon-Gärtnerei, eine Fabrik als Hochschule usw.

Aber es geht eben nicht nur um die Resozialisierung von Gebäuden: es geht um den Erhalt und die Umwidmung von allem, was auf und unter der Erdgleiche ist. Alles das bildet einen Zusammenhang, an dem sich Gewohnheiten und Erinnerungen von Bewohnern festmachen. Diese Uminterpretation etwa der ehemaligen SS- und dann NVA-Kasernen für eine neue Wohnstadt Oranienburg, die Umwidmung des Kasernentors in den Lesesaal einer Stadtbibliothek, das Aufbauen auf dieser kontaminierten KZ-Schicht, diese Methode, statt immer aufzuräumen das entstandene Chaos zu akzeptieren, diese Methode ist es, die uns mit dem Dekonstruktivismus verbindet. Wo Libeskind in seinem konkurrierenden Wettbewerbsbeitrag für Oranienburg alles unterwasser setzt für ein gigantisches Denkmal, enthalten wir uns der großen Urteile und stellen die Kasernen in einen neuen Zusammenhang. Sie werden weiterleben und werden ihre furchtbare Geschichte dabei nicht loswerden. Aber sie werden die Chance ausdrücken, die jedes Ding und jede Existenz haben muß. Niemand hat das Schlusswort!

Die Stadt ist mittlerweile überall. Es hat sich gezeigt, daß sie nicht zu ordnen und wie eine Maschine zu reparieren ist. Sie umsteht uns mit hässlichen Mauern und schmutzigen Ecken. Aber sie ist instande, sich immer aufs Neue den neuen Umständen anzupassen. Das ist die dekonstruktivistische Botschaft des Passiven Entwerfens und dessen, was sich kompliziert Kritische Rekonstruktion nennt. Es geht also – das muß man in Kassel nicht nur den Planungslaien deutlich machen, nicht um die Rekonstruktion irgendeines historischen Zustands, sondern schlicht um die Wiederverwendung und Weiterverwertung aller Bestände, der Nachkriegsbestände ebenso wie der aus der Vorkriegszeit, für zukünftige Nutzung: In der Kasseler Unterneustadt liegt freilich der größte und bedeutsamste Teil dieser aufgeschichteten Bestände gleich unter der Oberfläche. Man müsste sie wie in Pompeji nur freischaufeln, um noch dem letzten Zweifler klarzumachen, welch ein Aberwitz es ist, über diesen alten Straßen und Gassen, die bis hin zu den Kantsteinen noch wenige Zentimeter unter der Oberfläche liegen, eine neue Stadtstruktur entwerfen zu wollen. Wiederaufbauen mit allem, was danach gebaut und gepflanzt worden ist: mit der 50er-Jahre-Gaststätte, mit den Stufen zum Messeplatz, mit den Beuys-Bäumen usw., das ist gemeint mit kritischer Rekonstruktion. Es ist alles schon da, wir müssen es nur für heute neu interpretieren: das war gemeint mit dem philosophischen Dekonstruktivismus.

Das Chaos muß man weiß Gott nicht wie in der Architektur künstlich entwerfen und inszenieren: es ist schon da! Zu viele Trümmer und Bruchstücke umgeben uns, zu viele Bauruinen und Desaster

haben unsere früheren Unternehmungen und Reformen verursacht, als daß wir die Kontraste und Brüche besonders inszenieren müssten. Die Geschichte umstellt uns mit diesen Versatzstücken: mit Brandwänden, an die nie angebaut wurde; mit Fabriken, die längst keine mehr sind; mit einem fast vergessenen Hauptbahnhof, mit Stadtplätzen, die von Straßen und Bahnen zerschnitten werden. Alles trifft hier hart aufeinander: die Kirche auf die Moschee, die Polizei auf die Heilsarmee. Es gibt viele Heimaten in diesem Exil Stadt. Und diesem wachsenden Großstadtchaos gegenüber wirkt der Versuch des Städtebaus, aufzuräumen und für Harmonie und Ordnung zu sorgen, wie ein letztes Gefecht der Provinz gegen die unaufhaltsam wachsende Metropole. Ja, das scheint – von heute aus gesehen – seine Rolle gewesen zu sein. Ein letztes Gefecht der Provinz mit Dialekt, mit Typischem, mit gewachsener und überlieferter Kultur gegen diese unübersichtliche und unharmonische Verstädterung der Welt. Stadtplanung als eine Art Kunstgewerbe!

Kassel ist – eher zufällig – zu einem der Hauptschauplätze des Abschieds vom Städtebau geworden. Es ist sicher kein Wunder, daß gerade viele Fachkollegen maulen oder verärgert den Fachbeirat (der Unterneustadt) verlassen. Immerhin ist es ja ihre Disziplin, die hier in Frage steht. Aber diese Stadt, die wie keine andere deutsche Stadt das Opfer von städtebaulicher Zerstörung geworden ist, hat es wirklich verdient, den ersten Schritt ohne die städtebauliche Gouvernante zu tun und einfach wiederaufzubauen statt neu zu planen.



**... eine architektonische Heiterkeit,  
die an das schiefe und Verdrehte  
der alten Fachwerkhäuser erinnert ...**

Skizzen und erläuternder Text für die  
Ausstellung der Ergebnisse des Workshops  
"Wie baut man Stadt". ( M. Wilkens 12/1993)

Die Autoren des Verfahrens hatten mir zur Aufgabe gemacht, ein Turmhaus als markanten Eingang zum neu-alten Stadtteil zu skizzieren. Die "Baufrösche" hätten doch in Nürnberg auch so ein schönes Turmhaus an den Fluss gebaut – "so etwas, nur kleiner!"

Ich fand die Idee reizvoll und dachte mir ein Haus aus, das so etwas wie ein Scerzzo in der Musik ist: eine heitere architektonische Erzählung von dem Schiefen und Verdrehten der alten Fachwerkstadt. Die Geschichte eines Hauses, das mit seiner Lage nicht ganz glücklich ist und deshalb mit jedem höheren Geschoss sich mehr dahin wendet, wo was los ist. Unten im EG könnte ein Spezialladen sein, in den Geschossen darüber je 2 Wohnungen, und ganz oben im 6. OG ein Turmcafe.

Derossi und Jourdan fanden dann heraus, daß es die Sicht auf den Turm der Martinskirche verstellt. Sie fanden hier am Brückenkopf ein Plätzchen ohne Turmhaus besser. Herzog schlug auch ein turmartiges Gebäude vor, aber etwas weg von der Brücke. Hier zeigt sich das Manko, daß es keine Parzellierung mehr gibt. Man verfällt wieder ins städtebauliche Entwerfen, das wir eigentlich doch durch "Rekonstruieren" des alten Entstehungsvorgangs ersetzen wollten: durch parzellenweises Bebauen ...

*wilkens 12/93*



### III. 8

## **Neu und ganz unmodern: die Unterneustadt in Kassel**

(2002)

So unspektakulär dieser neu-alte Stadtteil Kassels sich heute in ersten Umrissen darstellt, so neuartig und zukunftsweisend ist er eigentlich. Er ist – neben der Tübinger Südstadt – ein erster Großversuch, der inzwischen neben dem Gebauten und schon Sichtbaren auch erste nicht unmittelbar erkennbare Ergebnisse zeitigt, die für ähnliche Vorhaben berücksichtigt werden sollten.

Erinnern wir uns, was eigentlich das Ziel war: Durch Planen und Bauen im "fiktiven und realen Bestand"<sup>1</sup> hofften wir, statt Siedlung Stadt zu bauen, wie Hoffmann-Axthelm das nannte, also "normales Bauen in der Stadt" prozesshaft zu organisieren, bei dem "als Ergebnis nicht nur Bau- und Nutzungsstrukturen entstehen, sondern städtisches Leben." Diese Hoffnungen knüpften sich vor allem (erstens) an die – leider nach dem Krieg gelöschtten – Parzellen, und (zweitens) an den alten Stadtgrundriss.

<sup>1</sup> Stadt Kassel(Hrg.): Wege zur Unterneustadt S.11 Als fiktiver und realer Bestand galten vor allem die – leider nach dem Krieg gelöschtten – Privat- und Straßenparzellen, die unter der Oberfläche noch existenten goßenteils mittelalterlichen Keller, Reste der alten Zollmauer, aber auch die inzwischen entstandenen Bauten wie der Naturstein-Kiosk aus den 50er Jahren und die neue Leipziger Straße, die Beuyss-Bäume und anderer wertvoller Baumbestand.

Vom Bauen auf der Parzelle erhofften wir uns die prozesshafte Besetzung des Gebiets mit vielen einzelnen Projekten, deren Träger einzelne Bürger ("Stadtgründer"), Stadtentwickler ("Investoren") und Gruppen sein sollten, ("Kooperativen, die besondere innovative Ansätze, u.a. im technischen und sozialen Bereich, selbstverantwortlich durchführen")<sup>1</sup>. Vom Bauen auf dem alten Stadtgrundriss erhofften wir uns Dichte, konkret die Aufhebung der neuzeitlichen Abstandsregularien, und überhaupt die Vermeidung der bekannten Verbürokratisierung des dreidimensionalen Raums und seiner Tranchierung durch die "Knödellinien" eines B-Plans. Also das traditionelle und bewährte aber ganz unmoderne Nebeneinander vieler verschiedener Gebäude und Nutzungen entlang einer Straße. Mit einer öffentlichen Straße oder einem Platz vor dem Haus und mit einem privaten oder halbprivaten Hof dahinter. Und das brauchte man wirklich nicht neu zu erfinden, wo es doch hier – physisch und symbolisch – unter der Oberfläche noch präsent war, mit altem Pflaster und schönen Straßennamen.

Was die Urbanität durch Vermeidung von "Städtebau" angeht, so ist das Ergebnis, soweit erkennbar, eine Bestätigung. Schon jetzt ist für jedermann spürbar, daß hier ein Stück dichter Stadt entsteht und nicht "Siedlung". Und erstaunlich ist auch, daß man – mindestens in der Christophstraße – die Altstadt spürt, die die Unterneustadt ja einst gewesen ist. Und das, obwohl es keinerlei altertümelige Architektur gibt. Es liegt wohl an dem nicht ganz geraden Straßenraum und seinem engen Querschnitt, an dem

<sup>1</sup> (ebenda, S.53)

munteren Nebeneinander verschiedener Fassaden "für jeden Geschmack" und nicht zuletzt an den beiden Kirchtürmen, die von der Altstadt her sichtbar sind. Die Dichte erschrickt manchen Besucher, wie man von Spaziergängern zuweilen hört, aber sie ist gleichzeitig auch der große Fortschritt.

Was aber die prozesshafte Besetzung des Gebiets angeht, so ist diese Hoffnung nicht aufgegangen. Weder gab es einzelne Stadtgründer und Selbstnutzer, von wenigen Ausnahmen abgesehen, noch Bauherrngruppen oder Genossenschaften, die für sich selbst planen und bauen. Und hier muß man sich fragen, ob das Ziel falsch gestellt oder garnicht wünschenswert war oder ob wir etwas falsch gemacht haben. Mir scheint das Letztere: Wenn man das prozesshafte Neben- und Nacheinander will, muß man für zweierlei sorgen.

**1. muß man es Einzelnen und Gruppen leichter machen, die kleinen Parzellen zu bebauen. Parzellen, die ziemlich teuer und noch dazu mit vielen Verboten und Geboten belegt sind, kann man nicht kostengünstig bebauen.** Vor allem die aberwitzige Vorschrift, daß man wegen des Bodendenkmals(!) die Kellernutzungen oberirdisch organisieren und dazu die Autoabstellplätze auf dem eigenen Grundstück nachweisen muß, führten zu Baukosten, die auch für gut verdienende Selbstnutzer nicht finanzierbar sind.

**2. ist eine Instanz nötig, die die Interessenten mit den Architekten zu "Baustellen-Gruppen" zusammenführt** so ähnlich, wie das durch die "Wohnstadt" in Block 16/18 – allerdings für mehrere

größere Wohnhäuser – gemacht worden ist. Das ist eine dem Umfang nach nicht zu unterschätzende Arbeit, und die muß bezahlt werden. Aber allein die entfallende Grunderwerbssteuer könnte einen Teil dieser Kosten kompensieren. Jedenfalls gibt es hier Forschungsbedarf. Einfach nur kleine Parzellen einteilen und warten, daß die Leute kommen und sie einzeln oder in Gruppen bebauen, scheint jedenfalls selbst bei geringeren Preisen und weniger Auflagen in dieser Dichte ziemlich unrealistisch. Jedenfalls bietet sich in solchen Situationen an, daß Bauträger, die die Planung vorfinanzieren und Baupreise ermitteln können, den Bauinteressenten diese Risiken abnehmen und fertige Wohnungen zu fixen Preisen anbieten. Oder gibt es ein öffentliches Interesse an dieser Kleinteiligkeit "ohne Investor"? Wenn ja, müsste die Öffentliche Hand mindestens die *manpower* bezahlen, die nötig ist, damit sie rationell organisiert werden kann.

Mir scheint aber, daß wir hier etwas übertreiben. Das Bauen ohne Investor ist eher ein Programm für die Vorstadt, wo die zukünftigen Bewohner einen Teil der wünschenswerten Umgebung und Stadtöffentlichkeit noch selbst organisieren müssen und wo das Leben quasi dörflicher, auf jeden Fall nachbarschaftlicher ist. Hier in der Stadt, wo wir alles dahaben: die Restaurants und Cafes, die Läden und die Fitnessclubs, ein Jugendhaus, Theater und Markthalle, Schulen, Kindergärten und sogar ein Gefängnis, hier kann das Wohnen anonymer, d.h. städtischer sein. Und da kann man die mühselige Abstimmung von Planung, Baurecht, Förderung, Finanzierung und Verkauf ruhig einem erfahrenen Investor überlassen. Interessanter erscheint mir die Frage, wie wir eine gewisse Klein-

teiligkeit der Planung mit Investoren organisieren können, ohne daß dadurch der Bauprozess zu kleinteilig und zu teuer wird. Für die Wasserstadt in Berlin-Spandau hatten wir (die Baufrösche) mit diesem Ziel folgenden Weg vorgeschlagen. Es werden bestimmte Parzellentypen gebildet und dafür ein Architektenwettbewerb ausgeschrieben. Dadurch entsteht sozusagen ein Hauskatalog für die verschiedenen Situationen. Investoren und Bauinteressenten können aus allen, auch den unprämiierten – Beiträgen sich ihren Haustyp auswählen, dürfen damit allerdings nie mehr als 5 Parzellen nebeneinander besetzen. Die genaue Verteilung der gewählten Bausteine übernimmt ein unabhängiges Gremium (wie hier der Fachbeirat). Dieses Gremium teilt das Baugebiet auch in Baulose ein und sorgt dafür, daß die beteiligten Architekten ein bauleitendes Büro bestimmen oder bilden, das dann im Auftrag der beteiligten Investoren das Hausgemenge für dieses Los realisiert. Entsprechend müssten die jeweils zwei oder drei beteiligten Bau-träger unter sich einen bestimmen, der die Bauherrngeschäfte übernimmt. (Dieses Vorgehen ist in der Unterneustadt stellenweise praktiziert worden.) Man kann sich sicher auch andere Strategien vorstellen: solche, bei denen statt des Architektenwettbewerbs ein Unternehmer/Architektenwettbewerb mit Schlüsselfertig-Preisen vorgeschaltet wird und die Investoren Baulose erwerben, die sie dann mit einem Gemenge von Typen ihrer Wahl bebauen können, wobei wiederum die beteiligten Architekten ein Bauleitungsbüro bilden. Wie auch immer: man sollte solche "Spiele" überlegen, die bautechnisch rational und kostengünstig sind und dennoch ein Gemisch von Häusern auf verschiedenen Parzellen realisieren.

Ist das nicht Romantik, Vortäuschung falscher Tatsachen? Ich glaube nicht und ich bin froh, daß man schon in der Unterneustadt, die ja in dieser Hinsicht noch nichteinmal optimal gelaufen ist, einen Beweis für diese schwer benennbare Qualität vor sich hat. Die Ästhetik des "Vieles Verschiedenens nebeneinander" ist ja real mit einem dichten Nebeneinander verschiedener Geschmäcker, verschiedener Lebensstile und damit auch verschiedener sozialer Herkünfte verbunden, jedenfalls solange, wie es eine freie Entscheidung gibt, hier in diesem einen Haus und nicht in dem andern wohnen zu wollen. Das ist beim klassischen Sozialen Wohnungsbau (1.Förderweg) natürlich nicht der Fall. In Sozialbausiedlungen wäre deshalb eine solche Vielfalt auch unangemessen und eher eine Täuschung. Da müssen wir eher bemüht sein, den Bewohnern noch einen gewissen Gestaltungsspielraum vor allem in den privaten Freiflächen (z.B. Mietgärten) zu verschaffen. Das ist dann "Siedlung". In der Stadt aber muß man auf die Ermöglichung dieses dichten und anonymen Nebeneinanders setzen, auch "kitschige" Architektur ermöglichen, was "richtigen" Architekten, besonders den prominenten, partout nicht einleuchten will. Unsere Schwarze Zunft ist da völlig ohne Humor, nimmt sich und ihr Anliegen viel zu ernst!

Es gibt dann ja noch einen anderen, verbal immer gern bemühten Aspekt, der das Städtische herbeibeschwören soll: die Nutzungsmischung. Aber auch hier fehlen Erfahrungen, wie das im Zusammenhang mit Wohnungsbau bewerkstelligt werden soll. Die Programme, die Träger sind meist entweder nur auf Wohnungsbau oder auf Gewerbebau eingestellt. Die Vermarktung kann kein Inte-

resse an einer Vermischung von Wohnen und Gewerbe haben. Man will keine Fahrräder und Kinderwägen vor einem Anwaltsbüro und kein Kindergekritzel im Hausflur oder im Fahrstuhl. Und die stadtplanerische Nomenklatur kennt nur das eine oder das andere. Nun gibt es aber zunehmend Arbeit, die nicht oder nur zum Teil gewerblich ist und andere Belange, die weder unter Gastronomie oder Gewerbe oder Ladenflächen einzuordnen sind und die dennoch nicht Wohnen sind. In der Siedlung hatte man dafür noch Gemeinschafts- oder Bürgerhäuser vorgesehen. Auch die Kirchen hielten dafür bestimmte Räume offen. Aber in der Stadt gab es dafür vielfältigere Möglichkeiten. Irgendwelche ehemaligen Remisen, Werkstätten, leengeräumte Läger: ein buntes Gemisch vielfältiger und abgeschriebener Raumangebote, in denen sich verschiedene Arten kultureller Arbeit festsetzen konnten. Kaum ein Atelier irgendeines bekannten Modernen, das als solches gebaut worden wäre. Aber es geht nicht um große Kunst, sondern um die Kreativität, die – in Gruppen- oder Einzelaktivitäten – wohnungsnah möglich sein sollte und die durch die aktuellen demographischen und kommunikationstechnischen Entwicklungen immer wichtiger wird.

Dieses Problem ist am Stadtrand natürlich noch prekärer als hier. Aber auch in der Stadt ist die Entstehung einer städtischen Atmosphäre auch davon abhängig, daß es neben der möglichst großen Mischung von Gewerbe- und Wohnflächen eben auch solche Raumangebote gibt., die weder für das eine noch das andere vorgesehen sind. Und das ist der Grund, aus dem in einem Untereustadt-workshop 1997 die Idee eines Werkhofs entstanden ist. Unser

Vorschlag war einfach, nicht alle Flächen für Wohnen zu reklamieren, sondern im Hof des ehemaligen Waisenhauses noch eine Fläche für etwas anderes als Wohnen offen und für die Öffentlichkeit auch zugänglich zu halten. Zwar sind die Räumlichkeiten noch nicht gebaut, nur der Platz dafür freigehalten. Aber schon jetzt ist erkennbar, daß dieser Vorschlag eine Angebotslücke getroffen hat. Schon gibt es einen Kreis von Interessenten, der mit den beteiligten Trägern die Modalitäten diese Werkhofs diskutiert. Auch hätte man diese Flächen längst – allerdings nur bei geförderter Miete – für die Vermietung an gewerbliche Interessenten bebauen können: an eine Tanzschule und an einen Keramiker z.B. Hier stellt sich wohnpolitisch die Frage, wie weit man solche Flächen nicht als Wohnfolgeflächen mit in die Förderung einbeziehen kann, mit der Voraussetzung z.B., daß sie von einem gemeinnützigen Verein betrieben werden, der sie vermietet und dafür sorgt, daß hieraus jedenfalls kein Gewerbehof entsteht. Jedenfalls ist dieser Werkhof ein echtes Experiment, und wenn es gelingt, wird man schon in zwei Jahren hier die Aktivitäten eines Internetcafes, einer Tauschbörse, einer Schneiderei, eines Ateliers für Kochkunst, eine Malwerkstatt usw. bestaunen können.

## **Wo bleiben die Gärten?**

(1996)

Präambel zu einer geplanten Tagung ccy  
an der Universität Gesamthochschule Kassel

Zwar hat die Postmoderne Straßen und Plätze als soziale Räume wenigstens stellenweise wiederentdeckt, die Chance aber, mit den neuen Stadterweiterungen der 90er Jahre und den damit verbundenen Eingriffs- und Ausgleichsmaßnahmen auch benutzbare Gärten und Parks für die Bewohner verfügbar zu machen, wurde dabei verpasst: Gärten, so heißt es, bringen nicht die nötigen "ökologischen Ausgleichswerte". Auch würden die Leute lieber vor dem Fernseher oder dem HeimPC sitzen als Unkraut zu jäten. Und so wird die Trennung von Stadt und Natur künstlich am Leben erhalten. Gärten und die, die sie dringend gebrauchen könnten, haben keine Lobby. Es gibt nur: Entweder ideologisch verbohrte Renaturierung und Naturschutz, d.h. mit Eingriffs- und Ausgleichsmaßnahmen oder aber "wirtschaftliche" Verwertung von Boden für Bauland und EG-subsventionierte Landwirtschaft ohne Rücksicht auf Verluste,. So fehlt es zunehmend an benutzbaren Freiflächen für Kinder und Jugendliche. Auch die wachsende Zahl von Rentnern und Erwerbslosen bleibt auf Alkohol, aufs Zugucken oder auf das Herumfahren angewiesen. Dieses Land braucht eine offensive Freiflächenpolitik! Dieses Land braucht PolitikerInnen undPla-

nerInnen, die nicht nur die Natur vor ihrer Verwertung schützen, sondern auch die Menschen. Gärten: Mietgärten, Schrebergärten, Nutzgärten, Ziergärten, Wohngärten, Kinder-gärten, Bolzpätze, Quartierparks, Volksparks sind Sozialpolitik, Hilfe zu einem bewußten und würdigen Leben in der Stadt. Diese Einsicht soll mit der Tagung verbreitert werden.



**Die "Parzelle als stabiles Element und Voraussetzung einer weitgehend von städtebaulicher Manipulation befreiten und selbststeuernden Stadtentwicklung".**

Landschaftsübliche "Knicks" trennen Groß-Parzellen, deren Bebauung von den Baugruppen/Investoren selbstgestaltet wird. Das Foto zeigt den Zustand um 2001 mit noch kaum trennenden "Knicks".

(Stadterweiterung Bocholt-West Bauförderung 1994–2000)

## **Für eine soziale Gartenpolitik**

(Mit Heidrun Hubenthal, 2004)

Globalisierung bedeutet globale Ortsungebundenheit: weltweiter Personen-, Güter- und Datenverkehr waren die nötigen technischen Voraussetzungen, um überall alles kaufen und verkaufen zu können, um überall mit jedermann und jederzeit korrespondieren zu können. Kein Wunder, dass Grenzen und lokale Gesetzgebungen aus der Sicht der Gewinner dieser Entwicklung nur hinderlich sind und beseitigt gehören. Dem könnte ja auch jeder zustimmen, wenn globaler Handel und Wandel tatsächlich einer wachsenden Zahl von Menschen heute und in Zukunft zugute käme. Doch daran besteht begründeter Zweifel. Denn abgesehen von der Datenübermittlung ist dieser globale Weltverkehr nicht ohne hohe Kosten zu haben. Er basiert immer noch zum allergrößten Teil auf dem klimaschädlichen Verbrauch von Erdöl, das selbst bei der optimistischen Schätzung der Shell A.G. nur noch 30 Jahre zur Verfügung steht. Aber selbst wenn andere als Öl schluckende, also regenerative Energietechniken 65% des Energiebedarfs decken würden, wäre damit das Problem der Welt-Klimaerwärmung nur zum Teil gelöst: Immer noch würden 25% des Treibhausgasmenge von 1990 dabei ausgestoßen. Und immer noch wäre mit der Klimaerwärmung und der Rodung der Regenwälder die wichtigste Ressource menschlichen Lebens in Gefahr: der Boden.



Aber unsere Ernährung kommt, das muss man heutigen Großstadtkindern schon erklären, aus dem Boden, einer lebenden Substanz, die mit Zufuhr solarer Energie aus altem, organischen Leben neues zu produzieren in der Lage ist. Dieser Prozess ist aber zu komplex, als dass man ihn mit industriellen Methoden regenerativ, also „nachhaltig“, nachbilden könnte. Auch der Boden ist irgendwann am Ende. Jedenfalls ist mit industrieller Agrarwirtschaft auf Dauer keine Ernährung für alle, erst recht keine gesunde Ernährung mehr gewährleistet. Und so kommt es unweigerlich zur Kritik der globalen Ortsungebundenheit: Sie verdirbt Klima und Boden, ganz abgesehen davon, dass sie die lokalen Märkte vernichtet und damit auch die Kleinbauern, die noch von ihnen leben und den Boden instandhalten! Die

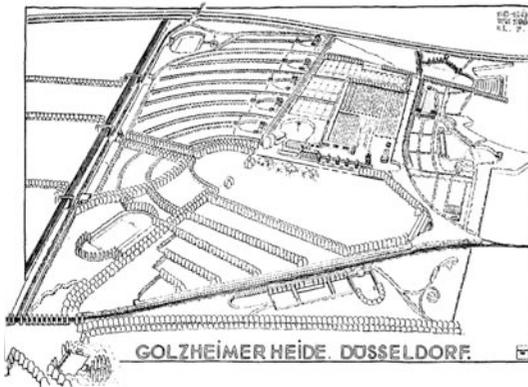
ganze Absurdität dieser ortsungebundenen Versorgung zeigt sich schon darin, dass die globale Ernährungsindustrie jährlich 40 Billionen Dollar für Reklame ausgibt: Reklame für Essen!

Statt also auf zukünftige Technik zu hoffen, die Klima- und Bodenkatastrophen schon irgendwie vor dem Absturz vermeiden wird, sollten wir besser die politischen Voraussetzungen schaffen, die einer weniger globalisierten Agrarwirtschaft sowohl hier wie auch „im Süden“ das Überleben ermöglichen. In den Tropen kann man zum Beispiel dafür sorgen, dass aus Plantagenwirtschaft intensive Gartenwirtschaft entsteht, wie das ansatzweise und angerieben durch die Blockade-Situation seit etwa 8 Jahren in Kuba



begonnen wird. Wobei es sich dort als hilfreich erweist, dass es keinen Großgrundbesitz mehr gibt. Die dort oft von Rentnern auf städtischem Boden initiierten Beetkulturen erwirtschaften inzwischen auf biologisch nachhaltige Art und ohne Einsatz von Pestiziden, drei bis acht (!) Ernten im Jahr an hochwertigem Gemüse für die Bewohner des jeweiligen Stadtteils und die nahen Kindergärten, Schulen oder Krankenhäuser, die

sie zu Vorzugspreisen beliefern müssen. Bedenkt man, dass hier durchschnittlich aus 150 Quadratmeter natürlich gedüngten Bodens im Jahr 2250 Kilo Gemüse nachhaltig, also ohne Zerstörung des Bodens erwirtschaftet werden und dass das dem jährlichen Mindestbedarf einer 3-köpfigen Familie entspricht, kann man leicht errechnen, dass bei erfolgreicher Ausdehnung dieser urbanen Gartenwirtschaft auf ein Gebiet von zusammengekommen ca.25 mal 25km die Bevölkerung Kubas (11 Millionen) fast ohne



Import von Lebensmitteln ausreichend und gesund davon ernährt werden könnte. Hier zeigt sich das gewaltige Potential, das im tropischen Boden schlummert.

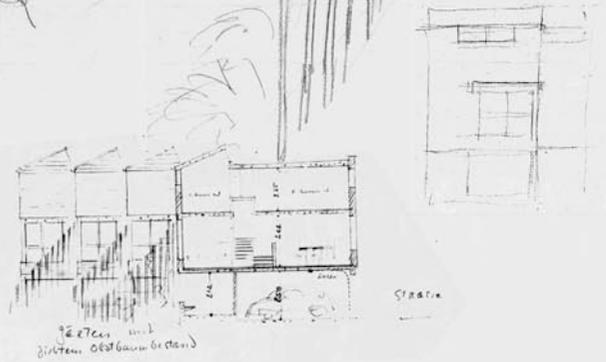
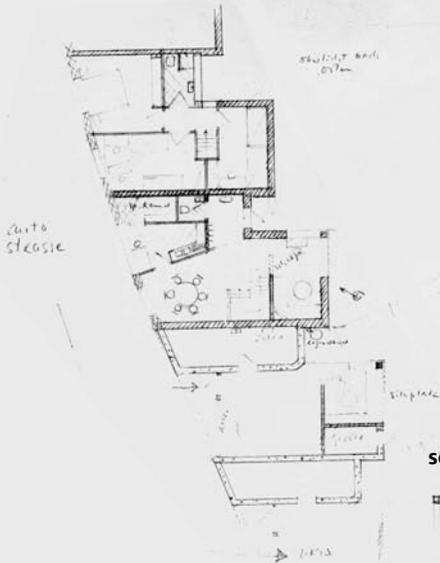
Leider hat die Bevölkerung in den meisten tropischen Ländern über die Jahrhunderte kolonialer Plantagenarbeit die gärtnerischen Kenntnisse, wo es sie vorher schon gegeben hat, ganz verlo-

ren. Auch in Kuba muss man sich diese Erfahrungen neu erarbeiten. Aber wo Bildung und Boden dafür aufbereitet werden, können sich Dritte-Welt-Länder mit solcher intensiven Gartenwirtschaft aus der für sie fatalen Abhängigkeit vom Weltmarkt wenigstens teilweise befreien. Auch in Brasilien könnte ein solches Programm städtischer Gartenkultur 100 mal mehr im Sinne von Fome Cero (Null Hunger!) bewirken als Armenküchen.

Aber auch in den alten Industrieländern des Nordens gilt es, die Möglichkeiten einer sozialen Gartenpolitik in Betracht zu ziehen. Zwar ist der erzielbare Ertrag hier wegen der geringeren Zufuhr an Sonnenenergie etwa 3 mal geringer, aber dafür kommen in unseren reichen Ländern Faktoren ins Spiel, die den Ertrag in sozialer und gesundheitspolitischer Hinsicht steigern. Ist es nicht absurd, dass wir über einen Mangel von Arbeitsplätzen klagen, wo doch gleichzeitig mit der Bevölkerung die Städte schrumpfen und die zunehmend freiwerdenden Flächen ehemaliger Industrien und ganzer Wohngebiete brachfallen und darauf warten, bearbeitet zu werden? Warum geben wir den Arbeitslosen, Migranten und Rentnern, die es möchten, nicht ein Stück Pachtland statt nur „Sozialhilfe“? Natürlich ist nicht jeder aus dieser Gruppe von heute auf morgen ein erfolgreicher Gärtner. Dafür braucht es Vorbildung und gewisse Organisation. Aber wie viele dieser sinnenleerten und heimatlosen Existenzen könnten in einem solchen Garten neue Wurzeln schlagen und ihren Stolz und ihre Würde wieder finden, wenn wir ihnen nur diese Möglichkeit eröffneten und die entsprechenden sozialpolitischen und stadtplanerischen Vorkehrungen dafür leisteten! Statt die Karotten im Winter aus Südafrika mit

einem Energieaufwand einzufliegen, der dem 68fachen der enthaltenen Energie entspricht, könnten wir sie besser um die Ecke bei einer urbanen Gärtnerkoop kaufen, die zum Beispiel die Karotten in einem Kühlhaus überwintert, das von den Wärmepumpen zur Beheizung des Kindergartens gekühlt wird.

Schon in der ersten großen Weltwirtschaftskrise hatte der Landschaftsplaner Leberecht Migge dafür plädiert, statt pflegeaufwendiger Parks Volksparks anzulegen, die nur aus öffentlichen Promenaden mit Sitzcken und kleinen Spiel- und Sportplätzen bestünden. Die eigentliche Parkfläche aber sollte besser Kleingärtnern überlassen werden. Migge war es auch, der vorrechnete, dass eine fünfköpfige Familie, wenn ihr 200 qm Pachtland für Kartoffeln zur Verfügung gestellt würde, sich aus einem biologisch gedüngtem Garten mit Hühner- und Hasenstall von zusammen 200qm voll ernähren könnte. Aber das ist 80 Jahre her. Es hat den Anschein, als wenn die politische Öffentlichkeit über der Hektik des globalisierten Konsums den Boden vor der eigenen Haustür schon fast vergessen hat. Dennoch gibt es erste Beispiele einer urbanen Agrarkultur: die community gardens in New York, verschiedene „Internationale Gärten“ in Österreich, England, Deutschland und Norwegen. In Wilhelmsburg, einer Vorstadt Hamburgs mit hoher Arbeitslosigkeit und hohem Migranten-Anteil, regten wir auf einem Internationalen Planerworkshop an, dieses Thema zum Leitthema der Internationalen Gartenschau 2013 zu machen. Es scheint so, als ob die Fachöffentlichkeit die Kräfte entdeckt, die im städtischen Boden stecken.



... Wie viele dieser sinnleerten und heimatlosen Existenzen könnten in einem Garten neue Wurzeln schlagen und ihren Stolz und ihre Würde wieder finden!

Entwurf zu einer "Kleingärtnerstadt" (M. Wilkens, Studienarbeit an der TH Karlsruhe 1961)

## Schlussbemerkung

Während ich die Texte für diese Sammlung zusammenstellte, gab mir meine Tochter Voltaires *Candide*, den sie in der Schule auf Französisch gelesen hatte. Mir würde besonders der Schluss gefallen! Und kurz zuvor hatte mir Eike Bolland auf dem von den Baufröschchen ausgerichteten Überraschungsfest zu meinem 70. im Kasseler Architekturzentrum Francois Julliens philosophischen Traktat "Über die Wirksamkeit" überreicht. In einer kleinen Ansprache hatte er dazu bemerkt, dass ich in dem dort beschriebenen chinesischen Denken viele Ähnlichkeiten mit meiner Denke wiederfinden würde. Inzwischen habe ich beide Bücher gelesen und finde, dass beide Franzosen tatsächlich einen durchgängigen Aspekt dieser Textsammlung bestätigen, den ich meinen studentischen Lesern nicht vorenthalten möchte: Es scheint nämlich, dass zumindest Teile meiner Generation, die man in den 50er Jahren auch die "skeptische" genannt hat, in ihrem Denken – wohl in Reaktion auf die Erschütterungen der Kriegszeit – eine Abwendung von all den spektakulären (und oft verbrecherischen) "Heldentaten" der Väter vollzogen hat, die Jullien als Stereotype des westlichen Denkens ausmacht. Seit Platon orientiert sich in der westlichen Kultur das Handeln an einem idealen Modell, das es dann durch heroische Taten geradewegs zu realisieren versucht. Gerade so wie Corbusiers "Mensch, der geradeaus schreitet, weil er ein Ziel hat..." Jullien zeigt, dass das chinesische Denken da ganz anders verfährt: nämlich immer vom Potential der gegebenen Situation her, das dann genutzt wird, um die Dinge in die gewünschte Richtung zu

lenken, je klüger, desto weniger sichtbar. Deshalb nimmt es auch nicht Wunder, dass es nicht einmal ein Wort für "Helden" gibt. Demnach halten es die chinesischen Denker wohl mehr mit dem von vielen Zufällen beeinflussten Weg des von Corbusier so verachteten Esels, der "ein wenig döst, den Schatten der Bäume sucht und den Steinen ausweicht..." Man kann auch sagen: Der östliche Strategie bewirkt etwas wie ein Gärtner oder Bauer, der die Natur möglichst viel selbst erledigen lässt, ganz unspektakulär. Und dann begreift man mit Staunen, dass Voltaires Reaktion auf Leibnitz` "beste aller möglichen Welten" schon damals diesen west-östlichen Gegensatz thematisiert hat – mit der Geschichte des von vielen Zufällen hin und her geleiteten Lebenswegs Candides. Und die beendet er so: ... *Jeder machte sich daran, seine Talente zu entfalten. Das kleine Stück Boden brachte viel ein.(...) und Pangloss sagte einmal zu Candide: "Alle Ereignisse sind in der besten aller möglichen Welten miteinander verknüpft; denn wäret Ihr schließlich nicht um der Liebe zu Fräulein Kunigunde willen mit ordentlichen Tritten in den Hintern aus einem schönen Schloss verjagt worden, hätte man Euch nicht vor die Inquisition gebracht, hättet Ihr nicht Amerika zu Fuß durchwandert, dem Baron einen tüchtigen Degenstoß versetzt und alle Eure Hammel aus dem guten Land Eldorado eingeblüßt, dann würdet Ihr hier jetzt nicht eingemachte Zedratfrüchte und Pistazien essen". – "Wohl gesprochen", versetzte Candide, "aber wir haben in unserm Garten zu arbeiten."*<sup>1,2</sup>

M.W., im Mai 2005

<sup>1</sup> Voltaire "Candide – oder Der Optimismus", Leipzig 1972, 2001)

<sup>2</sup> Francois Jullien: Über die Wirksamkeit, Berlin 1999

# Quellen

## I. Form und Gebrauch

1. Seminarpapier vom WS 75/76 zum Seminar: Architektur und der Lehr-Lernbereich Ästhetische Praxis im neuen Studiengang
2. gekürzt nach: Die Angst vor den Formen, in *Bauwelt* 22, 11. 6. 1973
3. Redaktioneller Titel: Einführung der Öffentlichkeit beim Ideenwettbewerb – das „Dietzenbacher Modell“ in *Bauwelt* 15, 22. 4. 1977, s. auch Schriftenreihe des BMin. für Raumordnung, Bauwesen und Städtebau 02.028, Bonn 1982
4. An die bofiphilen P... war eine von der Redaktion des Baumeisters erbetene Stellungnahme zu den im Heft 8 veröffentlichten beiden Bofill-Wohnquartieren bei Paris. Sie erschien in *Baumeister* 9, 1983. Das zweite ist eine Antwort vom April 84 auf eine Einlassung Giselmanns im *Glasforum* 1, 1984: Ricardo Bofill oder die Toleranz
5. Vortrag im Rahmen einer Veranstaltungsreihe des Studienbereichs 1 an der Gh Kassel am 8. 5. 1984, abgedruckt in *arch+* 75/76, 1984
6. Beitrag zu einem Sammelbrief ehem. Ungers-Studenten an Oswald Mathias Ungers vom 27. 6. 1986
7. Unveröff. Manuskript als Reaktion auf eine Veröffentlichung im *Baumeister* Heft 2, 1980
8. aus: *Leberecht Migge – Gartenkultur des 20. Jahrhunderts*, Fb Stadtplanung, Landschaftsplanung der Gh Kassel (Hrg), Worpswede 1981
9. Abschiedsvorlesung im Hörsaal des Technik III-Gebäudes der Uni Kassel am 25. 10. 2000
10. Vortrag. auf der Abschiedsveranstaltung für die Professoren Gustav Lang, Peter Prinz und Jürgen v. Reuss am 25. 6. 03, abgedruckt in: *Fb Architektur, Stadtplanung, Landschaftsplanung an der Uni.Kassel (Hrg.): Wegbeschreibungen*, Kassel 2004

## **II. Hausbau, Wohnbau, Quartiersbau**

1. aus: Baufrösche Kassel: Froschperspektiven zum Hausbau, arch+ 75/76, 1984
2. Entwurf für eine Resolution des Wohnbundkongresses in Münster 1985, abgedruckt in: Wohnbundjournal 6/7, 1985
3. Präambel für eine Ausstellung von Studentischen Arbeiten des Fachbereichs Architektur, Stadtplanung, Landschaftsplanung der Gh Kassel im Kasseler Rathaus 1984
4. Vortrag in Frankfurt-M am 5. 11. 91, abgedruckt in das bauzentrum 5/92
5. Vortrag beim Kongreß der Gesellschaft für Rationelle Energieverwendung am 12. 10. 1994 in der Dokumentahalle in Kassel
6. Vortrag im Rahmen einer summer school für Architekten in der Aula magna der Universita Frederico II in Neapel am 14. 4. 1994
7. Architektur auf dem krummen Eselspfad in Bauwelt 7, 1994.
8. gekürzt aus: Mindeststandards im Sozialen Wohnungsbau in das bauzentrum 4 und 5, 1991
9. Vortrag auf einer Veranstaltung des Werkbunds(?) in Mainz am 13. 10. 1992
10. In: Das Bauzentrum/Baukultur Heft 3, 2001

## **III. Stadt, Stadtzentrum und Erinnerung**

1. in: Baumeister 7 und 8 1978
2. wie vor, und in: Bauwelt-Fundamente 52 Braunschweig und Wiesbaden 1980
3. Vortrag im Eiermannhórsaal der TU Karlsruhe, abgedruckt in: Einsele, Martin(Hrg.) Stadt im Diskurs, Beiträge zur aktuellen Städtebaudiskussion, Karlsruhe 1994
4. in: Tagesspiegel vom 28. August 1997
5. Unveröffentl. Manuskript, 2001
6. gekürzt nach dem Stenographischen Bericht des Reichstagskolloquiums, Berlin 14./15. 2. 1992

7. Vortrag im Rahmen der Hochschulwoche der GhK am 17. 2. 95, auch in: Hochparterre 5, Zürich 1995
8. Vortrags-Manuskript für irgend eine nicht mehr zu ermittelnde Verwendung, datiert 16. 9. 03
9. Präambel zu einer geplanten aber nicht zustande gekommenen Tagung an der Gh Kassel (1996)
10. Für eine soziale Gartenpolitik auf städt. Brachland erschien als.: Social politics on urban wasteland /politica social para terrenos baldios em área urbana in: News from the Field/noticias do campo, Hong Kong Press No.15, Sao Paulo 2004

### **Bildnachweis**

- 20, 94, 225, 228, 266, 337 Archiv Wilkens
- 76/77 nach Infoblatt des Magistrats der Stadt Dietzenbach
- 78 aus: Annabelle d'Huart (Hrg.): Ricardo Bofill: Taller de arquitectura, Stuttgart 1985. Foto: Deidi Schaeven
- 85, 129, 131, 142 aus: Adolf Loos 1870–1933, Raumplan – Wohnungsbau, Ausstellungskatalog der Akademie der Künste, Berlin 1983
- 91, 110, 111, 112, 119, 124, 334 aus: Fachbereich Stadtplanung, Landschaftsplanung der Gesamthochschule Kassel (Hrg.) Leberecht Migge 1881–1935 Gartenkultur des 20. Jahrhunderts. Worpswede 1981
- 97 aus Lauterbach, Joedicke: Hugo Häring, Stuttgart 1965
- 99 aus Baumeister 2/1980
- Titelbild 165, 176, 193, 205, 215, 234, 235, 242, 273, 294, 320, 329  
Archiv Baufrösche
- 205 Luftbild aus: Ulrich Gerlach: Zum Wohnen in der Stadt, Lammspringe-Hildesheim 2004
- 307, 309 aus: Akademie der Künste, Abt. Baukunst (Hrg.) Paul Baumgarten. Bauten und Projekte 1924–1981, Berlin 1988
- 333–334 Fotos: Heidrun Hubenthal